

# *Latein* *Forum*

*Heft 85/86*  
*2015*

Flavius Josephus

Online-Plattform Arethusia

Alexander der Große

commentarium petitionis consulatus

Fahrt zu den Grenzen der Erde

Andreas Hofer Latinus

Wien-Exkursion

Vergil

Von Salamis zur Normandie

Antike im Internet

Neo-Latin Podcast

Stichwort: „Familie“

Katze und Mensch

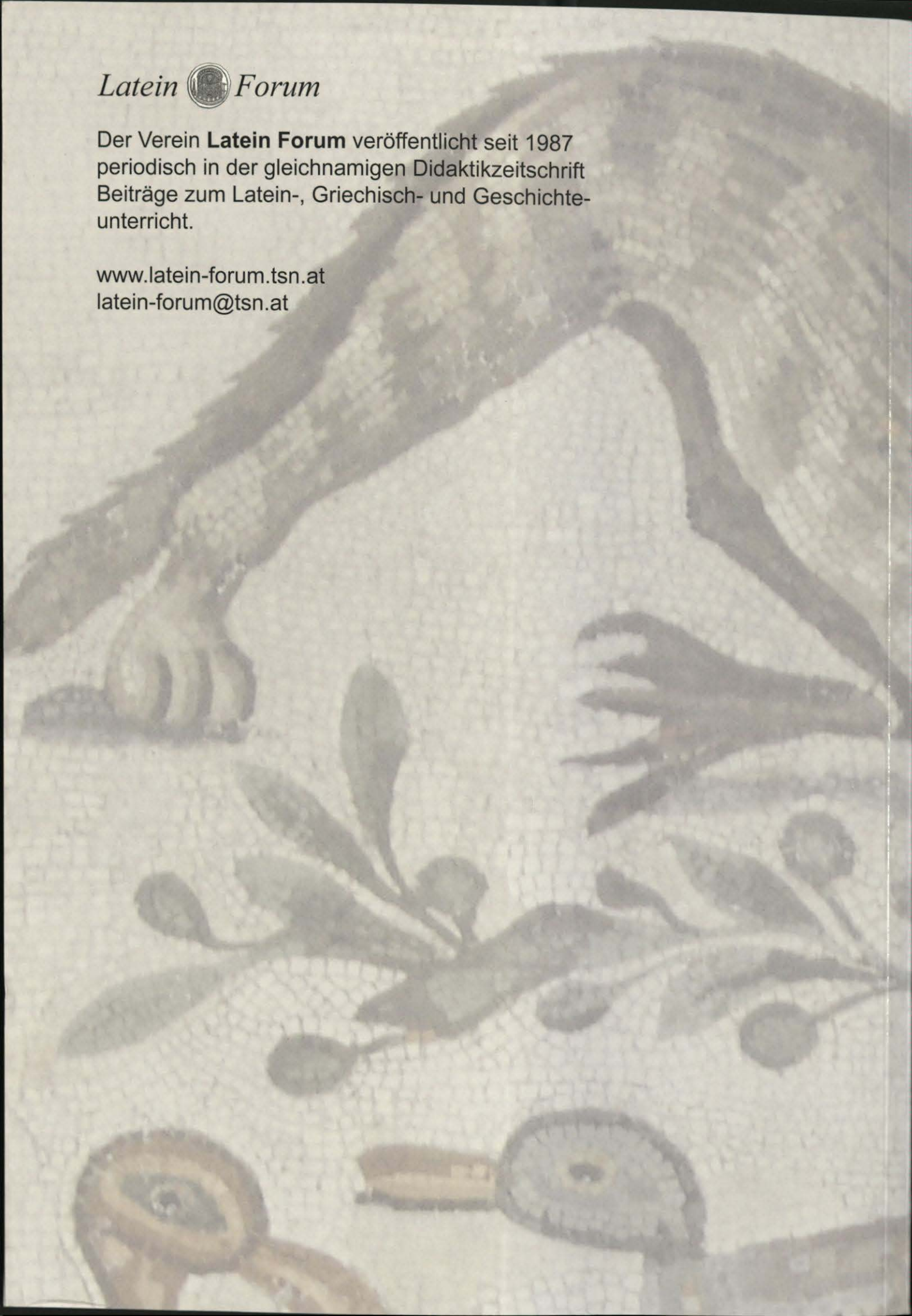




*Latein*  *Forum*

Der Verein **Latein Forum** veröffentlicht seit 1987 periodisch in der gleichnamigen Didaktikzeitschrift Beiträge zum Latein-, Griechisch- und Geschichtsunterricht.

[www.latein-forum.tsn.at](http://www.latein-forum.tsn.at)  
[latein-forum@tsn.at](mailto:latein-forum@tsn.at)





Ein Flavius-Josephus-Fragment im Tiroler Landesarchiv ..... <i>(Christoph Haidacher, Innsbruck)</i>	1
Die Online-Plattform Arethusa ..... <i>(Robert Lichtensteiner, Graz)</i>	12
Alexander der Große live ..... <i>(Martina Adami, Bozen)</i>	22
Hinter den Kulissen des republikanischen Machtmanagements - Zwei Übersetzungen des „commentarium petitionis consulatus“ von Quintus Tullius Cicero im Vergleich ..... <i>(Reinhard Senfter, Innsbruck)</i>	34
Die Fahrt zu den Grenzen der Erde - Von Herodot bis zur Alexander-Historiographie ..... <i>(Reinhold Bichler, Innsbruck)</i>	45
Andreas Hofer Latinus. Lateinisches im Umfeld des Tiroler „Volkshelden“ ..... <i>(Wolfgang J. Pietsch, Graz)</i>	68
Auf Schritt und Tritt Latein. Gedanken und Beispiele zur Einbindung von Latein in das Programm von Wien-Exkursionen ..... <i>(Johann Stockenreitner, Wien)</i>	86
„Empfindsam, klar und dennoch voller Magie“, ein „Maximum an Intensität und Konzentration“ - Über das Proömium der sechsten Ekloge und hundert Verse aus dem „best poem of the best poet“ ..... <i>(Reinhard Senfter, Innsbruck)</i>	95
Von Salamis zur Normandie - Schlachten für Freiheit und Demokratie <i>(Friedrich Maier, Puchheim bei München)</i> .....	119
Antike im Internet: Online-Übungen auf <a href="http://www.sofatutor.at">www.sofatutor.at</a> ..... <i>(Gottfried Siehs, Innsbruck)</i>	131
Ludwig Boltzmann Institute for Neo-Latin Studies: Neo-Latin Podcast ..... <i>(William Barton, Innsbruck)</i>	132
Stichwort: „Familie“ ..... <i>(Klaus Bartels, Kilchberg bei Zürich)</i>	136
Die Beziehung zwischen Katze und Mensch in der lateinischen Literatur von der Antike bis ins Mittelalter - Teil 1 ..... <i>(Romina Lebitsch, Innsbruck)</i>	138

Titelbild: Römisches Mosaik mit Darstellung einer Katze (Rom, Vatikanische Museen) - Foto: Wknight94/Wikimedia

Impressum:

Latein Forum (gegründet 1987), Verein zur Förderung der Unterrichtsdiskussion,  
c/o Institut für Klassische Philologie der Universität Innsbruck, Langer Weg 11, A-6020 Innsbruck

Die Zeitschrift Latein Forum wird in Innsbruck seit 1987 von einem LehrerInnen-Team herausgegeben. Sie stellt praxisorientierte  
Unterrichtsideen und -materialien zur Diskussion und versammelt wissenschaftliche Beiträge auf dem Gebiet der Didaktik der Alten  
Sprachen.

Kontaktadresse: [latein-forum@tsn.at](mailto:latein-forum@tsn.at), [www.latein-forum.tsn.at](http://www.latein-forum.tsn.at)

Redaktionsteam: Christine Leichter, Harald Pittl, Reinhard Senfter, Michael Sporer, Otto Tost

Bankverbindung: Hypo Tirol Bank (BLZ 57000), Kto. Nr. 210 080 477, IBAN AT22 5700 0002 1008 0477, BIC HYPTAT22

## Ein Flavius-Josephus-Fragment im Tiroler Landesarchiv

Christoph Haidacher

Das Tiroler Landesarchiv verwahrt als Behördenarchiv das Schriftgut der staatlichen Verwaltung für den Raum des alten Tirol, beginnend im 11. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Neben diesen je nach Periode unterschiedlich geschlossen erhaltenen und strukturierten Registraturen, die das staatliche Handeln dokumentieren, begegnen aber auch Dokumente, die man auf den ersten Blick nicht in einem Behördenarchiv erwarten würde.

Dazu zählt in erster Linie die in den Bestand „Handschriften“ integrierte Fragmentesammlung. Während ausgesuchte Stücke, wie das „Buch der Väter“ oder die „Christherre Chronik“ (Weltchronik des Rudolfs von Ems), die das Interesse der Germanisten schon vor Jahrzehnten auf sich gezogen hatten, als Handschrift 21.1–7 separat gelegt wurden, sammelte man die große Masse unterschiedlichster Fragmente ohne weitere Erschließung in einem mehrere Schachteln umfassenden Konvolut, das die Handschriftennummer 95 erhielt.

Im Rahmen eines im Wintersemester 2013/14 am Institut für Geschichte der Universität Innsbruck veranstalteten und von Prof. Mark Mersiowsky und dem Autor geleiteten Forschungsseminars wurden diese mehr als 300 Fragmente einer Sichtung unterzogen, soweit wie möglich bestimmt und eine Einteilung in Sachgruppen (Liturgica, Musicalia, Scientifica, Literaria, Iuridica, Acta, Varia, Drucke) vorgenommen.

Das Ergebnis barg einige Überraschungen: Neben zahlreichen liturgischen Texten und Musikalien, die aufgrund von Neuerungen im Ritus der katholischen Kirche nicht mehr benötigt wurden und daher für die Verwendung als Bucheinbände, Makulatur etc. prädestiniert waren, kamen einige „Raritäten“ ans Tageslicht: eine Hoheliedparaphrase des Williram von Ebersberg, eine *Politica* des Aristoteles, Blätter aus dem Buch Exodus aus Rodenegg, Statuten der Stadt Pisa, karolingische Bruchstücke aus Innichen, eine Bibelkonkordanz sowie verschiedene Schreibmeisterblätter, um nur einige Besonderheiten zu nennen. Für Altphilologen von besonderem Interesse dürfte jedoch das Pergamentblatt mit der Signatur 95.3000 sein: ein Fragment aus den „Jüdischen Altertümern“ des Flavius Josephus.

Der jüdisch-römische Autor Flavius Josephus zählt zu den wichtigsten Autoren des hellenistischen Judentums und fand auch im christlichen Abendland große Verbreitung, da er unter anderem über die Zeit Jesu Christi berichtete (wobei eine Erwähnung der Person Jesu, das sogenannte „Testimonium Flavianum“, – sie wäre die erste eines nichtchristlichen Autors gewesen – wohl später von christlicher Seite eingefügt worden sein dürfte), und deshalb vielfach von christlichen Historiographen rezipiert wurde, während er in der jüdischen Welt, wo man ihn für einen Romgünstling hielt und fallweise sogar als Verräter sah, in Vergessenheit geriet; erst nach der Staatsgründung Israels im Jahr 1948 erlebte dieser antike Geschichtsschreiber in seiner „Heimat“ wieder eine Renaissance.

Joseph ben Mathitjahu, wie er ursprünglich hieß, wurde 37 oder 38 n.Chr. in Jerusalem geboren. Er entstammte einer angesehenen Priesterfamilie mit familiären Verbindungen zum Königshaus. Er erhielt eine traditionelle jüdische Erziehung und schloss sich der theologischen Richtung der Pharisäer an. Im Krieg der Juden gegen die römische Herrschaft



(66-70 n.Chr.) stellte er sich auf die Seite der Aufständischen und war einer ihrer Anführer in Galiläa. Im Jahr 67 wurde er bei der Eroberung von Jotapata von den römischen Truppen gefangengenommen. Er entging der Kreuzigung (er hatte in Abwandlung einer Bibelpassage, die die Ankunft des Messias verheißt, Vespasian und seinem Sohn Titus prophezeit, dass sie einst den Kaiserthron in Rom erlangen würden), schloss sich den Römern an und wurde deren Übersetzer und Berater bei der Belagerung von Jerusalem. Nach der Zerstörung des Tempels (70 n.Chr.) ging er mit Titus nach Rom, wo er auch unter Annahme des Namens Titus Flavius Josephus das Bürgerrecht erlangte. Finanziell vom Kaiser unterstützt konnte er sich fortan seinen historiographischen Interessen widmen, die vom Wunsch getragen waren, den Römern die jüdische Religion, Kultur und Geschichte zu vermitteln. Über seine letzten Lebensjahre ist nichts Gesichertes bekannt. Nach dem Tod Domitians (96 n.Chr.), des letzten Kaisers aus der flavischen Dynastie, verliert sich seine Spur; er ist vermutlich um 100 n.Chr. in Rom gestorben.

Flavius Josephus hinterließ ein reiches Werk: Neben den an dieser Stelle noch näher zu besprechenden „Jüdischen Altertümern“ ist es vor allem seine Darstellung des „Jüdischen Krieges“; von kleinerem Umfang sind seine Streitschrift „Gegen Apion“ und seine Autobiographie.

Der „Jüdische Krieg“ (Περὶ τοῦ Ἰουδαϊκοῦ πολέμου, De bello Iudaico) in sieben Büchern stellt sein erstes und zugleich bekanntestes Opus dar. Es wurde bald nach seiner Ankunft in Rom begonnen; er schrieb es zunächst in Aramäisch, seiner Muttersprache, und legte bald darauf eine Fassung in Griechisch, der damaligen lingua franca im östlichen Mittelmeerraum, vor. Flavius Josephus konzentrierte sich dabei nicht nur auf den jüdischen Aufstand der Jahre 66-70 n.Chr., sondern er holte weit in die Vergangenheit aus. Er war mit beiden Sichtweisen vertraut, bezog jedoch eine maßvoll prorömische Position, die Vespasian und Titus in einem günstigen Licht erscheinen ließ.

Seine Autobiographie, ohne eigenen Titel, erschien lediglich als Anhang zu den „Jüdischen Altertümern“. Sie stellt einen Abriss seines Lebens dar, wobei Flavius Josephus – neben der Betonung seiner historiographische Qualifikation – bemüht ist, seine Integrität als Heerführer in Galiläa zu betonen. Sie weist durchaus apologetischen Charakter auf, da er ob seiner Handlungen sich mehrfach Kritik stellen musste.

Sein letztes uns überliefertes Werk „Gegen Apion“ (Contra Apionem) (vermutlich um 96 n.Chr. erschienen) stellt eine Verteidigungsschrift für das Judentum gegen Angriffe von griechisch-heidnischer Seite dar.

Die „Jüdischen Altertümer“ (Ἰουδαϊκὴ Ἀρχαιολογία, Antiquitates Iudaicae; in Anlehnung an die „Antiquitates Romanae“ des Dionysios von Halikarnassos) bilden mit ihren 20 in griechischer Sprache abgefassten Büchern das zweite Hauptwerk des Flavius Josephus. Sie wurden um 93/94 n.Chr. vollendet und haben die jüdische Geschichte von Anbeginn bis zum Ausbruch des Aufstands gegen die Römer im Jahr 66 n. Chr. zum Inhalt. Das Werk stellt damit für die Epoche des hellenistischen Judentums und des Urchristentums eine der wichtigsten verfügbaren Quellen dar, da er sich auf Werke stützt, die sich nicht mehr oder nur bruchstückhaft erhalten haben. Flavius Josephus ist – in einer durchaus seiner Religion skeptisch bis feindlich gegenüberstehenden Umgebung – vom Bestreben geleitet, die Geschichte und Religion auch diesen Kreisen näherzubringen, um damit Ressentiments abzubauen.

Die Rezeption seiner Werke erfolgte bereits zu Lebzeiten; als „Kriegsberichterstatter“ des ersten jüdischen Aufstandes erfuhren seine Bücher im antiken Rom große Verbreitung. Frühe christliche Historiographen wie Eusebius von Caesarea († 339/40) griffen mangels anderer zeitgenössischer Quellen auf ihn zurück und trugen zur Verbreitung seiner Werke bei. Auch im Mittelalter gerieten seine Schriften nicht in Vergessenheit; beispielsweise fand er Erwähnung in den *Res gestae Saxonicae* des Widukind von Corvey. Der Humanismus führte zu weiteren lateinischen Übersetzungen sowie zum Druck sowohl des „Jüdischen Krieges“ wie der „Jüdischen Altertümer“. Insgesamt sind mehr als 100 griechische und über 200 lateinische Ausgaben überliefert; Übersetzungen in zahlreiche andere Sprachen wie in das Slawische oder in das Arabische sind schon für das Mittelalter bezeugt.

Die früheste lateinische Übersetzung des griechischen Originaltextes stammt von Rufinus von Aquileia († 411/12). Sie diente dem Basler Buchdrucker und Verleger Johannes Frobenius als Grundlage für die 1524 herausgegebenen „Flavii Josephi Opera“; auch das vorliegende Fragment folgt bis auf marginale Abweichungen und zeitbedingte Varianten (-e statt -ae) der lateinischen Übersetzung von Rufinus von Aquileia.

Bei diesem im Tiroler Landesarchiv verwahrten Bruchstück aus dem Werk des Flavius Josephus handelt es sich um eine aus zwei Blättern bestehende Lage, die 41 x 31 cm (Höhe x Breite) misst; als Beschreibmaterial diente Pergament, als Schreibstoff die im Mittelalter gebräuchliche Eisengallustinte; fallweise sind die Initialen in Rot gehalten bzw. mit Rot verziert. Diese Initialen stimmen meist nicht mit den Kapiteln und Abschnitten der Rufinius-Edition von Frobenius überein, sondern scheinen fallweise recht willkürlich gesetzt worden zu sein.

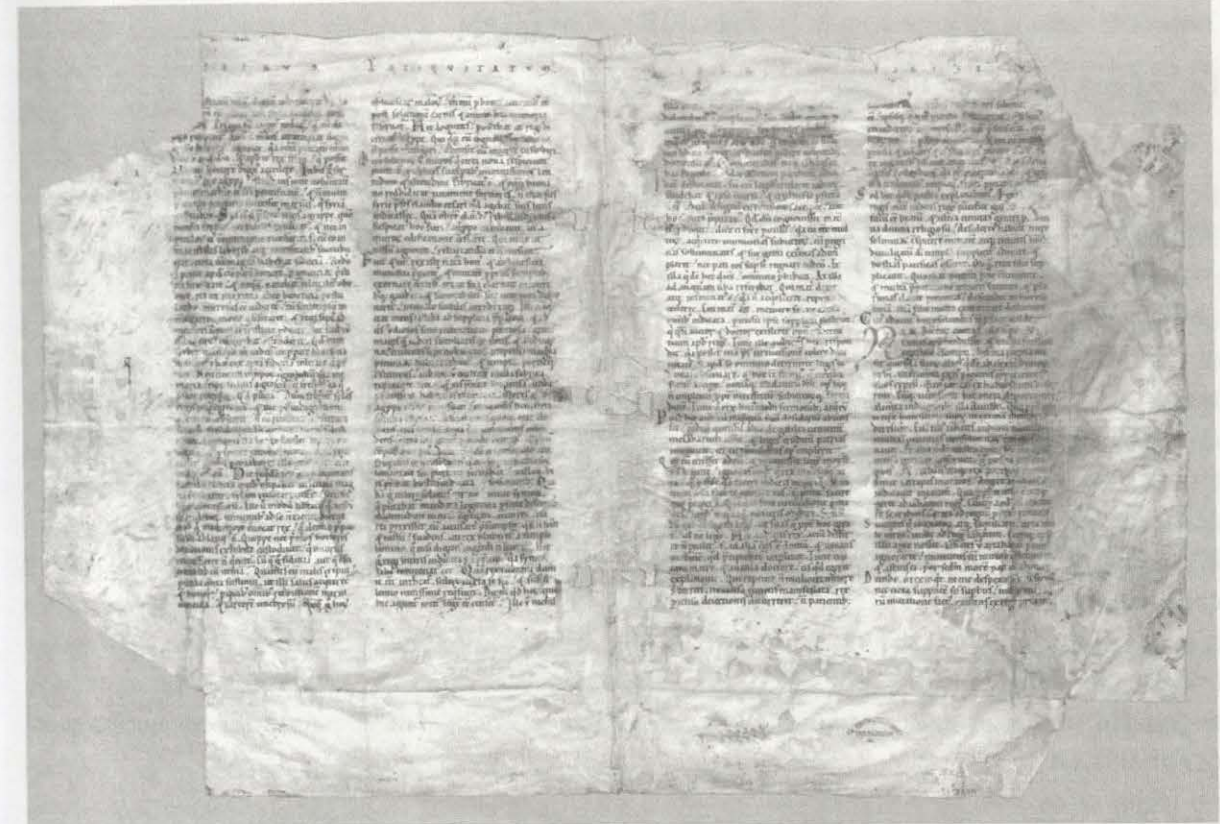
Diese großformatige Pergamentlage diente als Einband für eine Handschrift. In vergangenen Jahrhunderten wurden insbesondere großformatige, auf Pergament geschriebene Bücher, wenn sie nicht mehr benötigt wurden (beispielsweise vortridentinische Messbücher), als Einbände für Codices wiederverwertet. Aus diesem Grund ist das vorliegende Stück zum einen für die Herstellung des Umschlags an den Ecken beschnitten, zum anderen ist die außen verwendete Seite viel stärker verschmutzt als jene, die als Innenteil diente (dort wiederum hat der verwendete Kleber Schaden angerichtet). Da man die Handschrift als Makulatur betrachtete, fügte man auch ohne Rücksicht auf den Text die für die Bindung des neuen Buches notwendigen Schnitte und Löcher ein (besonders deutlich sind die für die Heftbünde angefertigten quadratischen Öffnungen zu erkennen). Aufgrund einiger weniger Beschriftungsreste am linken seitlichen und am linken unteren Rand der Außenseite kann man davon ausgehen, dass es sich bei der neugebundenen Handschrift um ein frühneuzeitliches Amtsbuch gehandelt hat.

Der Schreiber bediente sich der karolingischen Minuskel, jener vom 9. bis zum 13. Jahrhundert im gesamten Abendland verbreiteten und am meisten gebrauchten Buchschrift. Auf Grund des Duktus und des Buchstabenbestandes ist das vorliegende Stück in das 12. Jahrhundert zu datieren. Die einzelnen Seiten wurden zweispaltig beschrieben, es findet sich jedoch keine Linierung oder Begrenzung des Schriftraums durch Linien. Als Kopfzeile ist jeweils in Majuskel auf der linken Seite „IOSEPHVS ANTIQVITATVM“ eingefügt, auf der rechten Seite sind ebenfalls in Majuskel von gleicher Hand „LIBER NONVS DECIMVS“ bzw. „LIBER VICESIMVS“ zu lesen.



Wie die Kopfzeilen bereits andeuten, enthält die Vorderseite des zum 19. Buch gehörigen Blattes den Schlussteil von Kapitel 5 sowie den Beginn von Kapitel 6, das sich auf der Rückseite fortsetzt (Rückgabe des großväterlichen Reiches an Herodes Agrippa I. durch Kaiser Claudius; Über Herodes' Regierung nach seiner Rückkehr nach Judäa). Die Vorderseite des zum 20. Buch gehörigen Blattes enthält Kapitel 2 (mit Ausnahme des Beginns) sowie den Anfang von Kapitel 3, auf der Rückseite setzt sich Kapitel 3 fort.

Das zweite Kapitel des 20. und letzten Buches der „Antiquitates“ (von dem sich in diesem Beitrag eine Transkription des Textes findet) beschäftigt sich mit dem Übertritt der Königin Helena von Adiabene und ihres Sohnes Izates II. (ca. 36–59/60 n.Chr.) zum Judentum sowie um die Reise der Königin nach Jerusalem; Adiabene war ein vom Partherreich abhängiger Klientelstaat im heutigen Irak. Im dritten Kapitel werden verschiedene Aspekte und Episoden der Beziehungen des Izates zu den parthischen Herrschern geschildert.



Erster Teil des Fragments aus den „Jüdischen Altertümern“ des Flavius Josephus (Tiroler Landesarchiv, Innsbruck: Sign. 95.3000) – Auf der rechten Hälfte befindet sich der besprochene Text.



Zweiter Teil des Fragments aus den „Jüdischen Altertümern“ des Flavius Josephus (Tiroler Landesarchiv, Innsbruck: Sign. 95.3000)



## TRANSKRIPTION

De Helena regina ad Iudaismum conversa (Buch XX, Kapitel 2)<sup>1</sup>

Eo siquidem tempore Helena, Adiabenorum regina, et filius eius Iazates ad solennitatem Iudaeorum hac causa proveniente migraverunt. Monobazus, Adiabenorum rex, cui cognomen erat Bazeus, sororem Helenam amore captus duxit uxorem. Quae dum ex eo haberet in utero, contigit, ut dum cum ea dormiret super ventrem mulieris manum poneret per soporem et quandam subito vocem audiret, praecipientem ut manum de ventre eius auferret, ne infantum in eo vexaret, qui providente deo et principum et finem esset felicissimum possessurus. Qua voce turbatus, repente surgens, haec dixit uxori, et natum filium Iazatem nuncupavit. Habebat autem ex Helena et alium seniore filium, nomine Monobazum, et alios filios ex aliis mulieribus procreatos: maximam tamen devotionem quasi unigenito Iazati desiderabiliter impendebat. Pro qua re ille invidiam fratrum sustinebat, habebat et odium, quando cuncti contristabantur, quia eum pater omnibus praeponerat. Hoc pater aperte cognoscens, illis quidem ignovit sciens quia hoc non agebant pro malicia, sed quoniam singuli favorem patris habere desiderabant. Iazatem vero, cum pro eo valde metueret, ne odio fratrum mali aliquid sustineret, multis muneribus farcinatum, in castrum Pasm<sup>2</sup> misit ad Abennerigum regem, commendans ei nati salutem. Abennerigus autem libenter eum excepit et pro multa devotione filiam suam Amacos nomine ei dedit uxorem. Donavitque provinciam, ex qua perciperet multa tributa.

Monobazus autem cum iam senectute gravaretur et paucum sibi tempus vivendi superesse videret, voluit aspectum filii<sup>3</sup>, antequam moreretur, inspicere. Et vocans eum, delectabiliter est amplexus. Cui dedit quoque provinciam, que dicitur Carrorum, terra fertilis amomi, in qua reliquie sunt arce Noe, que ex ymbrium diluvio liberata fertur et hactenus videre volentibus demonstratur. Commorabatur itaque Iahates in hac regione<sup>4</sup> et [a]d Artabenem parthicum ad Iudeam destinavit.

*In hac regione Iazates vixit usque ad patris obitum. Qui postquam fato functus est, Helena regina accitis eadem die magnatibus suis et satrapis ac praefectis militum. Non ignoratis, inquit, quod maritus meus haeredem sui regni Iazatem optavit eumque hoc honore iudicavit dignissimum, attamen vestrum quoque super hac re iudicium exspecto. Beatus enim est, non qui ab uno, sed qui plurium consensu principatum accipit. Haec illa, ut experiretur voluntatem concilii. Quibus auditis proceres primum more suo reginam adoraverunt, deinde probari sibi sententiam reginae dixerunt libenterque parituros Iazatae, quem scirent merito et ex communi popularium voto patris iudicio praelatum caeteris fratribus. Offerebantque suam operam, ut primum fratres eius atque cognatos occiderent, quo securius novo regi pararetur imperium.*

<sup>1</sup> Die ersten Passagen des zweiten Kapitels sind auf dem Fragment des Tiroler Landesarchivs nicht überliefert, weswegen die Transkription der Basler Frobenius Ausgabe von 1524 folgt.

<sup>2</sup> Recte *Spasini*

<sup>3</sup> An dieser Stelle beginnt das Flavius-Josephus-Fragment des Tiroler Landesarchivs.

<sup>4</sup> Die Vorlage, auf die der Schreiber des vorliegenden Fragments als auch Frobenius in seiner Basler Ausgabe von 1524 zurückgreifen, scheint ab hier einen Textverlust aufzuweisen; dies zeigt sich einerseits an dem nicht schlüssigen Text, an der im Fragment bei *ad Artabenem* feststellbaren Verschreibung sowie an der von Sigismund Gelenius bearbeiteten und 1548 bei Frobenius erschienenen Neuauflage. Zum besseren Verständnis des weiteren Textes werden die fehlenden Passagen mit Hilfe der Ausgabe von 1548 – kursiv gesetzt – eingefügt.

*Sic enim liberum fore a metu, in quo esse posset propter illorum invidiam et odia. Ad haec Helena gratias egit pro tanta benevolentia, differendam tamen fratrum eius necem censuit in adventum filii et exspectandam ipsius sententiam. Tum proceres consuluerunt, ut saltem vinctos asservaret, donec ille veniat, quo magis in tuto sit regnum Iazatae. Interim aliquem, cui maxime regina fideret, procuratorem regni constituendum. Paruit his Helena et proregem fecit grandiore filium Monobazum, imposito ei diademate et dato patris anulo signatorio simulque sampsera ut ipsi vocant, iussitque eum administrare rem publicam, donec frater veniat. Is autem celeriter venit audito patris obitu et ultro cedenti Monobazo fratri in principatum successit.*

*Caeterum eo tempore, quo Iazates apud Spasini castrum agebat, Iudaeus quidam mercator Ananias nomine familiaritatem nactus regiarum mulierum docebat eas veri dei cultum ritu iudaico. Per has deinde, cum Iazatae innotuisset, ipsum quoque in eandem opinionem traducit. Accitumque a patre in Adiabenam comitatus est magnis precibus pertractus. Forte autem acciderat, ut etiam Helena ab alio quondam Iudaeo instituta leges divinitus traditas complecteretur. Iazates porro novus rex postquam in Adiabenam reversus offendit fratres et cognates in vinculis, tulit id aegerrime. Et cum occidere hos aut vinctos servare vetaret pietas, contra affectos iniuria dimittere parum tutum videretur, ne quando de vindicta cogitarent, partem eorum una cum propriis filiis Romam ad Claudium Caesarem misit, partem ad Artabanum Parthum futuros utrobique obsides.*

*Cognito deinde quod mater multum delectaretur Iudaeorum moribus, dedit operam, ut et ipse ad eam religionem transiret. Cumque existimaret, se non esse perfectum Iudaeum, nisi circumcideretur, paratus erat et hoc facere.*

Cum enim legibus crederet Iudaeorum, studebat et ipse converti et credens se perfectum non esse Iudeum, nisi signum circumcisionis acciperet, erat hoc agere preparatus. Quod dum cognovisset mater eius prohibuit, dicens ei fore periculum, quia cum esset [rex], multorum acquireret inimicicias subiectorum, cum peregrinas sollemnitates et sue gentis extraneas adimpleret nec pati eos super se regnare Iudeum. Et illa quidem haec dicens, omnino prohibuit. At ille ad Ananiam verba referebat: Qui matri dixit atque interminatus est, quia, nisi acquiesceret, repente decederet. Cui mater ait: metuere se, ne causa omnibus indicata periculum ipse supplicii sustineret, qui quasi auctor et doctor existeret operum indecentium apud regem. Tunc ille audiens hec, respondit, quia posset etiam praeter circumcisionem colere divinitatem, si apud se omnino decerneret leges iudaicas observare et hoc esse firmiter, quam circumcisionem accipere, veniamque illi daturum deum opus hoc non implenti propter necessitatem subiectorumque formidinem. Tunc ergo rex huiusmodi sermonibus acquievit. Post haec autem, cum nequaquam suum desiderium abiecisset, Iudeum quendam alium de Galilea venientem, Melaharum nomine, et leges eruditum patrias invitavit, ut circumcisionis opus impleret. Qui cum intrasset ad eum et invenisset legem Moyseos legentem: Ignoras, inquit, o rex, Moyseos iura et per haec deo facere videris iniuriam. Non enim solum facere<sup>5</sup> te oportet eas, sed primitus facere, quae praecepta sunt. Quamdiu sine circumcissione permanes, legibus nequaquam nosceris<sup>6</sup> obedire. Sed si nondum ex hoc legisti legem, ut scias, quapropter hoc geratur, vel nunc lege. Hec audiens rex actum differri non pertulit, sed ad aliam conversus est domum et vocans medicum, quod preciebatur, implevit. Tunc evocata

<sup>5</sup> Recte *legere*

<sup>6</sup> Evtl. Verschreibung für *noveris*



matre et Anania doctore, eis quod egerat explanavit. Qui repente non mediocri timore sunt territi, ne causa cunctis manifestata rex periculum deiectionis incurreret non patientibus subiectis virum extranei dei cultorem sibimet superesse ipsique pariter periculum sustinerent, quasi huius rei viderentur auctores. Deus autem presens erat, qui illorum metum non perduxit ad terminum. Nam cum multa pericula et lahates et eius filii sepius incurrissent, eum ex ingentibus liberavit angustiis et salutis dona concessit. Ostendens, quia respicientibus ad eum et ipsi soli credentibus, nequaquam fructus pietatis aufertur. Sed hec quidem postea explanabimus.

Igitur Helena, regis mater, videns regem pacifice gubernare et suum filium esse beatum et ultra cunctas gentes providentia divina religiosum, desiderium habuit Hierosolimitarum conspiciere civitatem atque cunctis hominibus divulgatum dei templum suppliciter adorare et hostias pacificas offerre. Ob quam rem filio supplicavit. Quo matri petenti prone consentiente et multam preparationem itineris faciente et plurimas dante pecunias, descendit in Hierosolimam, etiam filio multo eam itinere deducente. Cuius adventus Hierosolimitis tunc profuit valde. Nam dum eorum civitatem illo tempore famem apprehendisset et multi fuissent egestate consumpti, Helena regina misit quosdam suorum, alios quidem ad Alexandrinorum urbem, ut frumenta ex eius pecuniis compararent, alios Cyprum, quatenus caricas ex habundanti deferrent. Cumque venissent haec onera deportantes, alimenta indigentibus illa divisit. Quapropter genti nostre beneficiorum suorum maximam memoriam dereliquit. Cuius filius lahates audiens hanc famem, multas pecunias Hierosolimitarum primatibus destinavit. Et alia quidem multa bona hii<sup>7</sup> principes in nostra civitate gesserunt, que postea declarabimus.

<sup>7</sup> Recte hi

## ÜBERSETZUNG

### Über Königin Helena, die zum Judentum konvertierte (Buch XX, Kapitel 2)

Zu dieser Zeit traten Helena, die Königin der Adiabener, und ihr Sohn Izates zum jüdischen Glauben über, und zwar aus folgendem Grund: Monobazos<sup>8</sup>, der König der Adiabener, mit dem Beinamen Bazaios, verliebte sich in seine [Halb]schwester Helena und heiratete sie. Unterdessen wurde sie von ihm schwanger und während er an ihrer Seite schlief, geschah es, dass er im Schlaf seine Hand auf ihren Leib legte und eine Stimme zu hören glaubte, die ihm befahl die Hand von ihrem Bauch zu nehmen, damit er nicht das Kind im Mutterleib verletze, das durch göttliche Vorsehung ins Leben gerufen worden sei und ein überaus glückliches Leben verbringen werde. Durch diese Stimme erschreckt, wachte er plötzlich auf und erzählte seiner Frau davon; und als der Sohn zur Welt kam, gab er ihm den Namen Izates. Bereits vorher hatte er einen älteren Sohn namens Monobazus von Helena empfangen sowie weitere Söhne von anderen Frauen: dennoch brachte er Izates aus tiefstem Herzen die größte Liebe entgegen, als wäre es sein einziger Sohn. Deswegen musste der den Neid seiner Brüder ertragen, schließlich auch Hass, da sich alle gekränkt fühlten, weil der Vater Izates ihnen gegenüber bevorzugte. Obwohl der Vater dies erkannte, hatte er Nachsicht mit ihnen, da er wusste, dass sie es nicht aus Bosheit taten, sondern alle die Zuneigung des Vaters wünschten. Izates jedoch schickte er, da er fürchtete, dass ihm durch den Hass der Brüder ein Unheil zustoßen könne, mit reichen Geschenken nach Charax Spasinu<sup>9</sup> zu König Abinergaos<sup>10</sup>, dem er das Heil seines Sohnes anvertraute. Dieser nahm ihn gerne auf und erwies ihm ganz besonderes Wohlwollen, indem er ihm seine Tochter Symacho<sup>11</sup> zur Frau gab; er schenkte ihm auch eine Provinz, aus der er große Einkünfte bezog.

Als Monobazus – bereits im hohen Alter stehend – das Ende seines Lebens nahen sah, wünschte er vor seinem Tod noch einmal seinen Sohn zu sehen. Er rief ihn zu sich und nahm ihn herzlich auf. Er schenkte ihm auch eine Provinz namens Karrae<sup>12</sup>, die besonders reich an Balsam war. Dort befinden sich die Überreste der Arche, mit der Noe der Sintflut entkommen sein soll; bis heute werden diese allen gezeigt, die sie sehen wollen. In diesem Landstrich lebte Izates [...]

*In diesem Landstrich lebte Izates bis zum Tod des Vaters. Nachdem dieser gestorben war, versammelte Königin Helena am gleichen Tag alle ihre Grossen, sowie die Statthalter und Heerführer und sprach zu ihnen: Es ist euch bekannt, dass mein Gemahl als Erben seines Reiches Izates gewünscht und ihn dieser Ehre für am würdigsten erachtet hat. Dennoch will ich darüber auch eure Meinung hören. Denn glücklich ist der, der nicht von einem einzigen, sondern durch die Zustimmung vieler die Herrschaft erhält. Das sagte sie, um die Meinung der Versammelten zu erfahren. Als sie dies gehört hatten, knieten die Vornehmsten zunächst gemäß dem Zeremoniell vor der Königin nieder, erklärten sich dann mit dem Ratschluss der Königin einverstanden und sie würden Izates, dem zu Recht und auf Wunsch aller Untertanen vom Vater der Vorzug vor den anderen Brüdern gegeben worden war, folgen. Und sie boten ihre Hilfe zur baldigen Tötung seiner Brüder und Verwandten an, damit dem neuen König gesichert die Herrschaft übergeben werde. Denn so werde er frei von Furcht sein, die ihn durch deren Neid und Hass befallen könnte. Darauf dankte ihnen Helena für ihr großes Wohlwollen, riet jedoch die Tö-*

<sup>8</sup> Monobazos I. Bazaios, König von Adiabene, ca. 30 – ca 36 n. Chr.

<sup>9</sup> Charax Spasinu, Hauptstadt des Königreichs Charakene nahe der heutigen Stadt Basra im Irak.

<sup>10</sup> Abinergaos I., König der Charakene, ca. 10/11 n. Chr. – ca. 13/14. n. Chr. und 22/23 n. Chr. Charakene war ein kleiner Vasallenstaat der Parther am Unterlauf von Euphrat und Tigris.

<sup>11</sup> Symacho, Prinzessin von Charakene und Königin von Adiabene, geb. ca. 5 n. Chr.

<sup>12</sup> Eine nicht mehr identifizierbare Region, wohl im heutigen Armenien liegend.



tung seiner Brüder bis zur Ankunft des Sohnes zu verschieben und dessen Meinung abzuwarten. Da rieten ihr die Vornehmsten, sie möge die Brüder wenigstens in Fesseln verwahren, bis der Sohn zurückkäme, damit die Herrschaft des Izates gesichert sei. Inzwischen solle die Königin jemanden, zu dem sie größtes Vertrauen habe, zum Reichsverweser bestimmen. Helena folgte dem und ernannte ihren älteren Sohn Monobazos<sup>13</sup> zum König, setzte ihm das Diadem auf, gab ihm den Siegelring seines Vaters sowie die sogenannte Sampsera<sup>14</sup> und befahl ihm, das Reich bis zur Ankunft des Bruders zu verwalten. Dieser traf jedoch sehr rasch ein, nachdem er von Tod des Vaters erfahren hatte, und folgte seinem Bruder Monobazos, der bereitwillig wick, in der Herrschaft nach.

Zu der Zeit, als sich Izates in Charax Spasinu aufhielt, lehrte ein jüdischer Kaufmann namens Ananias die Frauen des königlichen Hofes, zu dem er Zugang hatte, die Verehrung des wahren Gottes nach jüdischem Brauch. Durch diese war er auch mit Izates bekannt geworden und konnte ihn ebenfalls für diese Religion gewinnen. Und als Izates vom Vater nach Adiabene zurückgerufen wurde, begleitete er ihn auf seine inständigen Bitten dahin. Inzwischen hatte auch Helena durch einen anderen Juden an den durch göttliche Fügung überlieferten Gesetzen Gefallen gefunden. Als sodann Izates als neuer König bei seiner Rückkehr nach Adiabene die Brüder und Verwandten in Ketten sah, ertrug er dies mit großem Schmerz. Da ihm die familiäre Bindung verbot, sie zu töten oder weiterhin gefangen zu halten, andererseits es ihm zuwenig sicher schien, die von Unrecht Erfüllten freizulassen, damit sie über Rache nachsinnen, schickte er einen Teil von ihnen samt ihren Kindern als Geiseln nach Rom zu Kaiser Claudius<sup>15</sup>, die anderen in gleicher Weise zum Parther Artabanos<sup>16</sup>.

Sobald Izates erfuhr, dass seine Mutter am jüdischen Glauben Gefallen fand, gab er sich Mühe, auch selbst zu dieser Religion überzutreten. Da er glaubte, kein echter Jude zu sein, wenn er nicht beschnitten sei, war er auch dazu bereit.

[...] Als seine Mutter dies erfahren hatte, hielt sie ihn davon ab, indem sie sagte, dass er sich in Gefahr begeben, da er sich als König die Feindseligkeiten vieler Untertanen zuziehe, wenn er auswärtige und seinem Volk fremde Bräuche übernehme und dass sie nicht dulden würden, wenn ein Jude über sie herrsche. Indem sie das sagte, hielt sie ihn davon ab. Aber er teilte ihre Worte Ananias mit. Dieser war der Ansicht der Mutter und drohte, dass er sogleich fortgehe, wenn er ihm nicht beipflichte. Diesem sagte die Mutter: Er müsse, wenn die Sache allgemein bekannt wird, um sein Leben fürchten, da er gleichsam als Urheber und Lehrmeister dieser unschicklichen Taten des Königs gehalten werde. Als jener dies hörte, antwortete er, dass man Gott auch ohne Beschneidung verehren könne, wenn man für sich entscheide, die jüdischen Gesetze gänzlich zu befolgen, und dass dies mehr zähle als die Vornahme der Beschneidung. Gott werde ihm nachsehen, wenn er notwendigerweise und wegen des Entsetzens der Untertanen auf dieses Zeichen verzichtet habe. Durch diese Worte beruhigte sich der König. Aber einige Zeit später – sein Verlangen war keineswegs gewichen – lud er einen anderen aus Galiläa kommenden Juden namens Melaharus, der als besonders gesetzeskundig galt, an seinen Hof, damit er das Werk der Beschneidung vollende. Als dieser eingetreten war und den König beim Lesen des Gesetzes des Moses angetroffen hatte, sagte er: Du kennst nicht, o König, das Gesetz des Moses und begehst dadurch Unrecht gegen Gott. Denn es genügt nicht, das Gesetz zu lesen, sondern man muss das Befohlene auch tun. Solange du unbeschnitten bleibst, weißt du in keiner Weise den Geset-

<sup>13</sup> Monobazos II., Halbbruder des Izates, König von Adiabene, 60 – 66 n. Chr.

<sup>14</sup> Ein Herrscherabzeichen in Sonnenform.

<sup>15</sup> Tiberius Claudius, römischer Kaiser, 41 – 54 n. Chr.

<sup>16</sup> Artabanos II., König der Parther, 10 – 38 n. Chr. Die beiden Herrschaftsdaten von Claudius und Artabanos lassen sich nicht mit den von Flavius Josephus mitgeteilten Angaben in Übereinstimmung bringen.

zen zu gehorchen. Wenn du die Bestimmung daraus noch nicht gelesen hast, dann lies sie jetzt, damit du weißt, warum es zu geschehen hat. Als der König dies hörte, schob er das Vorhaben nicht auf, sondern zog sich in ein anderes Gemach zurück und, indem er einen Arzt herbeirief, tat er, was ihm angeordnet wurde. Hierauf ließ er seine Mutter und seinen Lehrmeister Ananias holen und teilte ihnen mit, was er getan hatte. Diese ergriff sogleich eine nicht geringe Furcht, dass der König, wenn die Sache allgemein bekannt wird, Gefahr laufe, seine Herrschaft zu verlieren, da das Volk keinen Mann, der einen fremden Gott verehrte, über sich dulden werde. Sie selbst liefen in gleicher Weise Gefahr, als Urheber dieses Vorhabens betrachtet zu werden. Aber Gott war gegenwärtig, sodass ihre Befürchtungen nicht eintraten. Denn obwohl sich Izates und seine Söhne oftmals in viele Gefahren begaben, rettete ihn Gott aus großen Schwierigkeiten und schenkte ihm die Unversehrtheit. Er zeigte, dass jenen, die zu ihm aufschauen und ihm allein vertrauen, der Lohn der Frömmigkeit keineswegs genommen wird. Darüber werden wir später noch berichten.

Als Helena, die Mutter des Königs, sah, dass der König friedensstiftend regierte, ihr Sohn glücklich und bei allen Völkern durch göttliche Vorsehung geachtet war, ergriff sie das Verlangen, die Stadt Jerusalem zu sehen und an jenem von allen Menschen gerühmten Tempel Gottes zu beten und Opfergaben darzubringen. Sie bat darum ihren Sohn und dieser stimmte bereitwillig der Bitte der Mutter zu; er ließ große Vorbereitungen für die Reise treffen und versah sie mit viel Geld, worauf sie nach Jerusalem aufbrach, wobei ihr der Sohn lange das Geleit gab. Ihre Ankunft war den Bewohnern von Jerusalem sehr willkommen. Denn da ihre Stadt zu dieser Zeit unter einer schweren Hungersnot litt und viele aus Mangel an Lebensmitteln umkamen, schickte Königin Helena einige aus ihrem Gefolge nach Alexandria, um dort große Mengen an Weizen zu kaufen, andere nach Zypern, um große Mengen an karischen Feigen herbeizuschaffen. Nachdem sie mit den Ladungen angekommen waren, ließ sie die Lebensmittel an die Bedürftigen verteilen und erwarb sich bei unserem Volk durch ihre Wohltaten eine unvergängliche Erinnerung. Nachdem ihr Sohn Izates von dieser Hungersnot erfahren hatte, schickte auch er viel Geld an die Vornehmsten in Jerusalem. Viele weitere Wohltaten erwiesen diese Könige unserer Stadt halfen, über die wir später berichten werden.

#### Literaturhinweise:

Zu Flavius Josephus vgl. neben den Artikeln in den gängigen lexikalischen Nachschlagewerken zu Antike und Frühchristentum vor allem die Arbeiten von Heinz Schreckenberg (Die Flavius Josephus Tradition in Antike und Mittelalter, Leiden 1972; Rezeptionsgeschichte und textkritische Untersuchungen zu Flavius Josephus, Assen 1977 etc.)



## Die Online-Plattform Arethusa<sup>1</sup>

Robert Lichtensteiner

**A**rethusa ist eine Online-Plattform, die zum Erlernen und Erforschen der lateinischen, griechischen und anderer Sprachen wertvolle Beiträge liefert. Woraus sich diese Plattform zusammensetzt, wie sie funktioniert und welche Hintergründe der Entwicklung zugrunde liegen, sei im Folgenden dargelegt.

### *Hinc omne principium, huc refer exitum*

Im Mittelalter erforderte das Sammeln und Tradieren von Handschriften antiker Texte sehr viel Mühe. Zuerst bedurfte es eines Exemplars als Vorlage, dann eines oder mehrerer fleißiger Kopisten – Mönche –, die den Text Buchstaben für Buchstaben abschrieben, und zuletzt einen sicheren Aufbewahrungsort. Fast alle antiken Texte, die wir heute besitzen, kamen auf diesem Wege zu uns. Zahlreiche Manuskripte schafften es jedoch nicht, in eine derartige „Sammlung“ aufgenommen zu werden, und sind auf ewig verloren. Die Erfindung des Buchdrucks in der frühen Neuzeit erleichterte zumindest das Tradieren der Texte, die Suche nach Handschriften, in denen antike Autoren festgehalten wurden, allerdings nicht.

In der heutigen, computergestützten Zeit erscheint das Sammeln von (den „übriggebliebenen“) antiken Texten unproblematisch. Zahlreiche Online-Projekte bieten für Interessierte einen einfachen Zugang zu lateinischen und griechischen Texten. Zwar sind noch lange nicht alle Autoren und ihre Werke digitalisiert, auch unterscheiden sich die einzelnen Sammlungen hinsichtlich ihrer Qualität (Textkritik!), dennoch erweckt es den Eindruck, als sei das antike Schriftgut in der Welt der neuen Medien angekommen.

### *Docendo discimus*

Lateinlehrer/innen kostet es heute kein bisschen Mühe im Internet einen Text zu finden, der nicht in gebundener Form im eigenen Bücherregal steht. Oftmals jedoch ist die Arbeit damit nicht getan: Was, wenn ich als Lehrer/in mit meinen Schüler/innen eine Ausschnitt aus einem Originaltext lesen möchte, bei dem ein besonderes Grammatikphänomen in einer hohen Dichte vorkommt? Was, wenn ich beispielsweise mit einer Klasse einen Pliniustext behandle und dabei das Gerundium wiederholen möchte? Muss ich dafür alle Briefe durchlesen? Oder wenn ich dasselbe bei Livius finden will?

Vor diesem Problem standen auch wir. Als mein Kollege Gernot Höflechner und ich einmal mehr in den Sommerferien Studierende auf ihre Latinum-Prüfung vorbereiteten, kämpften wir wie immer gegen die Zeit: 60 Stunden mussten genügen, um die gesamte lateinische Grammatik zu lehren und auf 3000 zu übersetzende Wörter vorzubereiten. Es war beinahe unmöglich, täglich 38 (so viele Teilnehmer saßen im Kurs) Hausübungen zu kontrollieren, sich auf die nächste Einheit vorzubereiten und gleichzeitig noch individuelle Betreuung zu gewährleisten. Wir dachten zuerst an ein System, das automatisch Übungen kontrolliert, waren uns auch bewusst, dass es derartige Lösungen bereits gibt. Das Problem bei diesen

<sup>1</sup> Dieser Artikel steht auf unserer Homepage [www.latein-forum.tsn.at](http://www.latein-forum.tsn.at) mit den farbigen Abbildungen zur Verfügung.

vorgefertigten Programmen liegt jedoch daran, dass sie nicht individuell gestaltet werden können. Was nützt eine Übung, die aus Caesar entnommen ist, wenn die Studierenden hauptsächlich mit Hygin arbeiten? Es wäre wohl auch nicht allzu schwierig gewesen, selbst ein Übungsprogramm herzustellen. Daran musste allerdings ausgesetzt werden, dass die Übungen alle manuell ausgewählt werden müssen.

In unserer Kühnheit phantasierten wir über ein Programm, das lateinische Texte automatisch hinsichtlich ihrer Syntax und Morphologie analysiert, sodass schnell und problemlos nach einzelnen Phänomenen gesucht werden kann; ein Programm, das aus eingegebenen Texten automatisch verschiedenste Übungsarten kreiert, die Lösungen zu all diesen Übungen kennt und dem Nutzer individuelle Hilfestellung bietet; ein Programm, das letztendlich den Umgang mit der lateinischen Sprache in Schule und Wissenschaft revolutionieren sollte. In diesem Augenblick höchsten Übermutes wurde das Latin-Language-Toolkit-Projekt (LLT-Projekt) geboren.

### *Prima ratio*

Bevor wir jedoch diese individuellen und dynamischen Übungen in Angriff nehmen konnten, mussten wir dem Computer Latein „beibringen“ – und uns selbst programmieren. Bis dahin hatten wir kaum Kontakt zu dieser Materie, weshalb wir in dieser Phase auch sehr dankbar für die Hilfe unseres Freundes Christof Sirk waren, der als erfahrener Softwareentwickler in unser Projekt einstieg und uns half, unsere Fähigkeiten zu entwickeln und Probleme technischer Natur zu lösen.

So begann also die praktische Arbeit. Wir versuchten einen sogenannten Parser (von lat. *pars* = Teil der Rede) zu programmieren, der einen lateinischen Satz ohne Zutun eines Menschen syntaktisch und morphologisch analysieren sollte. Ohne es anfangs zu wissen, stolperen wir in das Gebiet der Computerlinguistik und des natural language processings (NLP). Tatsächlich gab es auch schon vor uns Versuche, die lateinische Sprache für Computer verständlich zu machen. Diese näherten sich dem Problem auf statistischen Wegen, die sich – vereinfacht erklärt – auf die Wortstellung im Satz konzentrieren. Dabei sollte man sich jedoch vor Augen halten, dass sich diese bestehenden Werkzeuge dadurch massiv einschränken, dass sie eben vom Autor, der Zeit und der Textgattung abhängig sind, was letztendlich zur Minderung der Effektivität führt.

Die LLT Methode dagegen ist keine statistische. Sie versucht, sich dem Problem „objektorientierter“ und „kontextgebundener“ zu nähern. Mit anderen Worten, der LLT-Parser imitiert die menschlichen Gedankengänge beim Übersetzen. Während der morphologischen Analyse werden den Formen „Funktionen“ zugeteilt, z.B. ein finites Verb trägt die Funktion „Prädikat“, ein Substantiv im Nominativ „Subjekt“ usw. Bei der syntaktischen Analyse wird in einer bestimmten Reihenfolge gezielt nach diesen Funktionen gefragt und so ein Ergebnis generiert. Dieses Sprachverständnis ermöglicht die Unabhängigkeit von den Faktoren Textgattung, Autor, Stil und Epoche.

Das Programm analysiert beispielsweise folgenden Satz aus Caesar (Bellum Gallicum 2,9) fehlerfrei:

*Ubi neutri transeundi initium faciunt, secundiore equitum proelio nostris Caesar suos in castra reduxit.*



(Üs.: Als keines von beiden [= Heere] begann [erg.: den Sumpf] zu überqueren, führte Caesar nach einer für uns günstigen Reiterschlacht seine Leute ins Lager zurück.)

Es erkennt alle syntaktischen Beziehungen in diesem Beispiel problemlos: *reduxit* wird als Prädikat des übergeordneten Satzes betrachtet, *Caesar* als dessen Subjekt, *suos* als dazugehöriges Objekt usw.

Auf dieser Grundlage konnten nun erstmals aus syntaktisch nicht allzu komplexen Sätzen dynamisch Übungen generiert werden. Aus

*Marcus rosam videt*

wurde

*Marcus rosam \_\_\_\_\_ (videre),*

nachdem dem Computer mitgeteilt worden war, dass eine Lückentextübung für das Prädikat erstellt werden soll. Zusätzlich analysierte das Programm auch die Antwort der User. Gibt ein User *videt* als Lösung an, so erscheint der Hinweis auf den Numerus des Subjekts zu achten.

Es zeigte sich jedoch recht bald – und wir waren uns dieser Herausforderung stets bewusst –, dass vor allem umfassende und (für Computer) vertrackte Sätze, bei denen die zahlreichen morphologisch möglichen Formen eines Wortes eine schnelle und einfache Lösung verweigern, nicht immer exakt analysiert werden können.

Die manuelle Suche nach solchen syntaktischen und morphologischen Fehlern wurde sehr bald zu mühsam und zeitaufwendig, wobei wir uns jedoch nicht des Eindrucks erwehren konnten, dass sich unsere Lateinkenntnisse (nach vier bzw. sechs Jahren Latein an der Schule und 12 Semestern auf der Uni!) aufgrund der intensiven Beschäftigung mit der Materie verbesserten. Dies war eine große Erkenntnis und eröffnete uns eine neue Sprachbetrachtungsmöglichkeit, die wir bei dieser Arbeit so nicht erwartet hatten. Wenn Latein Lernende durch das Korrigieren von syntaktischen Analysen, die ein Computer automatisiert erstellt hat, bzw. durch das eigenhändige Zerlegen lateinischer Sätze auf einem derartigen mikroskopisch exakten Niveau, wie das Programm es zu tun pflegt, ihr Sprachverständnis auf eine höhere Stufe heben könnten, war unser nächster Schritt eindeutig vorgegeben: ein System bauen, mit dem Sätze von Schüler/innen verbessert bzw. überhaupt (manuell) analysiert werden können.

So begann die Entwicklung von Arethusa. Unterstützung fanden wir hier bei dem Digital Humanities Departement an der Universität Leipzig und der Tufts University in Boston sowie dem Alpheios Project, das auf dem Gebiet des e-learning für Latein bereits eine Umgebung mit einigen Tools entwickelt hatte.

Arethusa wird zurzeit aktiv – hauptsächlich von Studenten an amerikanischen Universitäten – genutzt. Die Arbeit am System ist aber noch nicht abgeschlossen. Stets werden Verbesserungsvorschläge von aktiven Usern umgesetzt und Ideen für neue Funktionalitäten implementiert. Arethusa ist darauf ausgelegt, Erweiterungen problemlos zu integrieren, sodass zwei unabhängig voneinander entstandene Features gemeinsam mit- und nebeneinander verwendet werden können. Doch dazu später etwas mehr.

Soweit sei die Hintergrundgeschichte von Arethusa und seinen Entwicklern preisgegeben. Betrachten wir nun jedoch die Plattform und ihre Funktionsweise.

### Labor est etiam ipsa voluptas

Arethusa ist ein Annotationsframework. Es ermöglicht, lateinische Wörter mit bestimmten Informationen zu erweitern, zu annotieren. Dadurch wird aus einem einfachen Text, der nichts von sich selbst weiß, eine intelligente Datenstruktur, die Auskunft über gewisse Sachverhalte liefert. Beispielsweise können syntaktische und morphologische Daten für jedes einzelne Wort gespeichert werden. So weiß der Satz „*Exigua pars est vitae, qua vivimus.*“ von selbst, nachdem ein User seine syntaktischen und morphologischen Eigenheiten annotiert hat, wo sein Subjekt, Objekt und Prädikat sind. Arethusa erlaubt also, das manuell zu tun, was der LLT-Parser automatisch tut: eine morphologische und syntaktische Analyse von lateinischen (und auch griechischen) Sätzen. Werfen wir zuerst einen Blick auf die gesamte Oberfläche, welche sich dem Nutzer zeigt, wenn er genannten Satz annotieren möchte.

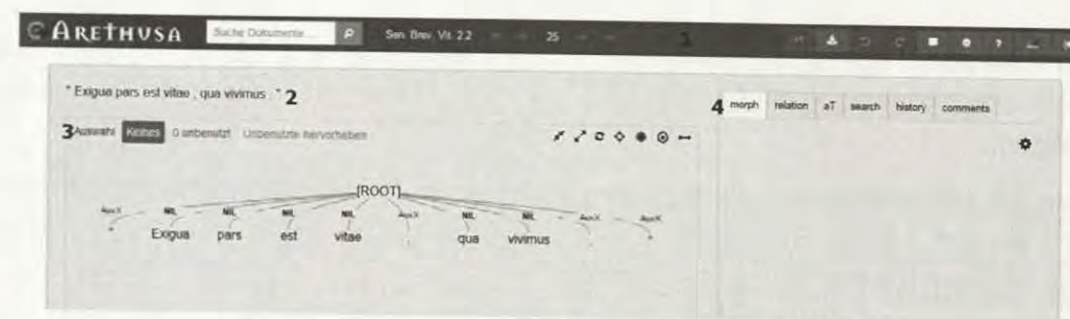


Abb. 1

Zuoberst befindet sich eine Menüleiste (1), die unter anderem das Navigationstool und Einstellungsoptionen (z.B. Spracheinstellungen) beinhaltet. Die eigentliche Arbeitsfläche ist zweigeteilt: links befindet sich die Textanzeige (2) und die graphische Darstellung der Analyse (3), rechts der Platz für Analysewerkzeuge (4).

Der angezeigte Satz ist soweit noch nicht annotiert. In einem ersten Schritt könnte man die Morphologie eines jeden Wortes bestimmen. Klickt man beispielsweise mit der Maus auf das Wort *vitae*, erscheint rechts unter dem Tab mit dem Titel *morph* eine morphologische Analyse. Diese wurde von einem externen Service bereitgestellt, Arethusa zeigt nur dessen Ergebnis an. Bereits an diesem Exempel lässt sich die Funktionsweise der Plattform gut erklären: Arethusa selbst kann mit Latein nichts anfangen. Es stellt nur einen Raum zur Verfügung, in dem verschiedene externe Tools, die die lateinische oder griechische Sprache verarbeiten können, zusammenkommen und interagieren. Gäbe es beispielsweise einen Service, der die Metrik lateinischer Wörter analysiert, könnte dieser mit Arethusa verbunden werden, um ihn in Kombination mit einem anderen Tool, z.B. dem Morphologie-Service, zu verwenden. Das Programm ist genau auf diese Modularität hin ausgerichtet: Einzelne, konfigurierbare Bausteine können nach individuellem Bedarf zusammengesetzt werden. Für unsere vorliegende Aufgabe benötigen wir den Baustein „lateinische Morphologie“ (und nicht etwa die griechische). Für *vitae* liefert uns der Service vier Möglichkeiten, die Arethusa allesamt anzeigt. Dem User obliegt es nun, die richtige zu wählen. Aus dem Kontext kann man erschließen, dass es sich hier um einen Genetiv handelt.



morph	relation	aT	search	history	comments
<input type="checkbox"/> vitae	25-5				
<input type="checkbox"/> vita	n-p---fn-		document		
	noun pl fem nom				
<input type="checkbox"/> vita	n-p---fv-		bspmorphus		
	noun pl fem voc				
<input type="checkbox"/> vita	n-s---fd-		bspmorphus		
	noun sg fem dat				
<input checked="" type="checkbox"/> vita	n-s---fg-		bspmorphus		
	noun sg fem gen				

Abb. 2

Sollte der externe Service bei der Analyse einer Form fehlerhaft sein, z.B. könnte die richtige Form nicht aufgelistet sein, bietet Arethusa die Möglichkeit, die fehlende Form manuell nachzutragen.

Führt man die Auswahl der morphologischen Formen nun bei allen Wörtern durch, erkennt man, dass sie ihre Farben entsprechend ihrer Morphologie wechseln. In unserem Beispiel würde die optische Unterstützung so aussehen:

" Exigua pars est vitae , qua vivimus . "

Abb. 3

Die Einfärbung ist optional; es besteht kein Zwang, die Farben zu nutzen.

Als nächstes wagen wir uns an die graphische Analyse des Satzes. Die dahinterliegende Idee basiert auf dem Dependenzmodell. Dieses ist, wenn nicht in der Theorie, sicherlich aus der Praxis des Lateinlehrens bekannt. Es äußert sich in der hierarchischen Beantwortung folgender Fragen: Wo ist das Prädikat im Hauptsatz? Wo ist das Subjekt? Wo das Objekt? usw. Das Modell ordnet die Wörter des Satzes nach ihren Dependenz an, wobei ein Wort nur von einem einzigen abhängen kann. Die höchste Instanz ist die sogenannte Root-Node, die den Satz als gesamten repräsentiert. Das Endergebnis ist ein sogenannter Dependenzbaum. Möchte man in Arethusa einen solchen Baum zeichnen, so klickt man zuerst auf das Wort, welches man positionieren möchte, und dann auf dasjenige, von welchem es abhängt.

Zusätzlich zur Anordnung der Wörter in einem solchen Baum können die einzelnen Relationen (= Dependenzverbindungen) von Wort zu Wort mit einem sogenannten Label bezeichnet werden, das die Art der Verbindung näher bestimmt. Auch diese Aufgabe kann mit Arethusa erfüllt werden. Auf der rechten Seite der Oberfläche wird hierzu das richtige Tool unter dem Tab *relation* bereitgestellt.

In vorliegendem Beispiel ist *est* von der Root-Node abhängig. Die Art der Verbindung ist als Prädikat zu bezeichnen, im Baum als *PRED* dargestellt. *pars* ist dazu das Subjekt (*SBJ*), *exigua* das Prädikatsnomen (*PNOM*). *Vitae* wiederum ist ein Attribut (*ATR*) zu *pars*. Der Relativsatz beschreibt *vitae* näher, weshalb dessen Prädikat das Label *ATR* bekommt, das Relativpronomen ist eine adverbelle Ergänzung zu *vivimus*.

Der fertige Baum für unser Beispiel würde wie folgt aussehen:

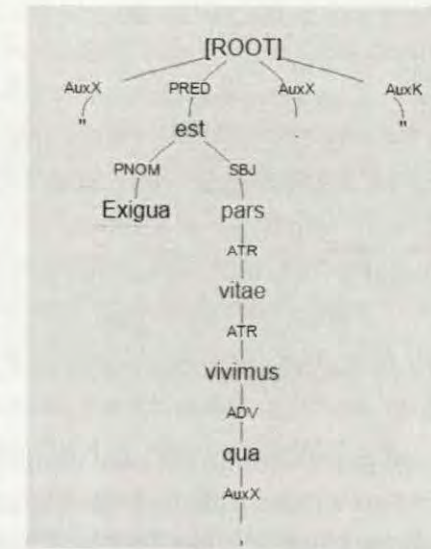


Abb. 4

Für die Anordnung und Benennung der einzelnen Dependenz gibt es verschiedene Ansichten. Das hier dargestellte Beispiel orientiert sich an den Annotationsregeln, die von der Tufts University in Boston herausgegeben wurden, die sich wiederum das Modell der *Prague Dependency Treebank* (<http://ufal.mff.cuni.cz/pdt2.0/>) zum Vorbild genommen hat. Als Lehrer/in ist man grundsätzlich nicht gezwungen, im Schulgebrauch dieses System blind zu übernehmen. Es ist möglich, sich für seine individuellen Bedürfnisse eigene Labels zu erstellen.

Die graphische Darstellung dieses einfachen Satzes sieht recht unspektakulär aus. Dennoch sind die wichtigsten Dinge auf einen Blick zu erkennen. Wagt man sich nun an die Übersetzung des Satzes, wird man kaum noch auf Hindernisse stoßen.

Je länger und verschachtelter lateinische Sätze werden, desto größer ist der Nutzen, den die Anordnung der syntaktischen Relationen in einem Dependenzbaum für Lernende bringt. Auf einen Blick kann an den Ästen des Baumes abgelesen werden, welches Wort zu welchem syntaktischen Konstrukt gehört.

Eugippius liefert hierfür ein anschauliches Beispiel (*Vita Sancti Severini* 29):

*Per idem tempus Maximus Noricensis, cuius fecimus in superioribus mentionem, fidei calore succensus media hieme, qua regionis illius itinera gelu torpente clauduntur, ad beatum Severinum audaci temeritate vel magis, ut post claruit, intrepida devotione venire contendit, conductis plurimis comitibus, qui collo suo vestes captivis et pauperibus profuturas, quas Noricorum religiosa collatio profligaverat, baiularent.*

Dieser Satz besteht aus 53 Wörtern, fünf Nebensätzen, einem Ablativus Absolutus und einem Hauptsatz, dessen Bestandteile weit verstreut auftauchen. Die graphische Analyse sieht wesentlich komplexer aus als die des obigen Satzes.



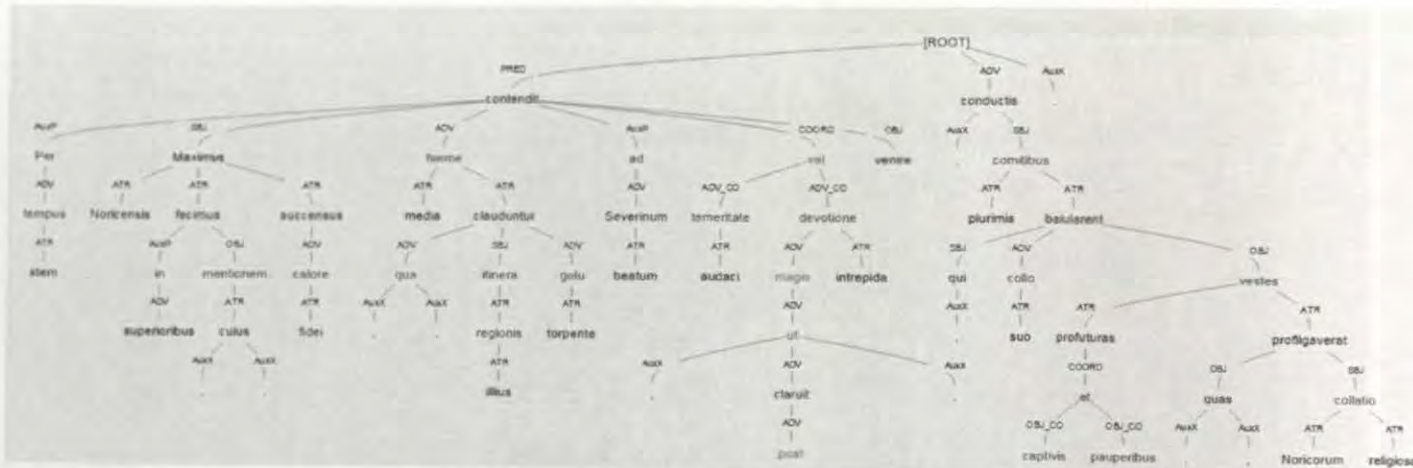


Abb. 5

Auf den ersten Blick erkennt man jedoch sofort die zwei Hauptäste des Baumes: Einer startet bei *contendit*, der andere beim Partizip des Ablativus Absolutus *conductis*. An dieser Graphik erkennt man auch die Bedeutung einer solchen Konstruktion: Sie hat mit dem Hauptsatz nichts zu tun und ist von diesem in allen Belangen getrennt ...

Das Subjekt zu *contendit* mit all seinen dazugehörigen Abhängigkeiten ist ebenso gleich ersichtlich wie die Präpositionalgruppen um *per* und *ad* und die adverbelle Ergänzung *hieme*.

Auf diese Weise kann ein „obskurer“ Satz um ein vielfaches zugänglicher aufbereitet werden. Die mikroskopische Analyse bietet eine ausgezeichnete Basis für eine Übersetzung.

**Cui bono?**

An diesem Punkt mag einigen die Frage nach dem Nutzen in die Köpfe schießen. Man könnte Arethusa entgegenhalten, dass man graphische Analysen auch auf einem Stück Papier herstellen kann und dass man bei dieser im Grunde zeitaufwendigen Methode damit vielleicht sogar schneller wäre als am Computer.

Um dieses Gegenargument zu entkräften, bedarf es einer allgemeinen Überlegung zu Zeit und Schnelligkeit beim (Latein-)Lernen. Zweifellos können Sätze ohne diese Analyse rascher übersetzt werden. Jedoch steht bei dieser Methode das exakte Analysieren im Vordergrund. Die Übersetzung ist „nur“ ein Folgeprodukt. Ziel ist, die Struktur lateinischer Sätze zu erfassen, womit der Zeitaufwand ohne Weiteres zu rechtfertigen ist. Durch diese Strukturanalysen ergeben sich ungeahnte Erkenntnismöglichkeiten. (Viele dieser Erkenntnisse sind übrigens nicht nur für Latein relevant. Sie lassen sich auch auf andere Sprachen anwenden, wodurch allgemein das Sprachvermögen verbessert wird.)

Zusätzlich darf nicht aus den Augen verloren werden, dass ein Abhängigkeitsbaum nicht nur direkt dem Ersteller eine Hilfe bietet, sondern auch allen anderen, mit denen diese Lösung geteilt wird. Es muss nicht jede/r Schüler/in den gleichen Satz mehrmals annotieren – sie profitieren vom Werk eines einzelnen, der den Satz in einer sogenannten Treebank speichert (eine Datenbank für Abhängigkeitsbäume). Sie müssten dessen Analyse aber nicht kritiklos übernehmen. Arethusa bietet nämlich auch eine Kommentarfunktion an, mittels derer Diskussionen über Abhängigkeiten, Labels und Anderes geführt und – aus Lehrersicht nicht uninteressant – verfolgt werden können. Dieses gesamte Setting ermöglicht für Schule und Wissenschaft ungeahnte Chancen zur Kollaboration. Wollte man bisher gemeinsam einen latei-

nischen Text analysieren, mussten alle Beteiligten zur selben Zeit am selben Ort sein. Arethusa hebt diese Einschränkung auf und ermöglicht eine asynchrone und atopische Zusammenarbeit: Je nach Arbeitsteilung kann ein User einen Teil bearbeiten, der für alle „MitarbeiterInnen“ auch sogleich zu sehen ist. Es bedarf keiner lästigen E-Mail-Korrespondenz über die Dinge, die bereits erledigt sind. So kann beispielsweise User A die Morphologie aller Wörter bestimmen, während User B die graphische Analyse erstellt und User C die Abhängigkeiten benennt. Alle drei lesen den Text und tragen durch ihre Arbeit zu einer gemeinsamen Lösung bei.

Auf diese Weise werden auch Probleme, die durch die unterschiedliche Lesegeschwindigkeit entstehen, hinfällig. Jeder kann sein eigenes Tempo gehen.

Ein zusätzlicher Effekt ist die Kontrolle. Entweder existieren zu meinen Ergebnissen bereits Lösungsvorschläge anderer Nutzer, die ich auf Knopfdruck vergleichen kann, oder ein weiterer User nimmt sich meiner Resultate an und korrigiert diese.

Allgemein kann Arethusa dazu beitragen, dass Latein Lernende Texte öfter gemeinsam analysieren und in der Folge übersetzen. Unserer Beobachtung nach gibt es zwar Lerngruppen, die gemeinsam Inhalte oder Grammatiktheorie erarbeiten, gemeinsames Übersetzen ist jedoch äußerst selten.

Wenn Nutzer des Systems gemeinsam arbeiten und intensiv über gewisse Textpassagen diskutieren, in dessen Folge auch mehrere graphische Analysen zu ein und demselben Satz erstellt werden, bietet Arethusa ein „Review“-Tool an, das es erlaubt, Bäume leicht miteinander zu vergleichen. Dieses Feature ist vor allem auch für Lehrer/innen interessant. Sollte die Lehrperson beispielsweise im Rahmen einer Hausübung den Schüler/innen den Auftrag erteilen, einen Satz mit Hilfe von Arethusa zu dekonstruieren, kann sie eine zuvor selbst erstellte Lösung per Mausklick mit den Ergebnissen der Aufgabe kontrollieren (und mit der Kommentarfunktion Anmerkungen hinterlassen). Für einen Beispielsatz aus Caesars *Bellum Gallicum* präsentiert sich das Review-Tool so:

Abb. 6



Auf der rechten Seite befindet sich die Lösung, auf der linken der zu vergleichende Baum. Unterschiede werden, um sie leichter sichtbar zu machen, in Rot dargestellt. Auf dieser Basis lassen sich Fehler leicht quantifizieren, qualitativ beurteilen und in einer Konsequenz daraus auch beheben bzw. – sofern die Lösung nicht allgemein anerkannt ist – über die Analyse disputieren.

#### *Curiositas enim experiendi incitamentum facit*

Eine solche Diskussion bewegt sich bereits auf wissenschaftlichem Boden. Darin liegt ein weiterer Vorteil in der Nutzung von Arethusa: die Hinführung zu einem wissenschaftlichen Verantwortungsgefühl und zum wissenschaftlichen Arbeiten generell. Denn jede Annotation kann (freiwillig) veröffentlicht werden. Von derartigen Publikationen kann die Wissenschaft enorm profitieren, da sie lateinische Texte quantifizierbar macht. Wenn ein Text morphologisch und syntaktisch vollständig annotiert ist, ist er maschinenlesbar, also für einen Computer in einem gewissen Maße verständlich. Dadurch können erstmals Fragen gestellt werden, an die man zuvor niemals dachte und die dazu noch in einem Augenblick beantwortet werden können. Beispielsweise wie oft gewisse Verben ein Objekt im Akkusativ nach sich ziehen oder wie oft sich Caesar im *Bellum Gallicum* als Subjekt einer aktiven Handlung bezeichnet. Vielleicht mag vielen eine solche Untersuchung sinnfrei erscheinen. Doch allein zu wissen, dass die Möglichkeit zur raschen Beantwortung solcher Fragen existiert, ist ein enormer Fortschritt in der Klassischen Philologie. Und letztendlich kann nie vorausgesagt werden, welche Teilergebnisse gemeinsam ein größeres Rätsel einer zukünftigen Forschungsfrage lösen können.

Aus diesem Blickwinkel könnten allgemeine Fragen zur Stilistik eines Autors oder gar die Entwicklung der lateinischen Sprache hinsichtlich Syntax und Grammatik mit vielen annotierten Werken neu in Angriff genommen werden.

User, die ihre wissenschaftlichen Analysen und Kommentare unter anderem für solche Zwecke publizieren, tragen aktiv etwas zur Forschung bei. Schüler/innen lernen nicht nur Latein für sich, jedes analysierte Wort vermag Wissenschaftler/innen rund um den Globus helfen ihre Forschung voranzutreiben. Dieses Gefühl, auf einem bestimmten Gebiet etwas vollbracht zu haben und zukünftig vollbringen zu können, den Schüler/innen näherzubringen, muss Ziel des Unterrichtens sein. Damit sie erkennen, dass Latein nicht tot ist und ihre (Lern)Arbeit dabei hilft, die Kultur, die Denkweise und die Menschen hinter dieser Sprache zu erhalten, in der sich eine Quelle der europäischen Kultur versteckt.

Arethusa ist nichts anderes als ein Werkzeug, das beim Sammeln antiker Texte hilft, und seine Nutzer die Mönche des Mittelalters, die in mühevoller Arbeit Handschrift um Handschrift kopiert haben, um sie nicht der Vergessenheit anheimfallen zu lassen – mit dem Unterschied, dass wir heute nicht auf schöne Manuskripte Wert legen, sondern auf Daten, die uns dabei helfen, diese Texte besser zu verstehen.

#### Infobox:

##### LLT – Latin Language Toolkit

Gernot Höflechner: Studium der Alten Geschichte und Klassischen Philologie in Graz, zurzeit als Softwareentwickler tätig

Robert Lichtensteiner: Studium der Alten Geschichte, Klassischen Philologie und Geschichte (letztere auf Lehramt)

Christof Sirk: Studium der Biomedizintechnik in Graz, Softwareentwickler

<http://latin-language-toolkit.net/>

##### Arethusa

<http://arethusa.latin-language-toolkit.net/> (Landing Page)

<https://github.com/latin-language-toolkit/arethusa> (Open Source Code)

<http://sosol.perseids.org/sosol/> (Arethusa integriert in der Perseids-

Umgebung; Anmeldung über Google, Yahoo oder AOL Account erforderlich)

##### Partner und Kooperationen

Perseus Digital Library <http://www.perseus.tufts.edu/hopper/>

Perseids Collaborative Editing Platform <http://www.perseids.org/>

Digital Humanities Leipzig <http://www.dh.uni-leipzig.de/wo/>

Alpheios Project <http://alpheios.net/>

##### Kontakt

Gernot Höflechner [1986gh@gmail.com](mailto:1986gh@gmail.com)

Robert Lichtensteiner [robert.lichtensteiner@gmail.com](mailto:robert.lichtensteiner@gmail.com)

Christof Sirk [christof.sirk@gmail.com](mailto:christof.sirk@gmail.com)

LLT [latin.language.toolkit@gmail.com](mailto:latin.language.toolkit@gmail.com)



## Alexander der Große live

Martina Adami

**E**in Blog der Frankfurter Allgemeine von 2011 beklagt detailliert und mit verschiedensten Vergleichsangaben die zunehmende Übersetzungsunkenntnis der Abiturienten in Latein und Griechisch (einige wenige Ausnahmen werden zugestanden). Fairerweise wird auch darauf hingewiesen, dass sich die Anzahl der zur Verfügung stehenden Latein- und Griechischstunden in den letzten Jahrzehnten deutlich verändert hat. Der Blogbeitrag macht nachdenklich. Was leisten die Fächer Latein und Griechisch im Jahr 2015? Ist Übersetzungsunkenntnis das absolute Nonplusultra? Welche anderen Ziele werden mit den beiden Fächern verfolgt? Und wie lässt sich trotzdem eine angemessene Sprachkenntnis garantieren? Wie notwendig ist die Sicht von Latein und Griechisch auch als Kulturfächer, in einer Zeit, in der vertieftes, genaues historisches, literarisches, kulturelles Wissen immer stärker gesucht werden muss.

Wie überzeugen wir vierzehnjährige Südtiroler SchülerInnen, dass das Klassische Gymnasium nach wie vor zentrale Gültigkeit hat? Weil es etwas leistet, das immer noch notwendig ist und von keinem anderen Ausbildungsweg in dieser Form angeboten werden kann?

Als ein großes Problem sehe ich als Schulführungskraft<sup>1</sup> das Alter an, in dem sich Jugendliche für einen Ausbildungsweg entscheiden müssen, der gerade im Fall des Klassischen Gymnasiums sehr theoretisch anmutet. Es gibt unzählige Achtzehn- bis Zwanzigjährige, die einer bestimmten Ausbildung nachtrauern: Hätte ich das doch gelernt. Aber für Vierzehnjährige sieht die Welt noch ganz anders aus. Insofern sollte mein Beitrag vor allem als Diskussionsanstoß verstanden werden

Deshalb auch hier die Frage: Wie erreiche ich Vierzehnjährige? Wie gelingt es, ihnen die Idee des Klassischen Gymnasiums nahezubringen?

Manche wagen den Versuch über ein „Europagymnasium“. Das ist deshalb nicht unklug, weil er das vielleicht zentrale Schlagwort des Klassischen Gymnasiums, nämlich den Begriff der „Vernetzung“ auch in der breiten Öffentlichkeit deutlich macht. Aber die Vernetzung ist nicht nur Europa, die Vernetzung ist sehr viel mehr. In der allgemeinen Nutzendiskussion, die unsere Gesellschaft prägt, ist dieses Bild möglicherweise zentral. Das Klassische Gymnasium sucht in der besonderen Kombination seiner Fächer ein gemeinsames Ganzes, das einen guten Überblick in vielen Fachbereichen ermöglicht, das durch Reflexivität geprägt ist, durch den „Blick hinter die Kulissen“, der um Manipulation, um Hochwertwörter weiß und mit ihnen gekonnt umgehen kann.

Latein und Griechisch sind andere Sprach- und Kulturfächer, als es zum Beispiel Englisch oder Französisch von sich behaupten. Und sie garantieren viel mehr abendländisches Kulturwissen bis heute, als es moderne Fremdsprachen jemals könnten. Natürlich möchte ich hier nicht Englisch das Widerwort reden. Wir wissen alle, dass Englisch als Kommunikationssprache zentral geworden ist, Englischkenntnisse sind unumgänglich. Aber gerade deshalb muss diese Sprache etwas ganz anderes leisten als es Latein und Griechisch tun, wo man sich Zeit

<sup>1</sup> Die Autorin ist Direktorin am Humanistischen Gymnasium „Walther von der Vogelweide“ in Bozen (Anmerkung der LF-Redaktion).

nehmen darf, Themen, Aspekte genauer, detaillierter zu betrachten. Und das – denke ich – sollte nie vergessen werden: diese Zeit, trotz aller Stundenkürzungen, zu haben.

Das heißt natürlich auch, dass die verschiedenen Lateindeputate ganz unterschiedlich zu bewerten sind. Ich habe hier ganz bewusst Bezug auf das Klassische Gymnasium genommen, weil mit einem Gesamtstundenkontingent von insgesamt 20 Wochenstunden in fünf Jahren doch einiges geleistet werden kann. Dem gegenüber steht zum Beispiel an meiner Schule der Landesschwerpunkt Musik, wo Latein nur mehr mit 10 Wochenstunden in fünf Jahren dotiert ist. Dass hier Latein nur mehr einen Teil der zu erwerbenden Kompetenzen ermöglichen kann, liegt auf der Hand. Das Klassische Gymnasium leistet von seiner Definition her etwas anderes als der Landesschwerpunkt Musik. Hier hat das Fach Latein eine ganz andere Aufgabe und ist innerhalb des Fächerkontextes auch ganz anders einzubinden. Auch diese Aspekte sollten in der Öffentlichkeit bewusster gemacht werden als bisher. Die Ziele sind also ganz andere als im Klassischen Gymnasium, das mir in den folgenden Ausführungen vor allem am Herzen liegt.

„Vernetzung“ war das Schlagwort, von dem ich vorher gesprochen hatte:

- Vernetzung in Bezug auf Inhalte
- Vernetzung in Bezug auf Arbeitsformen
- Vernetzung in Bezug auf die verschiedenen Fächer
- Vernetzung in Bezug auf die Zusammenarbeit der Lehrpersonen (Fächer vernetzendes und Fächer übergreifendes Arbeiten)
- Vernetzung in Bezug auf die Zuarbeit der einzelnen Fächer
- Vernetzung in Bezug auf die Schülerarbeit selbst

Sich Zeit nehmen ist das zweite Schlagwort, das ich genannt habe.

Die Lösung für zunehmende Stundenveränderungen kann nicht sein: die alten Ziele und Vorstellungen noch gedrängter in weniger Zeit zu verpacken. Die Lösung muss sein: keine weiteren Verkürzungen, dafür bewusstes, exemplarisches, konkretes Arbeiten an zumindest einem großen Schwerpunkt pro Schuljahr (als wichtige Ergänzung der notwendigen Unterrichtsroutine). Die „Konkretheit“ und Praxistauglichkeit anderer Schulformen oder Fächer steht immer wieder dem angeblich fehlenden direkten Nutzen des Klassischen Gymnasiums gegenüber. Wir müssen nicht so werden wie alle anderen. Was Latein und Griechisch vermögen, hat seinen weiter bestehenden Wert. Wir sollten nur in der Öffentlichkeit stärker darauf hinweisen, dass auch unser Tun kein Tun im Elfenbeinturm ist, sondern etwas, was durchaus auch Belang für das Heute hat.

Deshalb wage ich es Ihnen nun ein Projekt vorzustellen, von dem ich glaube, dass es das oben Geforderte zumindest in wichtigen Teilen aufzeigen kann.

Gerade die Möglichkeit der Vernetzung des Kulturwissens erfahre ich als oft zu wenig genutzt, weil Übersetzungsfähigkeit im Vordergrund stehen muss, weil Lernarbeit wichtig ist, weil Vokabel- und Grammatikkenntnisse zentral sind, weil Stunden gekürzt wurden oder ausfallen – auf der anderen Seite ist gerade das Lernen Lernen der Sprache erst aufzubauen und es kann auch dadurch aufgebaut werden, dass man Sprachlernen verbindet, vernetzt unter anderem eben auch mit der bereits öfter beschworenen Kulturarbeit.



### Latein und Fächer übergreifendes sowie Fächer vernetzendes Arbeiten

Zahlreiche Projekte dafür sind bereits bekannt und erprobt: zum Beispiel Antike und Film, Antike und Recht, Latein und Naturwissenschaften, Philosophische Tagungen. Auch die Südtiroler Rahmenrichtlinien für Latein und Griechisch sehen die Vernetzung – wenn auch nicht sehr deutlich – vor. Bei der Differenzierung der einzelnen Kompetenzen sind vier große Bereiche genannt: Wortschatz, Einsicht in Sprache, Umgang mit Texten und Antike Kultur. Es bleibt im Ermessen eines jeden einzelnen Lehrers, diese Bereiche angemessen zu verbinden. Ich denke, es ist zentral, vor allem diese Möglichkeit mit zu nutzen, in enger Verquickung mit dem Sprachunterricht und in direkter Betonung des Fächer Übergreifenden im Unterricht selbst.

Latein und Griechisch, das Klassische Gymnasium haben leider keine Lobbys, keine Verbände, die das Tun dieser Schule immer wieder unter anderem auch durch eine breite und teure Öffentlichkeitsarbeit unterstützen, wie es für den einen oder anderen Schultyp in Südtirol üblich ist.

Das Klassische muss eine eigene Öffentlichkeitsarbeit machen – und ich glaube, hier liegen noch sehr, sehr viele Möglichkeiten offen, die wir oft zu wenig nutzen; es gilt, das Faszinosum des Latein- und Griechischunterrichts wieder sehr viel stärker auch in die Öffentlichkeit zu bringen, nicht nur die zweifellos wichtige Arbeit im Klassenzimmer zu berücksichtigen.

Die Bedeutung der Kulturarbeit würde ich nicht ausschließlich Museen oder ähnlichen Institutionen überlassen, die sich ihr eigenes Publikum suchen müssen; Latein und Griechisch sollten wieder stärker sichtbar gemacht, erklärt werden. Übergänge und Nahtstellen zu heutigen Anliegen müssten auch wieder deutlicher gemacht und dadurch allgemein Neugier und Interesse geweckt werden – nicht erst im Klassenzimmer selbst, sondern für ein allgemeines Außenbild des Klassischen Gymnasiums.

Am Gymnasium „Walther von der Vogelweide“ ist im Schuljahr 2013/2014 folgendes Projekt allmählich in Zusammenarbeit verschiedener Lehrpersonen erwachsen: Auf den Spuren Alexanders des Großen<sup>2</sup>: Alexander ist eine herausragende Persönlichkeit der griechischen Geschichte und Zivilisation, was uns dazu angeregt hat, ihn seit Beginn des Schuljahres zum Gegenstand des Latein- und Griechischunterrichts zu machen. Hans Ulrich Wiemer, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar der Universität Zürich, hat 2005 bei Beck ein Studienbuch zu Alexander dem Großen veröffentlicht. Darin nennt er fünf Aspekte, die Alexander „groß“ gemacht haben:

- Alexander sprengte den Rahmen der politischen Konzeptionen, die im damaligen Griechenland überhaupt denkbar gewesen waren.
- Er gestaltete die Staatenwelt des östlichen Mittelmeerraumes völlig neu.
- Er bereitete revolutionäre soziokulturelle Veränderungen vor.
- Er leistete mit seiner Asienüberquerung nahezu Unerhörbares.
- Zusätzlich nennt Wiemer noch ein großes Faszinosum rund um die Person Alexanders des Großen: das moralische Problem von Macht und Machtmissbrauch, von Krieg und Eroberung aus der Perspektive unserer Zeit.<sup>3</sup>

<sup>2</sup> Ich danke Prof. Priska Neulichedl und Prof. Christoph Röck für Mitplanung und Mitarbeit an diesem Projekt.

<sup>3</sup> Hans-Ulrich Wiemer, Alexander der Große, München: Beck, 2005, S. 11 ff. (= C.H. Beck Studium); vgl. auch Robin Lane Fox, Alexander der Große. Eroberer der Welt, Stuttgart: Klett Cotta, 2004

Das Projekt bestand aus folgenden Modulen:

- als erster Zugang für SchülerInnen: Lektüre von historischen Romanen über Alexander den Großen (z.B. Valerio Manfredi, Gisbert Haefs) über den Sommer;
- Besichtigung der Ausstellung über Alexander den Großen im Loksuppen von Rosenheim am 23. September 2013;
- Lektüre von Ausschnitten aus Curtius Rufus (mit bewusster Schwerpunktsetzung) und von ausgewählten griechischen Quellen von September bis November 2013;
- „Antike und Film“: Analyse des Films „Alexander“ (2004, Oliver Stone) und seiner literarischen Vorlagen im Oktober 2013;
- dreitägige Kulturreise nach Nordgriechenland auf den Spuren Alexanders des Großen mit Vor- und Nachbereitung. Die Reise umfasste die Besichtigung der Stadt Thessaloniki, eine Führung durch die archäologische Ausgrabungsstätte von Pella, dem Geburtsort Alexanders, die Besichtigung von Philipps Grab in Vergina sowie einen Rundgang durch das archäologische Museum in Thessaloniki im November 2013;
- Projektschluss: Feature „Alexander der Große live“ in Zusammenarbeit mit RAI Südtirol im Januar/Februar 2014



Abb.: Darstellung Alexanders d.Gr. (356–323 v.Chr.), Akropolismuseum, Athen (Foto: Marsyas)

„Auf den Spuren Alexanders des Großen“ – so hieß das mehrmonatig angelegte Projekt, dem sich die dritte Klasse des Klassischen Gymnasiums „Walther von der Vogelweide“ Bozen im Schuljahr 2013/2014 gewidmet hat.

Die Klasse hat im Herbst 2013 die große Alexanderausstellung in Rosenheim besucht, im Lateinunterricht und im Griechischunterricht Originaltexte zu Alexander dem Großen gelesen, ist zu einer Kurzreise nach Makedonien aufgebrochen, um auf den Spuren Alexanders des Großen zu wandeln, hat sich mit dem vielfältigen Quellenmaterial zu Alexander dem Großen beschäftigt und schloss das Projekt mit der Produktion eines Radiofeatures zu „Alexander dem Großen“ ab: Wer war Alexander der Große? Worin bestanden seine Leistungen? Wie stehen wir heute zu dieser Persönlichkeit?

RAI Südtirol hat uns die Möglichkeit geboten, dieses Projekt auch ganz konkret zu einem Ende zu führen; das von den Schülern erarbeitete Radiofeature durfte von ihnen auch vor Ort im Sendestudio gesprochen werden – eine ganz wichtige Zusatzerfahrung.

Ich möchte an dieser Stelle keine neue Einheit zu Curtius Rufus oder zu Arrian vorstellen. Es gibt gute Bände, ich erwähne nur Curtius Rufus, Alexander der Große, bearbeitet von Johannes Fuchs und Gerd Flemming, Sammlung Ratio, Bamberg: Buchners, 2005 und verweise auf ein Textkonvolut zu Arrians „Anabasis“ für den Tiroler Fremdsprachenwettbewerb Griechisch 1999.

Mit geht es bei dieser Darstellung mehr um eine Idee, das eigentliche Tun des Klassischen Gymnasiums exemplarisch zu machen. Alexander der Große hat sich im Zusammenhang mit

(mit teilweiser Überarbeitung des englischen Originals von 1973) und Alexander Demandt, Alexander der Große. Leben und Legende, München: Beck, 2009.



der großen Rosenheimausstellung 2013/2014 direkt angeboten. Und Curtius Rufus' besondere Art der Alexanderbiographie ermöglichte weitere interessante Zugangsvarianten. Darüber hinaus hatte sich eine andere Klasse stärker mit Arrian im Griechischunterricht auseinandergesetzt, so dass in der Zusammenarbeit der SchülerInnen Vergleiche gezogen werden konnten und die unterschiedlichen Vorgangsweisen von Arrian und Curtius Rufus in der Darstellung Alexanders gegenübergestellt werden konnten. Diese Form der Zusammenarbeit bedeutete darüber hinaus auch eine gute Möglichkeit, zwischendurch eine etwas andere Form der Aufbereitung von Lernstoff zu finden.

„Die Ausstellung in Rosenheim, konzipiert von der Archäologischen Staatssammlung München, unternimmt jetzt einen erfrischend neuen Blick auf die Herrschergestalt, die vom hellenischen Makedonien aus erst ganz Griechenland unterwarf, dann das Persische Reich eroberte, seinen Gegenspieler Dareios blamierte und schließlich einen Feld-, Eroberungs- und Erkundungszug bis zum Indus und zum Pamirgebirge unternahm. Die wesentlichen Stationen dieser abenteuerlichen Lebensreise können die Ausstellungsbesucher nun miterleben und sich einen Einblick in eine ferne Epoche der Antike gönnen. Mit vielen zeitgenössischen Mitteln der Ausstellungspräsentation und erfrischenden neuen Blickrichtungen wird der Einstieg in des Königs Biografie leicht gemacht. Die Schau erschlägt nicht mit Informationen und Exponaten, sondern baut Raum für Raum neue Installationen zum sinnlichen, spielerischen Begreifen [...]: Der Ausstellungsbesucher betritt wie ein Zeitreisender Babylon und Persepolis, kann auf Kopien des ältesten Teppichs der Welt herumfläzen, die Schlacht von Issos per Handkurbel nachdrehen, Regen aufs Zeltdach prasseln hören und per Satellitenbild die Reise von Alexander und seinen Soldaten nachvollziehen. Die Texte auf den begleitenden Erklärungstafeln sind kurz, knackig und trotzdem seriös und lehrreich.“



Abb.: Sogenanntes Alexandermosaik, vermutlich die Schlacht von Issos (333 v. Chr.) zwischen den Heeren Alexanders d. Gr. und Dareios' III. darstellend, aus der Casa del Fauno in Pompeji, Museo Archeologico Nazionale, Neapel  
(Foto: Michael Paraskevas)

Es ist der Alltag in Makedonien, Ägypten und Persien, der dergestalt neu entsteht. Der Besucher im Lokschuppen gewinnt den Eindruck, wie mühselig ein viele zehntausend Kilometer weilender Feldzug war, kann auch versuchsweise das von den Soldaten zu transportierende Tagesgepäck mit 17 Kilogramm Ausrüstung und fünf Kilogramm Nahrung und Wasser stemmen. [...]

Die Ausstellung zeigt Alexander als Menschen zwischen Edelmut und Grausamkeit – auch den Feinden gegenüber. Sein Ruhm ruht auf vielfältigem Tod. Die Ausstellung zeigt denn auch Schlachtenrekonstruktionen und Militaria, aber auch viele wertvolle Kunstgegenstände und Schmuckstücke und versammelt insgesamt über 450 Exponate von 39 Leihgebern aus acht europäischen Ländern.“ So fasst der Journalist und Autor Christian Muggenthaler die Ausstellung in einem Bericht zusammen.<sup>4</sup>

Zusammen mit der dreitägigen Fahrt nach Makedonien ermöglichte die Ausstellung etwas, was so im Latein- und Griechischunterricht nicht immer umsetzbar ist – nämlich das möglichst konkrete Eintauchen in eine Zeit, in geographische Räume, das den Umgang mit Texten und Quellen noch einmal erlebbarer werden lässt. Die Ausstellungsmacher haben ja immer wieder betont, dass eine der Besonderheiten der Ausstellung eben auch das ganz konkrete Nachvollziehen bestimmter Aspekte der Zeit Alexanders war.

Die Reise nach Makedonien machte dieses Erleben dann noch einmal intensiver:

*Das Highlight der Reise war das Grab von Philipp II., dem Vater von Alexander. Dies befindet sich im Museum von Vergina, das über dem Grabhügel erbaut wurde. In den 70er Jahren wurde dieses Grab gefunden, der Grabhügel wurde abgetragen, alles ausgegraben und untersucht und schließlich wurde die Betonkuppel, in der sich das Museum befindet, über dem Grab errichtet. Es ist das einzige Grab, das nicht von Grabräubern ausgeraubt wurde, und deshalb sind die Schätze auch so berühmt und wertvoll, z.B. die goldene Larnax und der Kranz des Königs.*

*Am selben Tag besuchten die SchülerInnen ein Museum in der Stadt Pella, dem Geburtsort Alexanders. Dort hatten sie die Möglichkeit, Mosaike zu bestaunen und Alltagsgegenstände aus seiner Zeit zu betrachten. Danach hatten sie die Gelegenheit, die Mosaike in der Ausgrabungsstätte im Original zu sehen. Müde kehrten sie abends in ihr Hotel in Thessaloniki zurück.*

*Am ersten Tag machte die Klasse eine Sightseeingtour durch die Stadt. Sie besuchte die Stadtmauer oberhalb von Thessaloniki und der Ausblick von dort wurde sofort als Hintergrund für ein Fotoshooting genutzt. Dann marschierten SchülerInnen und Lehrpersonen hinunter in die Stadt zum Weißen Turm, der ‚zufällig‘ immer dann geschlossen hatte, wenn die SchülerInnen ihn besichtigen wollten. Doch dafür lud die Hafenspazierpromenade zum Flanieren ein. Einige SchülerInnen genossen einige griechische Spezialitäten und ließen sich das Baklava auf der Zunge zergehen.*

*Am letzten Tag besuchten die ‚vollkommen ausgeruhten‘ SchülerInnen das Museum von Thessaloniki, wo viele Grabbeigaben ausgestellt waren, u.a. verschiedene goldene Kränze, bezaubernde Schmuckstücke und prachtvolle Vasen. Sehr müde, aber zufrieden machte sich die 3. gymnasiale Klasse auf den Flug nach Hause.*

*Die SchülerInnen waren begeistert von der Umsetzung der Idee, Theorie auch live zu sehen, bedanken sich bei den Professoren für die sowohl lehrreiche als auch lustige Reise und freuen sich auf eine weitere.*

– So einige SchülerInnen im Rückblick.

<sup>4</sup> [http://www.christian-muggenthaler.de/index.php?article\\_id=218](http://www.christian-muggenthaler.de/index.php?article_id=218)



Alexanderfilm und Alexanderromane unterstützten von einer anderen Seite das auch von den SchülerInnen so angedeutete Bilderleben:

Der Alexanderfilm von Oliver Stone (2004) bietet eine Bilderflut zu dem Helden Alexander. Der Film hat trotz der historischen Beratung durch Prof. Robin Lane Fox, Oxford, der 1973 eine berühmte Alexanderbiographie veröffentlichte, herbe Kritiken erfahren. Die Chicago Tribune meint: „Der Film schlittert mehrmals nah am Kitsch entlang (ungnädige Zuschauer würden den Film als zu hysterisch bezeichnen), aber Stones Mut zum Wagnis hat seinen ganz eigenen Reiz.“ Die New York Times ist ganz negativ ausgerichtet: „Diesen Film zu schauen ist wie im Unterricht eines Geschichtslehrers zu sitzen, der nicht einmal gut erzählen kann.“ Scharfe Kritik wurde auch an Vangelis' Filmmusik geübt. Den besten Überblick bietet vielleicht das zusammenfassende Urteil in DER SPIEGEL (1.12.2004): „Oliver Stones Historien-Epos hat schwer zu kämpfen: Erst zogen griechische Anwälte wegen der im Film dargestellten Bisexualität des Herrschers vor Gericht, dann flopte der Film an Amerikas Kinokassen. Doch der Regisseur gibt sich gewohnt streitbar – und vergleicht sich selbst mit dem genialen Feldherrn.“

Die bereits am Anfang genannten Alexanderromane des deutschen Schriftstellers und Übersetzers Gisbert Haefs und des italienischen Altertumsforschers Valerio Manfredi halfen mit, das Alexanderbild noch einmal von einer anderen Seite zu konstruieren und zu reflektieren: Gisbert Haefs spielt sogar in der Anlage des ersten Alexanderromans selbst mit dem „Erzeugen von Bildern“ und zieht diese Idee wie einen roten Faden durch den gesamten Roman. Beide Autoren haben jeweils eine Romantrilogie verfasst, die Aufteilung ist sich sehr nahe, der Erzählmodus nicht ganz. Haefs nutzt stärker als Manfredi Text- und Erzählwissen, ist komplexer in der Art der Darstellung, zum Teil auch gewagter in der historischen Interpretation. Manfredi dagegen erzählt linearer, drängender, ist stärker ausgerichtet auf eine Darstellung Alexanders als „Held“.

Gisbert Haefs:

- *Alexander. Hellas. Der Roman der Einigung Griechenlands*, Zürich: Haffmans Verlag, 1992
- *Alexander in Asien – Der Roman der Eroberung eines Weltreichs*, Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg, 1993
- *Alexanders Erben. Alexander 3*, München: Heyne Verlag, 2013

Valerio Manfredi:

- *Figlio del sogno*, Mailand: Mondadori, 1998 (3. Aufl.)
  - *Der Makedonische Prinz*, München: Piper, 2005
- *Le sabbie di Amon*, Mailand: Mondadori, 1998
  - *König von Asien*, München: Piper, 2005
- *Il confine del mondo*, Mailand: Mondadori, 2002
  - *Der Herrscher der Welt*; München: Piper, 2005

Man muss nicht die gesamten Trilogien lesen, um einen Eindruck zu bekommen. Es geht eher darum, dass die SchülerInnen „Bilder“ und Deutungen rund um historische Gestalten verstehen lernen. Und Alexander eignet sich nicht zuletzt aufgrund der Quellenlage (die vielleicht interessantesten Quellen – Arrian und Curtius Rufus – entstehen erst lang nach Alexanders Tod und beruhen auf Texten, die uns heute nicht mehr zur Verfügung stehen) für eine sehr bewusste und spannende Auseinandersetzung mit tatsächlich historischem Wissen

und Anekdotischem. Die Diskussion um die Person Alexanders des Großen (Wer war er wirklich?) ist insofern für SchülerInnen extrem spannend und ein wichtiger Antrieb sich mit Quellenmaterial auseinander zu setzen.

Das Thema „Bild und Bildmanipulation“ wurde im selben Schuljahr in einer anderen Klasse des Klassischen Gymnasiums, in einer Maturaklasse, noch einmal in Form einer Philosophischen Tagung behandelt, mit anderen Schwerpunkten. Es ging um verschiedene Arten von Bildern, Bildwahrnehmungen, Visuelle Kommunikation, es ging um Denken in Bildern und bildloses Denken, es ging um bildende Kunst im eigentlichen Sinn und Bildmanipulation, es ging um Bildpropaganda am Beispiel des Augustus, es ging um Bildverbote und die Bedeutung des Bildes in der heutigen Gesellschaft: Sind wir eine Gesellschaft des Spektakels geworden? In der intensiven Fächer übergreifenden Auseinandersetzung mit dem Einsatz von „Bildern“ in verschiedenen Zeiten und Epochen wurde auch die Frage gestellt: Putin – ein neuer Augustus?

Auch wenn das Thema nicht deckungsgleich war, so konnte doch in der Zusammenarbeit der dritten und fünften Klasse, in der Diskussion noch einmal ein zusätzliches Licht auf das Phänomen Alexander geworfen werden.

Am Ende des gesamten Alexanderprojekts stand ein Radiofeature, das in den Studios der RAI Südtirol aufgenommen und zweimal (weil es der Redaktion so gefallen hat) ausgestrahlt wurde: Das Feature wurde bewusst für Verschiedenes eingesetzt. Zum einen diente es der bereits vorher angedeuteten wichtigen Öffentlichkeitsarbeit des Klassischen Gymnasiums. Zum anderen berichteten SchülerInnen und Lehrpersonen so begeistert von dem Projekt, dass beschlossen wurde, einen etwas anderen als den üblichen Schlusspunkt zu setzen. Denn die Planung und Ausarbeitung eines 45-minütigen Features durch die SchülerInnen, der eigenständige Radiovortrag ermöglichten eine zusätzliche Bewertung der Einheit, welche den Jugendlichen sehr viel Eigenständigkeit abverlangte – eine Form, die neben der üblichen Schularbeit und den traditionellen Tests und mündlichen Prüfungen zusätzliche wichtige Kompetenzen einforderte. Die SchülerInnen konnten die Aufgabe bravourös in relativ kurzer Zeit bewältigen. Sie nutzten im Feature verschiedene Darstellungsformen (Direktzitate, direkte Reden, Reflexion, Erklärungen, Dialoge), bemühten sich um eine ausgewogene Thementauswahl, einen geschickten und auch auf ein breiteres Publikum zugeschnittenen Umgang mit den Quellen, sie bewiesen eigenständige Reflexion, einen überlegten Umgang mit möglichen Adressatenbezügen und ein ziemlich gutes Medienwissen. Die von den Schülern geschriebenen und selbst gesprochenen Texte mussten im Studio nicht sehr oft wiederholt werden.

Das Projekt überzeugte nicht zuletzt durch die konkrete Praxisarbeit des Klassischen Gymnasiums. Ich betone es nicht deshalb, weil ich meine, das Klassische müsste sich einem allgemeinen Trend anschließen, sondern weil ich glaube, dass gerade solche Momente helfen, einen ziemlich umfassenden Zugang zu einem Thema zu bekommen, weil die Auseinandersetzung mit den verschiedenen Perspektiven für die Entwicklung der SchülerInnen enorm wichtig ist und die Fächer übergreifende Zusammenschau über die Übersetzungsarbeit hinaus zentrale Bausteine für den Aufbau von Bewusstheit und Weltreflexion schafft.

Erst so lässt sich auch der Kompetenzbegriff tatsächlich erreichen.

Dass dabei Übersetzungs- und Interpretationsarbeit nicht zu vernachlässigen sind, versteht sich von selbst. Das eine ist durch das andere nicht ersetzbar, aber unbedingt zu ergänzen.



## MATERIALIEN

Ausgehend von der großen Alexanderausstellung im Lokschuppen von Rosenheim 2013, einer dreitägigen Kurzreise nach Makedonien, in Alexanders Heimat, nach umfassender Textarbeit in zwei Klassen (Curtius Rufus und Arrian im Vergleich) und der Auseinandersetzung mit dem Alexanderfilm von Oliver Stone und den Alexanderromanen von Gisbert Haefs und Valerio Manfredi bildete das Radiofeature „Alexander der Große live“ den Abschluss einer insgesamt etwa dreimonatigen Beschäftigung mit der Person Alexanders des Großen. Das Feature entstand in Zusammenarbeit mit dem öffentlichen Sender der RAI Südtirol; Schülern und Lehrpersonen wurde bei der Texterstellung und beim Vortrag freie Hand gelassen. Der eine oder andere wird sicher kritisieren, ein 45-minütiges Feature sei für modernes Radio viel zu lang – so werde Radio nicht mehr gemacht. Tatsächlich hängt es vom Programm der einzelnen Sender ab, wie sie ihre Beiträge gestalten wollen – die SchülerInnen haben aus meiner Sicht souverän Eigenheiten von Feature und Radio als besonderem Medium beachtet, kurze, schnelle Wechsel eingefügt, mit Stimme gespielt, die Person Alexanders aus unterschiedlichen Blickwinkeln, in unterschiedlichen und wechselnden Formen dargestellt. Die selbstkritischen Anmerkungen in den Sendestudios, die gegenseitigen Verbesserungsvorschläge bewiesen, dass die SchülerInnen die Form des Features sehr gut verstanden hatten, eine Form, die es aus meiner Sicht auch heute noch ermöglicht, komplexere Inhalte in einer umfassenderen Form publikums- und mediengerecht aufzuarbeiten.

Die SchülerInnen versuchten im Feature in die Biographie Alexanders einzuführen, manch Ungeklärtes auch als solches darzustellen, sich mit seinem „Ruhm“ kritisch auseinanderzusetzen, einzelne Griechischpassagen einzubringen – einfach auch den Klang dieser Sprache weiterzugeben.

### Radio-Feature/ 3 Gym: Alexander der Große

#### Was ist wichtig?

- Feature gehört zu Sachtexten, nicht zum Fiktionalen
- mit Dialogen sparsam umgehen
- bei Biographien interessante Aspekte berücksichtigen
- angemessenes Sprachniveau anstreben
- musikalische Elemente mit berücksichtigen
- Inhalte im Präsens darstellen
- nicht gleichförmig werden; Stil und Präsentationsformen wechseln
- keine erfundenen Gespräche einbringen
- nicht mehr als 10–12 Unterteilungen vornehmen (für ca. halbe Stunde Feature)
- Spannung sollte zur Auflockerung dienen
- evtl. inneren Monolog für die Darstellung von Persönlichkeiten verwenden
- Publikumswirksamkeit und Publikumsinteresse beachten
- Autor/in muss gut recherchiert haben und muss auch gern über das Thema „schreiben“
- zwei Phasen der Herstellung: Recherche und Produktion
- Zuhörer/innen neugierig machen (auf mehr)
- 30 Minuten Feature = 30 Stunden Material

### Mögliche Themen/Darstellungsformen (von den SchülerInnen in der Planungsphase gesammelt):

- Alexanders Pferd
- Alexanders Liebesleben
- Alexanders Charakter und Interessen
- herausragende Taten
- Beziehung zu Mitmenschen
- Ermordung des Vaters
- Wüstendurchquerung
- Alexanders Herkunft
- Ausdehnung seines Reiches
- besondere Erlebnisse Alexanders; Stärken und Schwächen
- Aristoteles und Alexander
- Alexanders Reichtum
- Alexanders Tod; wo ist er bestattet worden?
- Verschwörungstheorien
- Mythos und Realität; Interview: Wie wird Alexander heute gesehen
- Missverständnisse klären: Darstellung Alexanders in der Antike; Bild Alexanders in der Nachwelt
- Was wäre gewesen, wenn Alexander nicht so früh gestorben wäre?
- Auswirkung der Eroberungszüge auf die heutige Welt
- Textzitate; griechisch und Übersetzung
- abwechselnde Erzählerrollen (evtl. auch Aristoteles)
- Gedankengänge von Freunden und Begleitern Alexanders
- ein Schlachtenbericht, auch musikalisch untermalt
- Persönliches: Eindrücke von der Reise nach Nordgriechenland

### Endprodukt:

#### Eine Reise auf den Spuren Alexanders

„November 2013 – auf dem Weg nach Makedonien

Die dicke Wolkenschicht ist endlich wieder durchbrochen, endlich können wir, die Klasse 3 Gym des Gymnasiums „Walther von der Vogelweide“, aus dem kleinen Fenster des Flugzeugs, mit dem wir um 07.30 Uhr von Bergamo gestartet waren, das heiß ersehnte Ausflugsziel erblicken. Bis zur Landung dauert es nicht mehr lange und alle halten zum zweiten Mal den Atem an. Ein starkes Rütteln, dann endlich der Halt. Erleichterung. Während der Fahrt zum Hotel Kinissi Palace bekommen wir einen ersten Eindruck von dem Land, das einst als Mutter der westlichen Kultur galt. Im Laufe der Tage lernen wir es immer besser kennen und sind uns gleichzeitig immer mehr bewusst, wie es wirtschaftlich um das Land steht. Müll entlang der Straßen. Eingestürzte Häuser. Arbeitslose. Streunende Hunde. War das das Land Alexanders? Was war aus seiner ruhmreichen Zeit noch übriggeblieben? Das Grab seines Vaters, Philipps des II., versteckt unter einem Grabhügel, wie viele andere auch. Gold, Schmuck, höchste handwerkliche Geschicklichkeit, Gold, wertvolle Schwerter, Schilde, Beinschienen, Silber, Ketten, Kronen, Gold, Kränze, Kratere, Kelche, und wieder Gold. Die Überreste der Stadt Pella mit weltberühmten Mosaiken und Funden, die Zeugnis ablegen, wie manche vor tausenden Jahren wohl gelebt haben mögen. Dicke Wolken, Olymp im Hintergrund, müde, Koffein ersehnd, öde Äcker. Wieder im Flugzeug gleiten die Bilder vorbei, die wir gesehen haben. Unvergesslich.“



Im Folgenden deute ich nur mehr die Zwischentitel an:

#### **WER WAR ALEXANDER DER GROSSE?**

*(eine Befragung unter Jugendlichen: ein guter Einstieg deshalb, weil deutlich gemacht werden konnte, dass wenig konkretes, v.a. kaum vertieftes Wissen um die Person Alexanders da ist und man auch deshalb neugierig wird)*

Alexanders Herkunft

Alexanders Liebesleben

Bukephalos

Alexander und Aristoteles

Alexanders Wüstendurchquerung

Die Eroberung der Stadt Tyros aus der Sicht eines Gefangenen

Die Zerstörung der Königsburg aus der Sicht eines persischen Gelehrten

Alexanders Tod aus der Sicht einer Wache

#### **FORSCHUNGSFRAGEN:**

Woran ist Alexander so früh gestorben?

Wo befindet sich Alexanders Grab?

Widersprüchliche Darstellungen Alexanders des Großen: Wer war er wirklich?

Schluss: Uns drängt sich noch eine zentrale Frage auf: Was wäre gewesen, wenn Alexander nicht so früh gestorben wäre?

Und zum Abschluss haben wir unsere Klassikerabschlussklasse nach ihren Assoziationen zu Alexander dem Großen befragt.

„Uns wird das Bild eines Muttersöhnchens nahe gelegt, eines nach Macht und Anerkennung strebenden jungen Königs mit einer zu großen Verantwortung auf den Schultern und einem ungeheuren Freiheitsdrang, der sich auch in seiner Wahl eines wilden Pferdes namens Bukephalos als treuesten Gefährten widerspiegelt. Wir werden wohl nie im Stande sein, alle Facetten Alexanders zu erkunden und zu verstehen, doch eines können wir mit absoluter Sicherheit behaupten: Alexander war ein Mensch, der die Geschichte unseres Abendlandes prägte und für immer veränderte.“

#### **Zusammenfassend**

Noch einmal: Das Projekt soll exemplarisch verstanden werden für den Umgang mit Latein und Griechisch im Sinn einer ineinander fließenden Kulturarbeit – ein Bereich, der nicht zuletzt aufgrund von Stundenkürzungen immer mehr verlorengeht und viel mehr weitergegeben werden müsste. Zahlreiche Inhalte und Kompetenzen, die eng mit dem Latein- und Griechischunterricht verbunden sind und bis heute gebraucht würden, sind verloren gegangen, weil man anderes – zumindest in Südtirol – zu stark in den Vordergrund drängt. Spracharbeit, Sprachbewusstsein, Fächer verbindende Vernetzung sind für Außenstehende nicht immer ganz leicht erkennbar, sind auch nicht auf zwei Schlagworte zu reduzieren wie manches andere. Deshalb halte ich zumindest ein großes Projekt pro Jahr und Klasse, das die genannten Schwerpunkte zusammenführen kann und auch einer breiteren Öffentlichkeit sichtbar macht, für unverzichtbar.

Dem – und das sei am Ende meines Beitrags auch noch erwähnt – steht nach wie vor die Form der Abschlussprüfung für das Klassische Gymnasium (in Italien) entgegen: reine Übersetzungsarbeit, ein Text, herausgerissen aus jedem Kontext, ohne oder nur mit unzureichender Erklärung, ohne Kontexteinbindung, wird den Schülern vorgelegt, so als wollte man bewusst die Übersetzungsarbeit gegenüber allen anderen Faktoren abtrennen und als einziges Faktum gewichten. Kompetenzen, die gerade mit diesem Kontext verbunden sind, sollen anscheinend nicht weitervermittelt werden – das ist das große Minus dieser Form. Für alle anderen Schulen und Fachbereiche hat es inzwischen angemessene Veränderungen der Aufgabenstellungen gegeben, für das Klassische Gymnasium nicht. Und so sehr sich auch Lehr- und Schulführungskräfte bemühen, Schulamt, Ministerium und Politik scheinen andere Sorgen zu haben. Mein großes Anliegen ist es, dass auch auf dieser Ebene endlich die ungebrochene Aktualität des Klassischen Gymnasiums bewusst gemacht wird; eines Klassischen Gymnasiums, das sich seiner Stärken bewusst ist und diese auch in guter Reflexion und Adaption an die Bedürfnisse der heutigen Gesellschaft angemessen vermitteln kann. Meine Forderung meint nicht das Gegenteil dessen, was im zitierten FAZ-Blog beklagt wird. Übersetzungsfähigkeit ist weiterhin ein wichtiges Ziel, aber die Übersetzungsfähigkeit allein ist für die Aufrechterhaltung des Schultyps „Klassisches Gymnasium“ zu wenig – nicht zuletzt deshalb, weil Sprachkönnen von vielen in der Differenzierung leider auch nicht mehr wahrgenommen wird, aber auch, weil dieses Sprachkönnen zu einem großen Teil kein Selbstzweck, sondern wichtiges Mittel für viele weitere Zwecke ist.

Der Begriff des Klassischen Gymnasiums ist eng mit „Vernetzung“ verbunden. Vernetzung meint auch die Voraussetzungen für das Entdecken zu schaffen, aber auch Neugier und Freiraum, überhaupt etwas entdecken zu wollen. Das Projekt hat tolle, vertiefte Diskussionen über Alexander den Großen ermöglicht. Alexander ist und bleibt spannend, weil die Quellen-situation eine ganz besondere ist und weil das Faszinosum seines Tuns bis heute ganz unterschiedliche Interpretationen und Bewertungen zulässt.

Die Vernetzung muss aber auch von der Planung her gelingen: d.h. kein Verzicht auf Übersetzungsarbeit, aber zumindest zwischendurch exemplarische Verbindung mit „Kulturarbeit“, mit dem, was vielen heute nur mehr rätselhaft ist und trotzdem spannend geblieben ist und neugierig macht, weil Schlagwörter noch da sind, weil Halb- und Viertelwissen noch da ist, weil die Themen an sich durchaus neugierig machen würden, wenn sie vor Augen geführt und so auch weitere Möglichkeiten der Vertiefung geschaffen werden können.



**Hinter den Kulissen des republikanischen Machtmanagements.  
Zwei Übersetzungen des „commentarium petitionis consulatus“  
von Quintus Tullius Cicero im Vergleich**

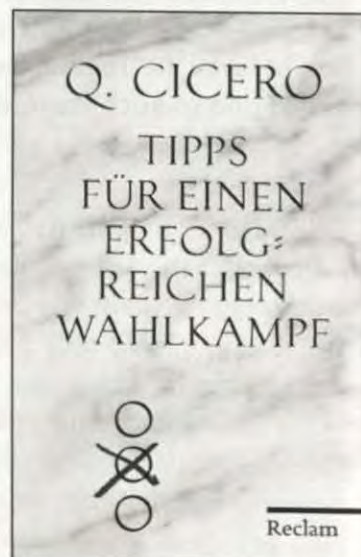
reinhard senfter

**Quintus Tullius Cicero: Tipps für einen erfolgreichen Wahlkampf,**  
lateinisch/deutsch, übers. u. hg. v. Kai Brodersen, Stuttgart: Reclam 2013  
(93 S.; ISBN: 978-3-15-010924-3; € 7.00 [D] / € 7.20 [A] / CHF 10.50)

**Quintus Tullius Cicero: Wie man eine Wahl gewinnt. Der antike Ratgeber für  
Politiker,** hg. u. mit einer Einführung von Philip Freeman, Berlin: Haffmans & Tolke-  
mitt 2013 (63 S. ISBN: 978-3-942989-29-9; € 4.95 [D] / € 5.10 [A] / CHF 7.50)

Was wissen wir vom vier Jahre jüngeren Bruder des Marcus Tullius? Wenig, außer dass er militärisch versiert und erfolgreich war, so an der Nervierfront unter Caesar, zu dem er, der – wie sein Bruder – im Bürgerkrieg auf der Seite des Pompeius stand, nach Pharsalos zurückfand. Wie sein Bruder fiel auch Quintus ein Jahr nach Caesars Ermordung den Proskriptionen zum Opfer. Fraglich bleibt, ob das Werk, das unter seinem Namen als Brief an den Bruder erhalten ist, das den Titel „Abriss zum Wahlkampf um das Konsulat“ (*commentarium petitionis consulatus*) trägt und sich selbst am Ende als *commentariolum petitionis*, „kleiner Abriss zum Wahlkampf“ bezeichnet, tatsächlich von Quintus stammt oder „einen späteren und/oder satirischen Blick auf die Zustände im alten Rom wirft“ (Brodersen, S. 86). Es geht um die Wahl der Konsuln für das Jahr 63, von dem zu diesem Zeitpunkt höchstens zu erahnen war, dass es mit einer großen innenpolitischen Krise und der Hinrichtung von „Verschwörern“ enden würde. Sieben Kandidaten sind im Rennen, darunter als gefährlichste Konkurrenten des *homo novus* Cicero der skandalumwitterte C. Antonius Hybrida, der Ciceros Kollege im Amt werden sollte, und L. Sergius Catilina, der nicht weiter vorzustellen ist.

Brodersens Ausgabe will an fachwissenschaftlichen Kriterien gemessen werden und bietet daher Text, Übersetzung und einen ebenfalls zweisprachigen Ausschnitt aus dem Kommentar des Q. Asconius Pedanius zu Ciceros verlorener Rede *In toga candida* sowie im Anhang Informationen zum überlieferten Text, der bekanntlich an vielen Stellen kein sinnvolles Latein ergab und jede Menge Korrekturvorschläge auf den Plan gerufen hat. Seine Abweichungen von der jüngsten kritischen Edition (D.R. Shackleton Bailey, Teubner 1988) sowie von den angeführten Handschriften verzeichnet Brodersen lückenlos auf den S. 68–72. An einen kurzen Abriss des Werkaufbaus schließen sich ein „Verzeichnis der Eigennamen“ und „Literaturhinweise“ zur Forschungslage des *Commentariolum* und zur „Verfassung und den Wahlen“ (S. 81–84). Das „Nachwort“ schafft auf fast acht Seiten Klarheit über die Modalitäten einer Wahl im antiken Rom.



Das etwas früher erschienene handliche, von Philip Freeman kuratierte Kleinformat, im Original: *How to win an election. An Ancient Guide for Modern Politicians. Quintus Tullius Cicero*, das Kai Brodersens Ausgabe in seinen Literaturhinweisen anführt, pocht programmatisch auf die Kontinuität der „Ratschläge dieses ersten Kampagnenberaters aller Zeiten“ (Klappentext), verzichtet auf den Abdruck des Originaltextes und hat ausdrücklich die Absicht, maximale Lesbarkeit durch eine sehr freie, zielsprachenorientierte Übersetzung herzustellen, an die sich – nach eigener Aussage – auch der Übersetzer aus dem Englischen, Andreas Simon dos Santos, gehalten hat. Dem Lektorat von Ekkehard Kunze ist – dies sei der Vollständigkeit halber vorausgeschickt – bloß der Lapsus auf Seite 29 entgangen, wo es von Catilina heißt: „Er gab sich danach mit Schauspielern und Gladiatoren ab. Mit Ersteren frönte er ein ausschweifendes Leben, Letztere dienten ihm ...“. Freeman hält möglichst große Distanz zu philologischer Zucht, ohne dabei dem Geist des Originals untreu zu werden, auch wenn wir nach der Lektüre der Übersetzung: „Was die letzte Gruppe betrifft, die Freunde deiner Rivalen, kannst du es genauso halten und dein Wohlwollen selbst jenen beweisen, die deine Feinde sind“ (S. 45) im Original erst einmal Umschau halten müssen: „Quorum voluntas erit abs te propter competitorum amicitias alienior, iis quoque eadem inservito ratione qua superioribus et, si probare poteris, te in eos ipsos competitores tuos benevolo esse animo ostendito“ (40).

Freemans (nomen est omen?) „gelöster“ Umgang mit der antiken Vorlage setzt sich auch im Glossar seines Büchleins fort, das sehr kurz gehalten ist und in dem die „publicani“ salopp als „Auftragnehmer“ firmieren, „homo novus“ missverständlich als „Außenseiter“ wiedergegeben wird, die Wahlkampftruppe („sodalitates“) als „Organisation“ und die „populares“ ohne weiteres als „Populisten“, während ein Eintrag „Caesar“ überhaupt fehlt. Daraus zu schließen, dass Freeman (und sein Übersetzer) auch im Sprachlichen „populistischen“ Formulierungen frönen wird, wäre aber falsch. Höchst selten kommt es dazu, dass der Übersetzer seine „Freiheit“ überstrapaziert, wie bei: „Antonius *bibbert* schon vor seinem eigenen Schatten“ (S. 28) für „Quod *inanius* umbram suam *metuit*“ oder bei: „Auch Außenseiter, die es schon ins Amt des Prätors gebracht haben, aber nicht in das des Konsuls, *werden grün vor Neid werden...*“ (S. 31) für „etiam novos homines praetorios existimo [...] *nolle abs te se honore superari*“ (13). Salopp wirken z.B. „Trottel“ statt „unfähiger Kandidat“ für „nullus petitor“ (25) und „es sei denn, etwas *geht gründlich schief*“ (S. 38) für „sine magna culpa *negligentiae fieri non potest*“ (28).



Die seiner Meinung nach zehn besten Tipps des Quintus an seinen Bruder stellt Freeman unter griffigen Titeln seiner Übersetzung voran, darunter „Versprich allen alles“, „Schmeichle den Wählern ungeniert“ und „Gib den Menschen Hoffnung“. Sie bieten eine geraffte Übersicht und bergen in der Tat allergrößtes Aktualisierungspotential!

Anhand einiger Beispiele – und im Vergleich mit der texttreuen Übersetzung Kai Brodersens – soll nun überprüft werden, ob Freeman bzw. sein Übersetzer das Ziel weitestgehend erreicht hat, das im Vorwort so formuliert wird: „Ich habe mich bemüht, eine für heutige Leser so zugängliche, umgangssprachliche und klare Übersetzung wie möglich anzufertigen und dabei dem Sinn des Originals treu zu bleiben“ (S. 20), wobei „umgangssprachlich“ entweder eine unglückliche Übersetzung oder ein schlecht gewählter Ausdruck für „zielsprachenorien-



tiert“ zu sein scheint. Denn von umgangssprachlichen Elementen – wie z.B. in den Briefen des M.T. Cicero – oder einem überwiegend kolloquialen Stil kann in unserem Text – selbst wenn er tatsächlich als Brief konzipiert gewesen sein sollte – keine Rede sein. Klar ist, was das Resultat sein soll: Ein für LeserInnen, die mit dem antiquarischen „Sound“ nicht vertraut sind, ruhig fließender, schnörkelloser Text, der die ohnehin „moderne“ Botschaft des antiken Autors unverfälscht transportiert.

Beim Vergleich der Übersetzungen gehe ich davon aus, dass auch Freeman (F) im Großen und Ganzen dieselbe Edition wie Brodersen (B) benutzt haben wird, obwohl bei ihm Angaben dazu fehlen.

Gleichzeitig möge die so zustandekommende Anthologie einen breitgefächerten Eindruck von Charakter und Gehalt dieses (fast) unzensierten Insider-Blicks hinter die Kulissen des römischen Machtmanagements vermitteln.

□

(2) Quamobrem, quoniam ab hac laude proficisceris et, quidquid es, ex hoc es, ita paratus ad dicendum venito, quasi in singulis causis iudicium de omni ingenio tuo futurum sit.

B: „Deshalb – du startest ja mit diesem Ruhm und bist, was du bist, aus diesem Grund – präsentiere dich als wohlvorbereitet auf deine Reden, als ob all deine Befähigung nach diesem einzigen Fall beurteilt würde“ (S. 7)

F: „Weil du ein so guter Kommunikator bist und sich deine Reputation gerade darauf gründet, solltest du jede deiner Reden so wahrnehmen, als hinge deine ganze Zukunft genau von diesem Vortrag ab“ (S. 24)

- Hier kann man schon ansatzweise die differentia specifica beider Übersetzungsstile festhalten: der texttreue muss im Deutschen eine nicht „cool“ klingende Lexik („Ruhm“, „wohlvorbereitet“, „Befähigung“) und die „holprige“ Abfolge von Verba und Gliedsätzen zur Anwendung bringen; der zielsprachenorientierte lockt mit zeitgeistigem Vokabular („Kommunikator“, „Reputation“) und beschleunigt den Lesefluss, indem flotte Nomina die bremsenden Verben ersetzen; ob Freemans „wahrnehmen“ optimal ist, darüber kann man sicherlich streiten.

□

(5) ... si quid locuti populariter videamur ...

B: „Wenn wir je als in einer ‚popularen‘ Weise sprechend in Erscheinung getreten sein sollten ...“ (S. 9)

F: „Sollte es so aussehen, als würdest du dich in irgendeiner Frage auf die Seite der gemeinen Leute stellen...“ (S. 25)

- In seinem Glossar reduziert Freeman – wie gesagt – die „populares“ auf „Populisten“, erklärt deren Politik aber völlig korrekt als bloße Spielart der Machterhaltung, um die es „optimates“ und „populares“ primär zu tun war. Er fällt hier hinter seinen Wissenstand zurück, mit dem er den von ihm angepeilten Leser nicht belasten bzw. aufhalten will. Er nimmt in Kauf, dass seine Wiedergabe irreführend, zumindest sehr verkürzend ist. Aber das bleibt die Ausnahme. Überflüssig anzumerken, wie „frisch“ die freie Version sich hier neben der texttreuen ausnimmt, indem sie einfach „locuti“ nicht wörtlich nimmt.

□

(7) Nam P. Galbam et L. Cassium summo loco natos quis est qui petere consulatum putet oportere? vides igitur amplissimis ex familiis homines, quod sine nervis sint, tibi pares non esse.

B: „Ja, wer würde glauben, dass Publius Galba und Lucius Cassius, so hochwohlgeboren sie auch sind, Kandidaten für das Amt des Konsuls sein könnten? Du siehst also, dass Männer aus den bedeutendsten Familien dir nicht gleich sind, da sie ohne Saft und Kraft sind“ (S. 11)

F: „Wer hätte geglaubt, dass sich so lächerliche Leute wie Publius Galba oder Lucius Cassius um das höchste Amt im Land bewerben würden, mögen sie auch aus den besten Familien stammen? Es liegt offen zutage, dass dir nicht einmal die Leute aus den höchsten Kreisen ebenbürtig sind, denn ihnen fehlt es am nötigen Antrieb“ (S.26)

- Während Freeman die bei Brodersen unterschwellige Ironisierung der beiden dekadenten Adeligen als „hochwohlgeboren“ explizit macht („lächerliche Leute“) und damit bei seinem Zielpublikum punkten kann, außerdem „pares“ zu Recht auf „ebenbürtig“ zuspitzt, um mit dem Paradoxon den homo novus gegenüber dem „Geburtsadel“ aufzuwerten, bleibt er mit seiner Wiedergabe von „quod sine nervis sint“ hinter den Möglichkeiten der Zielsprache zurück, die Brodersen hier treffend ausschöpft.

□

(10) Qui postea cum histrionibus et cum gladiatoribus ita vixit, ut alteros libidinis, alteros facinoris adiutores haberet, qui nullum in locum tam sanctum ac tam religiosum accessit, in quo non, etiamsi in aliis culpa non esset, tamen ex sua nequitia dedecoris suspicionem relinquere, ...

B: „Er [= Catilina], der sich dann mit Schauspielern und Gladiatoren als seinen Gefährten herumtrieb, mit den ersten in sexueller Lust, mit den zweiten im Verbrechen verbunden! Er, der keinen noch so heiligen oder verehrungswürdigen Ort betreten konnte, den er, auch wenn andere Menschen schuldlos waren, nicht ohne den Verdacht einer Verunreinigung durch seine bloße Verderbtheit wieder verließ ...“ (S. 15)

F: „Catilina gab sich danach mit Schauspielern und Gladiatoren ab. Mit Ersteren frönte er ein ausschweifendes Leben (sic!), Letzere dienten ihm als gedungene Büttel bei seinen Verbrechen. Selbst in Gesellschaft Unschuldiger konnte er keinen noch so geheiligten Ort betreten, ohne den Verdacht zu hinterlassen, ihn mit seiner Verkommenheit zu schänden“ (S. 29)

- Zu „frönen + Akk.“ wurde schon oben alles gesagt; eleganter als Brodersen zieht Freeman sich bei der Wiedergabe von „etiamsi in aliis culpa non esset,“ aus der Affäre, auch wenn beide Übersetzungen das Intendierte („selbst wenn er mit völlig unbescholtenen Leuten ein Heiligtum betrat“) nicht auf den Punkt bringen; punkto Leichtfüßigkeit schlägt Freemans „verbale“ Lösung Brodersens Nominalisierung („Verdacht einer Verunreinigung durch seine bloße Verderbtheit“), die durch die (gut gemeinte?) Alliteration überladen wird.

□

(10) Hic se sic habet, ut magis cōtemnam (sic!), si quid commoverit quam ut timeam etiam si quierit.



(Shackleton Bailey korrigiert so die überlieferte Variante: Hic se sic habet, ut magis timeat, etiamsi quierit, quam ut contemnat, si quid commoverit)

B: „Sein [= Catilinas] Zustand ist so, dass ich ihn – weit davon entfernt, ihn zu fürchten, selbst wenn er nichts tut – verachten würde, wenn er etwas ausheckt“ (S. 16f.)

F: „Er ist so unberechenbar, dass die Leute ihn noch mehr fürchten, wenn er sich einmal ruhig verhält, als wenn er Ärger macht“ (S. 29)

- *Der textlich wohl nicht heilbaren Stelle entlockt Freemans Freiheit zur Lücke ohne Zweifel bessere Lesbarkeit als Brodersens Buchstabentreue, die aber den Vorteil hat, dem Gemeinten wahrscheinlich näher zu kommen: Quintus potenziert seine Verachtung für die „catilinarische Existenz“, indem er (aus dem Zusammenhang des Kapitels) suggeriert, Catilina sei moralisch&finanziell so bankrott, dass man vor den Anschlägen eines so „kaputten“ Mannes keine Angst, sie vielmehr mit Verachtung strafen müsse. Im Jahr darauf sollte Quintus' Einschätzung sich als falsch erweisen!*

□

(20) ... et, quem ad modum nemini illorum molestus ulla in re umquam fuisti, sic cura, ut intelligant omnia te, quae ab illis tibi deberi putaris, ad hoc tempus reservasse.

B: „da du nie zuvor irgendeinen von ihnen wegen irgendetwas bemüht hast, mache deutlich, dass du dir für diese Gelegenheit alle Ansprüche auf das aufbewahrt hast, was sie dir nach deinem Dafürhalten schulden“ (S. 25)

F: „Erinnere sie, dass du sie nie zuvor um etwas gebeten hast, dass nun aber die Zeit gekommen sei zu vergelten, was sie dir schuldig sind“ (S. 34)

- *Auch hier überzeugt Freemans direkt auf den Sinn zuhaltende um sieben Wörter kürzere Übertragung, die z.B. durch ihre Komprimierung im letzten Satz die „Texttreue“ Brodersens ausladend schwerfällig wirken lässt: „aufbewahrt hast“ – „nach Deinem Dafürhalten“*

□

(22) Qui autem spe tenentur, quod genus hominum multo etiam est diligentius atque officiosius, iis fac ut propositum ac paratum auxilium tuum esse videatur, denique ut spectatorem te suorum officiorum esse intelligant diligentem, ut videre te plane atque animadvertere, quantum a quoque proficiscatur, appareat.

B: „In Bezug auf diejenigen, die uns durch ihre Hoffnung verbunden sind – eine weit sorgfältigere und gefälligere Kategorie von Menschen –, lass sie wahrnehmen, dass deine Hilfe für sie bereitsteht; lass sie auch erkennen, dass du ihre Dienste sorgfältig beobachtet, dass du genau siehst und wahrnimmst, wie viel von jedem von ihnen kommt“ (S. 25)

F: „Diejenigen, die sich etwas von dir erhoffen – eine engagierte und treue Gruppe –, musst du überzeugen, dass du immer für sie da sein wirst. Lass sie wissen, dass du dir voll und ganz bewusst bist, was jeder von ihnen für dich tut, und wie dankbar du für ihre Leistung und Loyalität bist“ (S. 35)

- *Was Brodersen mit „die uns durch ihre Hoffnung verbunden sind“ ausdrücken will, erschließt sich befriedigend erst mit Freemans „Diejenigen, die sich etwas von dir erhoffen“ ebenso wie erst das sich vom Original lösende „eine engagierte und treue Gruppe“*

dem steif anmutenden „eine weit sorgfältigere und gefälligere Kategorie von Menschen“ sozusagen Leben einhaucht. Das Dikolon abundans im zweiten Teil unserer Stelle (ab: „lass sie erkennen ...“) – die betonte Doppelung des Gedankens, dass man auf die Einhaltung der Gegenleistung achten soll – unterschlägt Freeman, indem er die Wiederholung des Gedankens vermeidet und durch eine zwar inhaltlich zulässige, aber weit vom Wörtlichen entfernte Interpretation ersetzt: „wie dankbar du .... bist“, die – darüber besteht kein Zweifel – unseren Ohren angenehmer klingt.

□

(31) Homines municipales ac rusticani, si nomine nobis noti sunt, in amicitia esse se arbitrantur; si vero etiam praesidii se aliquid sibi constituere putant, non amittunt occasionem promerendi.

B: „Landstädter und Landbewohner halten sich für Freunde, wenn wir sie mit Namen kennen; wenn sie tatsächlich meinen, dass sie einige Protektion für sich erlangen können, dann lassen sie keine Gelegenheit vergehen, sich diese auch zu verdienen“ (S. 33)

F: „Kleinstädter und Landbewohner werden deine Freundschaft suchen, wenn du dir die Mühe machst, ihre Namen zu lernen – doch sie sind keine Narren. Sie werden dich nur unterstützen, wenn sie sich etwas davon versprechen“ (S. 40)

- *Was bewog Freeman zu seinem sehr freien Einschub „doch sie sind keine Narren“? Schon im ersten Teil der Stelle gelingt es ihm zu verdeutlichen, was aus Brodersens wörtlicher Übersetzung erst erschlossen werden muss, nämlich dass die „Landbewohner“ dadurch zu gewinnen sind, dass sie sich mit Namen angesprochen fühlen. Aber – und das bringt Freeman dem modernen Leser mit seinem textfernen Zusatz näher als Brodersens Treue zur Wortfolge – sie lassen sich für ihre Unterstützung nicht mit Worten abspeisen, sondern wollen handfeste Gegenleistungen.*

□

(39) tantum est huius temporis admonere: summa tua virtus eosdem homines et simulare tibi se esse amicos et invidere coegit; ...

B: „dies ist nur die Zeit für eine Warnung. Die Exzellenz deiner moralischen Haltung hat ein und dieselben Personen dazu gebracht, sowohl Freundschaft zu dir vorzugeben als auch Neid auf dich zu empfinden“ (S. 39)

F: „..., aber ich möchte dir einen schlichten Rat geben. Dein gutes Wesen hat in der Vergangenheit einige Leute verleitet, dir ihre Freundschaft vorzuheucheln, während sie in Wahrheit neidisch auf dich waren,....“ (S. 44)

- *Nebenbei wird an dieser Stelle wieder einmal ins Bewusstsein gehoben, welches Kopfzerbrechen die Übersetzung eines so zentralen wie häufigen Begriffs wie („summa) virtus“ je nach Kontext erzeugen kann. Hier – vor dem Hintergrund einer Warnung vor Betrug und Intrigen bzw. wahren und falschen Freunden – ist Freeman der „Wahrheit“ (und dem nicht professionellen Leser) näher, auch wenn seine Übersetzung die „virtus“ gleichsam verharmlost, denn Brodersens Wiedergabe zielt zwar auf den Kern des „Römerwerts“, wirkt aber – auf den Zusammenhang bezogen – zu abgehoben und kann so nicht plausibel machen, warum diese „Exzellenz“ gleichzeitig Bewunderung und Neid hervorzurufen in der Lage ist.*



□

(40) Haec tria sunt: unum, quos laesisti; alterum, qui sine causa non amant; tertium, qui competitorum valde amici sunt.

B: „Es gibt dreierlei Typen: Erstens diejenigen, die du verletzt hast, zweitens diejenigen, die dir ohne Grund nicht zugeneigt sind, und drittens diejenigen, die enge Freunde deiner Konkurrenten sind“ (S. 41)

F: „Es gibt drei Arten von Leuten, die sich gegen dich stellen werden, nämlich solche, die du verletzt hast, jene, die dich ohne triftigen Grund nicht mögen, sowie schließlich diejenigen, die enge Freunde deiner Gegner sind“ (S. 44)

- *Gemeint sind bei der zweiten Gruppe Leute, die „dich einfach nicht mögen“ bzw. die „dich aus unerfindlichen Gründen nicht mögen“, denen du es nie wirst recht machen können. Bei Brodersen stört an dieser Stelle die Litotes „ohne Grund nicht zugeneigt“, die merkwürdig künstlich wirkt und den Sinn nicht plastisch macht, was Freemans Zusatz „triftig“ eher zustandebringt.*

□

(42) ... non tam vituperanda, petitori vero necessaria est, cuius et frons et vultus et sermo ad eorum, quoscumque convenerit, sensum et voluntatem commutandus et accommodandus est.

B: „... aber weniger unentschuldigbar ist sie (sc. die Verstellung) bei einem Kandidaten, dessen Gesichtsausdruck und Sprechweise dem Gefühl und der Neigung hinsichtlich all derer, denen er begegnet, angepasst und modifiziert werden muss“ (S. 43)

F: „... wenn du damit aber um politische Freunde buhlst, ist sie hinnehmbar. Denn ein Kandidat muss wie ein Chamäleon sein und seine Miene und Rede je nach dem jeweiligen Gesprächspartner ändern“ (S. 46)

- *Auf Brodersens korrekten Auftritt lege artis folgt der Befreiungsschlag Freemans, der hier seinem Anspruch wieder einmal auf das Schönste gerecht wird: Eine zeitgemäße Metapher („Chamäleon“) und bekömmliche Nominalisierung!*

□

(43) ... non committere, ut quisquam possit dicere: quoad eius consequi possis, si abs te non sit rogatum et valde ac diligenter rogatum.

B: „... niemanden in einer Lage zu belassen, die es ihm ermöglichen würde zu sagen, dass er nicht von dir gebeten worden sei, und zwar stark und sorgfältig gebeten“ (S. 42)

F: „Sorge dafür, dass niemand dir nachsagen kann, ihm habe während des Wahlkampfes deine inständige und wiederholte Ansprache gefehlt“ (S. 46)

- *Hand aufs Herz! Will man nach der Lektüre von Freemans flotter Parataxe noch die ganze Wahrheit in Brodersens Gliedsätzen nachlesen oder es dabei „belassen“?*

□

(44) ... curaque ut aditus ad te diurni nocturnique pateant, neque solum foribus aedium turrum, sed etiam vultu ac fronte, quae est animi ianua, quae si significat voluntatem abditam esse ac retrusam, parvi refert patere ostium, homines enim non modo promitti sibi, praesertim quae a candidato petant, sed etiam large atque honorifice promitti volunt.

B: „... (und darin), dass der Zugang zu dir Tag und Nacht möglich ist, nicht nur am Tor deines Hauses, sondern durch deinen Gesichtsausdruck, der das Tor des Geistes ist; wenn der zeigt, dass deine Gefühle zurückhaltend und reserviert sind, dann ist es nicht mehr erheblich, ob dein Haustor überhaupt offen steht. Die Leute wollen nicht nur Versprechungen – insbesondere zu ihren Forderungen an einen Kandidaten –, sondern wollen auch, dass diese Versprechungen in einer großzügigen und ehrbaren Weise gemacht werden“ (S. 45)

F: „... (besteht darin), Tag und Nacht für jene ansprechbar zu sein, die dich brauchen. Halte die Tür deines Hauses offen, aber begegne den Menschen natürlich auch mit offenem Blick, denn die Augen sind das Fenster der Seele. Wirkst du auf Menschen, die mit dir sprechen, verschlossen und zerstreut, wird es keine Rolle spielen, dass deine Pforten nie verschlossen sind. Die Menschen wollen von einem Kandidaten nämlich nicht nur Versprechungen hören, sondern sie möchten dabei sein Engagement und seine Großzügigkeit spüren“ (S. 47)

- *Thema der Stelle ist die Großzügigkeit/benignitas. Tag und Nacht soll der Kandidat für seine potentiellen Wähler ein „offenes Haus“ und offene Ohren haben. Quintus Cicero bemüht die nicht unbedingt elegante Analogie zwischen „Tür des Hauses“ und „Pforten des Geistes“. Brodersen gehorcht dem Text und holt aus dem Vergleich heraus, was das Original eben zulässt. Freeman bleibt auf seinem Pfad der verdeutlichenden Umschreibung bzw. der erklärenden Zusätze und schreckt vor dem Abgegriffenen (Augen = Fenster der Seele) nicht zurück, das sozusagen auch im Register der Qualität des Originals entspricht und hohe Lesbarkeit garantiert.*

□

(53) nec tamen in petendo res publica capessenda est neque in senatu neque in contione, sed haec tibi sunt retinenda, ut senatus te existimet ex eo, quod ita vixeris, defensorem auctoritatis suae fore, equites Romani et viri boni ac locupletes ex vita acta te studiosum otii ac rerum tranquillarum, multitudo ex eo, quod dumtaxat oratione in concionibus ac iudicio popularis fuisti, te a suis commodis non alienum futurum.

B: „Während deiner Kandidatur freilich darfst du dich weder im Senat noch bei den politischen Zusammenkünften des Volkes mit Tagespolitik befassen. Vielmehr musst du daran denken, dass dich angesichts deiner Lebensleistung der Senat als jemanden ansieht, der in der Zukunft die Autorität des Senats hochhalten wird, die Mitglieder des römischen Ritterstands und die Männer von Bedeutung und Finanzkraft aufgrund deines bisherigen Lebens als jemanden, der sich um Frieden und Ruhe kümmert, und die Masse als jemanden, der ihren Interessen gewogen ist, da du jedenfalls in deinen Reden bei den politischen Zusammenkünften des Volkes und vor Gericht ein ‚Populärer‘ gewesen bist“ (S. 53)

F: „Andererseits solltest du dich weder dem Senat noch dem Volk gegenüber klar festlegen. Halte dich an vage Allgemeinplätze. Versichere dem Senat, dass du seine angestammte Macht und seine traditionellen Privilegien bewahren wirst. Lass die Geschäftsleute und wohlhabenden Bürger wissen, dass du für Stabilität und Frieden stehst. Beteuere den einfachen Leuten gegenüber, dass du sowohl in deinen Ansprachen wie bei der Verteidigung ihrer Interessen vor Gericht stets auf ihrer Seite standest“ (S. 52f.)



- Ein letzter Beleg dafür, wie Freemans milde Mischung aus zeitgemäßen Zusätzen und moderatem Mut zur Lücke (cf. ex vita acta) die fachlich geschulte Übersetzung überbieten und zeitgemäßen Appeal versprühen kann!

□

(58 = letzter Satz des Textes) ... volo enim hoc commentariolum petitionis haberi omni ratione perfectum.

- Obwohl Quintus gegen Ende der Handreichung beteuert, seine Tipps und Tricks könnten keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, wurden sie doch für seinen Bruder maßgeschneidert, bittet er diesen dennoch und nicht ganz uneitel um ein Feedback, um Ergänzungen, Streichungen und Anregungen – denn: „**volo enim hoc commentariolum petitionis haberi omni ratione perfectum**“. Auch hier trennen sich noch einmal die Wege unserer beiden – jeder nach seinen Vorgaben sehr erfolgreichen – Übersetzer. Und wie der Zufall und sonst niemand will, ist Philip Freeman auch hier leicht im Vorteil. Kai Brodersens „Ich möchte nämlich diesen kleinen Abriss zum Wahlkampf als in jeder Hinsicht perfekt angesehen wissen“ (S.57) klingt „perfektionistischer“ als es Quintus vielleicht intendiert hat und versperrt möglicherweise den Weg zu dem, was der „kleine Bruder“ – wie Philip Freeman meint – mit Hilfe des Großen Kandidaten in aller Bescheidenheit erreichen wollte: „... denn ich würde diesen kleinen Leitfaden über den Wahlkampf gerne vervollständigen“ (S. 55).

## ANHANG

In seinem Unterrichtsvorschlag (AU 47/2004, 87–91) für eine Doppelstunde über die „Wahlkampftipps“ des Quintus T. Cicero legt **Josef Zellner** eine Textzusammenstellung (250 Wörter) mit Vokabelangaben vor, die Paragraphen des Originaltextes frei und mit Kürzungen kombiniert, z.B. §§2+7 unter dem Titel „Was will ich? Was kann ich? Wer sind meine Mitbewerber?“ usw. Er stützt sich dabei auf die Ausgabe und die Übersetzung von Günter Laser (Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2001). Um die Vorbereitung eines Miniprojektes etwa im Modul „Der Mensch in seinem Alltag“ oder „Rhetorik, Propaganda, Manipulation“ zu erleichtern, lege ich hier zum Abschluss diese Stellen zusammen mit der Übersetzung **Freemans** vor, deren Freiheiten mit der im Unterricht zu erarbeitenden „wörtlichen“ Version kontrastieren und zur Sprachreflexion genützt werden können.

## §§2+7

Civitas quae sit cogita, quid petas, qui sis. Prope cottidie tibi hoc ad forum descendenti meditandum est: "Novus sum, consulatum peto, Roma est." Nominis novitatem dicendi gloria maxime sublevabis. Ac multum etiam novitatem tuam adiuvat, quod eiusmodi nobiles tecum petunt, ut nemo sit, qui audeat dicere plus illis nobilitatem quam tibi virtutem prodesse oportere (54 W.)

Denk immer daran, welche Stadt dies ist, welches Amt du da anstrebst und wer du bist. Täglich solltest du dir auf dem Weg zum Forum sagen: „Ich bin ein Außenseiter, ich will Konsul werden, und dies hier in Rom.“ Ein anderer Faktor, der dir als Außenseiter zupass kommen kann, sind gerade die Aristokraten, die gegen dich antreten. Denn niemand könnte vernünftigerweise behaupten, dass sie durch ihre vornehme Geburt besser für die Konsulatschaft qualifiziert seien als du durch deine natürlichen Gaben.

## §§13+15

Nunc de magnitudine petitionis dicendum videtur. Consulatum petis, quo honore nemo est quin te dignum arbitretur, sed multi, qui invident; petis enim homo ex equestri loco summum locum civitatis. Cum et summum locum civitatis petas et videas esse studia, quae tibi adversentur, adhibeas necesse est omnem rationem et curam et laborem et diligentiam (53 W.)

Nun möchte ich im Einzelnen darauf eingehen, wie du den Wahlkampf führen solltest. Du möchtest Konsul werden, und alle trauen dir dieses Amt zu, doch gibt es auch viele, die es dir missgönnen. Du gehörst nicht zur Nobilität, trotzdem strebst du das höchste Amt im Land an. Da du die wichtigste Position in Rom anstrebst und so viel Feindseligkeit zu erwarten hast, kannst du dir, offen gesagt, keine Fehler erlauben. Du musst mit der größten Besonnenheit, Anstrengung und Sorgfalt einen makellosen Wahlkampf führen.

## §16

Et petitio magistratum divisa est in duarum rationum diligentiam, quarum altera in amicorum studiis, altera in populari voluntate ponenda est (20 W.)

Die Kandidatur für ein Staatsamt lässt sich in zwei Bemühungen unterteilen: einerseits die Unterstützung deiner Anhänger sicherzustellen, andererseits die Öffentlichkeit für dich zu gewinnen.



§§16, 29+30

Amicorum studia beneficiis et officiis et vetustate et facilitate ac iucunditate naturae parta esse oportet. Multi homines urbani industrii, multi libertini in foro gratiosi navique versantur; quos summa cura, ut cupidi tui sint, elaborato. Deinde habeto rationem urbis totius, collegiorum omnium, pagorum, vicinitatum; ex his principes ad amicitiam tuam si adiunxeris, per eos reliquam multitudinem facile tenebis (57 W.)

*Das Wohlwollen deiner Freunde erlangst du, indem du ihnen Gunst und Gefälligkeiten erweist, alte Beziehungen pflegst, stets ein offenes Ohr hast und deinen natürlichen Charme spielen lässt. Es gibt eine Menge einflussreicher Leute in dieser Stadt, außerdem noch zahlreiche Freigelassene, die das Forum besuchen. Tu dein Möglichstes, sie durch dein Engagement für deine Sache einzunehmen. Danach richte dein Augenmerk auf die Interessengruppen, die Nachbarschaftsorganisationen und die Außenbezirke. Wenn du dir die Häupter jeder von ihnen zu Freunden machst, wird die Masse folgen.*

§ 41

Quoniam de amicitia constituendis satis dictum est, dicendum est de illa altera parte petitionis, quae in populari ratione versatur. Ea desiderat nomenclationem, blanditiam, assiduitatem, benignitatem, rumorem, speciem in re publica (30 W.)

*Doch genug zur Gewinnung politischer Freundschaften, wenden wir uns nun der Frage zu, wie man am besten das breite Wahlvolk beeindruckt. Dazu musst du wissen, wer die Leute sind, du musst dich als sympathisch, großzügig und ansprechbar zeigen und ohne Unterlass für dich werben.*

*(Übersetzung Brodersen/Laser: Dies erfordert ein gutes Namensgedächtnis, Verstellung, Ausdauer, Großzügigkeit, Renommee, staatsmännisches Auftreten)*

§52

Postremo tota petitio cura ut pompae plena sit, ut illustris, ut splendida, ut popularis sit, ut habeat summam speciem ac dignitatem, ut etiam competitoribus tuis existat aut sceleris aut libidinis aut largitionis accommodata ad eorum mores infamia (37 W.)

*Sorge schließlich mit Blick auf die römischen Massen dafür, dass deine Bewerbung ordentlich Eindruck macht. Würdig soll sie sein, das natürlich, aber auch ein schillerndes Spektakel, wie es beim Volk so beliebt ist. Es wäre auch nicht verkehrt, das Publikum daran zu erinnern, was für Halunken deine Gegner sind, und [...] die Verbrechen, Sexskandale und Korruption anzukreiden, in die diese Männer verstrickt sind.*

## Die Fahrt zu den Grenzen der Erde Von Herodot bis zur Alexander-Historiographie<sup>1</sup>

Reinhold Bichler

### Abstract

Im Zentrum der Betrachtung stehen Berichte von Entdeckungsfahrten, die an die Randzonen der Oikumene vorstießen bzw. vorgestoßen sein sollen.<sup>2</sup> Für sich betrachtet stellt sich bei jedem dieser Berichte die Frage nach seiner Authentizität etwas anders, wobei in der Forschung eine Tendenz dahin geht, möglichst viel an historischer Realität hinter manch literarischen Überhöhungen oder Verformungen dingfest zu machen. Betrachtet man indes die hier vorgestellten Berichte in einem größeren Zusammenhang, wird die Problematik einer reinlichen Scheidung zwischen *fact* und *fiction* deutlicher sichtbar. Meines Erachtens führt das Gros dieser Berichte aus dem Bereich realer Erfahrung in Randbereiche der Welt, die nur mehr durch theoretisch fundierte Spekulationen erschlossen werden, wobei die Übergänge fließend sind. Die Frage nach der Authentizität dieser Fahrten-Geschichten lässt sich daher kaum eindeutig klären. Doch gewinnt ihre Betrachtung damit nur an Reiz.

### 1. Die Fahrtenberichte in Herodots *Historien* und ihre Bedeutung für das geographische Weltbild

Zu den großen und bewundernswerten Leistungen der Menschen, von denen uns Herodots *Historien* Kunde geben, gehören auch wagemutige Versuche, in bislang unbekannte Regionen vorzudringen und gar die Grenzen der Oikumene zu erkunden. Ihre Bedeutung für die Entwicklung einer plausiblen geographischen Konzeption liegt auf der Hand. Wie anders könnte sonst die Diskrepanz zwischen naturphilosophisch verfeinerten, im Grunde aber einem mythischen Weltbild folgenden Spekulationen über Genese und Gestalt der Erde und einem regional begrenzten Erfahrungswissen, das sich an Wegstrecken und Schiffsrouten orientieren kann, überbrückt werden? Nun hat Herodot selbst versucht, ein einigermaßen konsistentes Bild der Erde und ihrer bewohnten Teile zu gewinnen, und sich pointiert mit

<sup>1</sup> Der vorliegende Beitrag wurde bereits in der Zeitschrift *Gymnasium* 118, 2011, 315–344, publiziert. Er geht auf einen bei der DAV-Tagung 2010 in Freiburg gehaltenen Vortrag zurück, der nicht zuletzt als Information über eigene Forschungen gedacht war. Daher ergeben sich einige inhaltliche Überschneidungen mit bereits publizierten Arbeiten. Vgl. Bichler 2006/2008 und Bichler 2007a. Vor allem sollte der Vortrag als Anregung für Unterrichtszwecke dienen und die Thematik nicht nur dem Referenten Freude machen. Diesem Anliegen entsprechend wird im folgenden Referat die Erzählform bewahrt und die Verweise auf die vielfältigen Sachdiskussionen sind knapp gehalten. Im Vordergrund steht die Betrachtung eines zwar gemischten Quellen-Corpus, das sich aber relativ leicht zusammenstellen und in kleine kohärente Teile gliedern lässt. Mit seiner Lektüre verbunden lassen sich bedeutende Schritte in der Entwicklung des geographischen Weltbilds verfolgen.

<sup>2</sup> Es handelt sich um folgende Texte: Kapitel 1 (Herodots Fahrtenberichte): Herodot II 32–33; 102; IV 42–44; Kapitel 2 (Alexanders Eroberungspläne): Diodor XVIII 4.4; Plutarch, Alexander 68.1; Curtius IX 6. 21; X 1.17–19; Arrian, Anabasis IV 15; V 26.1–2; VII 1; 16; Kapitel 3 (Erkundung der südlichen und der nördlichen Randzonen der Welt): Hanno-Bericht v. 47–52; 78–99; Strabon II 3.4–5; 4.1; XI 11.6; Pomponius Mela III 44–45; 89–94; Plinius, *naturalis historia* II 67.167–170.



älteren, seines Erachtens verfehlten geographischen Anschauungen auseinandergesetzt.<sup>3</sup> Dabei dienen ihm die genannten Fahrtenberichte als ein gewichtiges Argument.

Das zentrale Moment seiner geographischen Konzeption bildet die Gliederung der gesamten Kontinentalmasse in nur zwei Erdteile, Asien und Europa, die durch eine von West nach Ost verlaufende Linie geschieden sind. Der Begriff Asien hatte ursprünglich die Landmasse im Osten der Ägäis bezeichnet, etwa im Sinne unseres Begriffs von Kleinasien. Im Zuge der Entfaltung der Perserherrschaft wurde der Begriff Asien mit dem Herrschaftsgebiet des Großkönigs assoziiert.<sup>4</sup> Ägypten als altes Kulturland und das westlich davon gelegene Libyen bildeten eigene Größen. Herodot aber betrachtete Ägypten als ein Land, das erst durch die mit der jährlichen Nilflut erfolgten Aufschwemmungen gebildet worden war (vgl. bes. II 11). Der Nil sollte daher nicht als Grenze von Asien und Libyen, sondern als verbindendes Element gesehen werden. Daher müssten Ägypten wie Libyen geographisch zu Asien gerechnet werden (II 15–17; IV 36–45).

Dem Kontinent von Asien gegenüber erstreckt sich – einer gedachten Linie von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang folgend – Europa, das dabei an Länge Asien noch überragt. Die Breitenerstreckung Europas ist nach Herodots Überzeugung sogar weit größer als die Asiens (IV 42.1; 45.1). In dieser Konzeption hat der geographische Europabegriff eine maximale Ausweitung erfahren und reicht bis in die unbekanntenen Zonen des Ostens. Konkurrierende Anschauungen wollten mit dem Tanäis (Don) eine Grenze zu Asien ziehen (IV 45.2).<sup>5</sup> Die neuralgische, für die Interpretation der Perserkriege und ihrer Vorgeschichte entscheidende Grenzzone bilden jedenfalls die Meerengen des Hellespont und des Bosporus. Und es ist reizvoll zu sehen, dass dort, wo es um die Anmarschwege der persischen Invasionsheere geht, auch bei Herodot noch ein eingeschränkter Europabegriff durchschimmert, der sich auf die Region bezieht, über die man von Nordosten her kommend Thessalien bzw. Hellas erreicht (VII 8b;10b; VI 43.4; vgl. III 96.1).<sup>6</sup>

Die Linie, die Europa und Asien in Herodots imaginärer Weltkarte trennt, wird zunächst vom Mittelmeer bestimmt, führt dann über die Propontis (Marmarameer) in den Pontos Euxenos (Schwarzes Meer) und von dort weiter, dem Flusse Phasis entlang; dann verläuft sie, immer vager werdend, dem Fluss Araxes folgend, am Fuße des Kaukasus-Gebirges vorbei und dem Kaspischen Meer entlang und verliert sich schließlich in einem Sumpfgebiet.<sup>7</sup> Im westlichen Teil der beiden Kontinente bildet nun der in etwa spiegelbildlich analog gedachte Verlauf der beiden großen Flüsse Nil und Ister (Donau) die wichtigste Orientierungshilfe auf der mentalen Karte. Beide Ströme entspringen demnach im äußersten Westen und fließen eine lange Strecke in östlicher Richtung, ehe sie sich dann nach Norden bzw. Süden wenden und schließlich in den bekannten Regionen münden (II 33–34; IV 49), die – freilich nur grob gesprochen – auf einer Nord-Süd-Achse zu denken wären.

Herodots Konzeption der Grenze zwischen Europa und Asien und des Verlaufs von Nil und Donau war eine originelle Leistung, mit der er sich von älteren und konkurrierenden Vorstel-

<sup>3</sup> Vgl. Gehrke 1998; Prontera 2001; Gehrke 2007.

<sup>4</sup> Vgl. Prontera 2009. Zur Raumwahrnehmung in der persischen Tradition vgl. Wiesehöfer 2007; zu deren Wurzeln in der Raumwahrnehmung des assyrischen Königtums vgl. Lang / Rollinger 2010.

<sup>5</sup> Vgl. die schematische Veranschaulichung der Innovation Herodots bei Jacob 1991, 57f.

<sup>6</sup> Auch der Hellas-Begriff ist vielschichtig und oszilliert von einem sehr weiträumigen, Kontinente überspannenden Begriff bis zur Konzentration auf den Raum, der gegen Xerxes' Invasionsheer verteidigt wird; vgl. dazu Sieberer 1995, 30–36; Prontera 2009.

<sup>7</sup> Vgl. die Übersicht über die einschlägigen Belege bei Sieberer 1995, 20–28.

lungen unterschied. Mit Entschiedenheit verwarf er die Anschauung von einem rings um die Erde fließenden Okeanos und unterschied zwischen den von Menschen bewohnten und daher prinzipiell erfahrbaren Gebieten und den unzugänglichen und daher unbekanntenen Grenzregionen der Erde. Dabei ergab sich für ihn ein signifikanter Unterschied zwischen dem Norden und dem Süden. So sind die extremen Regionen Europas, vom fernen Westen über den Norden bis in den Osten unerforscht und die Existenz eines Meeres im Norden ist aus klimatheoretischen Erwägungen äußerst fraglich (III 115; IV 16; 25; 45). Im Osten Indiens ist nur mehr sandige Wüste (III 98.2). Der Indus aber fließt, in ost-südöstlicher Richtung gedacht, über eine weite Strecke bis in das Meer, das Asiens Süden umgibt (IV 44.2). Dieses Meer, das auch über den Arabischen Golf erreichbar ist, ist jenes „Rote Meer“ oder „Südmeer“, das auch ganz Libyen umgibt und an dessen Gestade die langlebigen Aithiopen, die legendären Lieblinge der Götter, wohnen (III 17.1). Und es bildet mit dem außerhalb der Säulen des Herakles gelegenen „Atlantischen Meer“ und dem „Meer, das die Hellenen befahren“ (d.h. dem Mittelmeer) eine geschlossene Einheit (I 202.4).

Dieses geographische Weltbild wird nun durch eine Reihe scheinbar voneinander unabhängiger, jeweils knapp gehaltener, aber durchaus sensationell wirkender Expeditions-Berichte bestätigt, die bei näherer Betrachtung eine erstaunliche Kohärenz aufweisen. Dabei vermeidet Herodot geschickt den Eindruck, er habe an den ihm überlieferten Geschichten selbst herumgefingert und schützt gerade dort, wo es für seine geographische Konzeption entscheidend wird, Skepsis vor. Die Wirkung seiner Geschichten wird dadurch nur noch verstärkt. Worum geht es?

Da ist einmal die Erzählung, wie der mutmaßliche Oberlauf des Nils entdeckt wurde (II 32–33). Zunächst hatte Herodot noch klargemacht, dass die Kunde über den Verlauf des Nils von Elephantine weg nach Süden bis Meroë zunehmend vager wird und der Ursprung des Nils als unerforscht gelten müsse. Klar sei nur, dass er vom Westen, vom Sonnenuntergang her, ins Land der Aithiopen mit der Metropolis Meroë fließe (II 29–31). Dann berichtet er von einer abenteuerlichen Geschichte (II 32–33): Fünf Häuptlingssöhne der Nasamonen unternahmen einst eine Erkundungsfahrt in den äußersten Westen Libyens. Sie durchquerten eine Zone, in der es von wilden Tieren wimmelt, und die dahinter liegende Wüste, bis sie in eine bewohnte Gegend mit einer Polis kamen. Dort lebten sehr kleine schwarze Menschen.<sup>8</sup> Im Fluss, der dort von Westen nach Osten strömt, gab es Krokodile. Herodot will diese Geschichte von Männern aus Kyrene gehört haben. Die wiederum hatten sie von Etearchos, dem König am Ort des Ammon-Orakels erfahren, dem Nasamonen davon erzählt hatten. Es ist Etearchos, der den entdeckten Fluss mit dem Oberlauf des Nils identifiziert. Herodot selbst stimmt seiner Ansicht zu. Damit hat er die Beweislast für die Geschichte auf eine vierfach verschobene Referenz-Kette abgeschoben, sich aber zugleich die Basis für den sein geographisches Weltbild stützenden Analogieschluss gesichert: „Jenen Fluß aber, der dort vorbeifließt, hielt Etearchos für den Nil, und dafür spricht denn auch die Überlegung. Denn der Nil kommt aus Libyen und schneidet Libyen mitten durch; und wie ich meinerseits vermute, und dabei schließe ich von Bekanntem auf Unbekanntes, kommt er gleich weit und aus gleicher Richtung wie der Istros [Donau]“.<sup>9</sup>

<sup>8</sup> Vgl. entsprechende mythische Weltrandvorstellungen im Aischylos zugeschriebenen *Prometheus Vincitus*, v. 807–809; zu Argumenten gegen die traditionelle Zuschreibung und Datierung vgl. West 2005 mit weiteren Angaben.

<sup>9</sup> Hdt. II 3; Übersetzung dieser und anderer Herodot-Stellen nach Marg 1983/1991.



Herodot hat hier vermutlich ältere Spekulationen über eine Verbindung des Nils mit dem die Erde ringförmig umgebenden Okeanos, gegen die er auch bei seiner Erörterung des Phänomens der sommerlichen Nilschwelle polemisiert (vgl. II 21), zurechtgerückt und seiner geographischen Konzeption angepasst. Dabei wäre etwa an den nur mehr fragmentarisch bezeugten Bericht des Euthymenes von Massalia zu denken. Dieser Euthymenes hatte nicht nur das Vorkommen von Krokodilen im angeblichen Nil-Ursprung erwähnt, sondern behauptet, diesen Ursprung des Nils auf einer Entdeckungsfahrt der libyschen Küste (im Atlantik) entlang sogar selbst gesehen zu haben, was uns noch Seneca – nicht ohne Ironie – berichtet.<sup>10</sup> Bei Herodot selbst ergibt sich ein interessanter Bezug zu einer Entdeckungsfahrt anderer Art, die gleichfalls in den Südwesten Libyens führte: Es ist die Geschichte von der Fahrt des Sataspes (IV 43).

Mit ihr thematisiert Herodot die Frage, ob Libyen umschifft werden kann. Er nimmt dazu auf drei Geschichten Bezug, von denen die Sataspes-Fahrt als letzte erzählt wird. Sie ist auch von der Zeit her, in der sie spielt, die jüngste der drei. Da ihre Geschichte aber mit der Erzählung von den jungen Nasamonen verknüpft ist, soll sie hier als erste kurz vorgestellt werden. Sie ist im Grunde die Geschichte eines Scheiterns und entbehrt nicht einer gewissen Tragik. Der junge persische Aristokrat Sataspes sollte von Xerxes der Vergewaltigung eines Mädchens aus angesehener Familie wegen hingerichtet werden, doch wurde ihm auf Bitten seiner Mutter ein von dieser vorgeschlagener Strafersatz gewährt: Er sollte mit einem Schiff von Ägypten weg über die Säulen des Herakles hinaus und um Libyen herum fahren, bis er in den Arabischen Golf zurückkäme. Doch er bekam, wie Herodot vorneweg konstatierte, „Angst vor der Länge der Fahrt und der Vergessenheit des Landes“ und kehrte um, nachdem er zunächst das Kap Soloeis umrundet hatte und dann noch in Richtung Süden „viele Monate lang an vielen Küsten vorübergefahren war und es immer noch weiter ging“. Da Xerxes der Rechtfertigung für seine Umkehr keinen Glauben schenkte, wurde Sataspes nun doch grausam hingerichtet.

Wäre der richterliche Despot ein genauer Herodot-Leser gewesen, hätte er sehen können, dass er mit seinem Misstrauen Unrecht hatte. Sataspes soll nämlich zwei Gründe für seine Umkehr angeführt haben, deren Zutreffen Herodot freilich beim Erzählen dieser Geschichte selbst in der Schwebe lässt, durch zwei andere Geschichten aber indirekt bestätigt. Die eine davon ist die Erzählung der jungen Nasamonen. Sataspes soll nämlich erzählt haben, „wie sie weit, weit in der Ferne an Menschen vorbeigekommen seien, die klein waren und mit Palmblättern bekleidet, und die seien, sooft sie mit dem Schiff anlegten, in die Berge geflohen und hätten ihre Orte verlassen; sie aber hätten diese Orte aufgesucht, jedoch nichts zerstört, nur Vieh herausgeholt“ (IV 43.5). Das fügt sich nicht schlecht in die Begegnung der jungen Nasamonen mit den kleinen schwarzen Menschen im äußersten Südwesten Libyens, zu denen sie einen sehr langen Weg zurücklegen mussten. Entscheidend aber ist die indirekte Bestätigung von Sataspes' Behauptung, „das Schiff habe nicht mehr vorwärts kommen können, sondern sei festgehalten worden im Meer“ (IV 43.6). Das wollte ihm Xerxes nicht glauben, doch genau das war die Erfahrung, die – immer nach Herodot – einst der berühmte König Sesostris machen musste.

<sup>10</sup> Seneca, quaest. nat. IV a, 22–24; vgl. bes. c. 22: *Euthymenes Massaliensis testimonium dicit: „navigavi“ inquit, „Atlanticum mare. inde Nilus fluit, maior, quamdiu etesiae tempus observant. Vgl. dazu Senecas Kommentar: tunc erat mendacio locus; cum ignota essent externa, licebat fabulas mittere. nunc vero tota exteris maris ora mercatorum navibus stringitur, quorum nemo narrat initium Nili... (c. 24). Die Zeugnisse über Euthymenes sind gesammelt bei Müller FHG IV § 408–409.*

Es ist gleich das erste, was uns Herodot – nach dem Bericht der ägyptischen Priester, wie er versichert – von den Taten des großen Eroberer-Königs Sesostris mitteilt: „Von ihm wussten die Priester zu erzählen, er sei der erste gewesen, der mit Kriegsschiffen ausgelaufen ist aus dem arabischen Busen und die Völker, die an den Küsten des Roten Meers wohnten, unterworfen hat. Und er sei immer weiter gefahren, bis er in ein Meer kam, das nicht mehr zu befahren war wegen der Untiefen“ (II 102). Stellt man sich eine Herodots geographischen Überlegungen entsprechende „Weltkarte“ vor, so treffen sich die beiden Routen, die jeweils von Ägypten aus – einmal über das Mittelmeer und die Säulen des Herakles und einmal über den Arabischen Golf hinaus – Libyen entlang führen, in einer Zone, die durch ihre Untiefen charakterisiert ist.<sup>11</sup> Sesostris' Fahrt liegt viele Generationen zurück, doch soll in jüngerer Zeit, unter dem Säiten-Herrscher Nekos (Necho), tatsächlich der Beweis erbracht worden sein, dass es möglich ist, ganz Libyen zu umfahren.

Bemerkenswerterweise berichtet Herodot von diesem sensationellen Unternehmen aber nicht in seiner Geschichte der Könige Ägyptens. Dort erzählt er nur, wie Necho als erster einen Kanal vom Nil-Delta ins Rote Meer bauen ließ, wo infolge der harten Arbeit 12.000 Ägypter zu Tode kamen, dann aber den Bau einstellte, den später Dareios fertigstellen ließ (II 158).<sup>12</sup> Erst im Zuge eines geographischen Rundblicks samt Polemik gegen die traditionelle Einteilung der Erde in drei Kontinente, einer Partie, die in die Schilderung Skythiens und seiner Nachbarschaft eingebaut ist (IV 36–45), unterstreicht Herodot seine Ansicht, dass Libyen rings vom Meer umflossen ist und nur an einer schmalen Stelle mit (dem übrigen) Asien zusammenhängt (IV 42.1–2). Dazu führt er die Geschichte von Nechos Tat als Beweis an (IV 42.2–4). Necho habe nämlich, nachdem der Bau des Kanals vom Nil in den Arabischen Golf eingestellt wurde, eine phönizische Flotte ausgesandt, „mit dem Auftrag, den Rückweg durch die Säulen des Herakles zu nehmen und so lange zu fahren, bis sie ins nördliche Meer kämen und so zurück nach Ägypten. Die Phönizier fuhren also ab vom Roten Meer und befuhren das Meer im Süden. Wenn es Herbst wurde, gingen sie an Land und säten Korn, irgendwo in Libyen, wo sie gerade waren, und warteten die Ernte ab. Wenn sie dann das Korn gemäht hatten, fuhren sie wieder ab, und so vergingen zwei Jahre, und im dritten bogen sie um die Säulen des Herakles und kamen an in Ägypten“ (IV 42.2–4).

Den Bericht über diese Expedition schließt Herodot mit einem krönenden Beweisstück ab, dessen Wirkung er dadurch erhöht, dass er selbst Zweifel vorschützt: Die Phönizier nämlich „haben etwas erzählt, was ich zwar nicht recht glauben kann, aber vielleicht ein anderer, nämlich sie hätten, als sie um Libyen herumbogen, die Sonne zur Rechten gehabt“ (IV 42.4). Herodot rechnete offensichtlich fest damit, dass die langlebigen Aithiopen, die legendären Lieblinge der Götter, von denen die mythisch-poetische Tradition erzählte, am Südmeer leben (III 17.1).<sup>13</sup> Daher muss der Einfluss der Sonne, der Libyens Wüstenzone voll trifft, dort minder stark sein. Die theoretische Konsequenz, dass dieses Meer dann südlich der Mittagssonne gelegen sein müsse, liegt auf der Hand. Eine zu dieser theoretischen Überlegung passende Erfahrung mit dem Sonnenstand lässt sich im Prinzip in der Sommerzeit in den Regionen südlich des nördlichen Wendekreises jederzeit machen – auch ohne Fahrt um das

<sup>11</sup> Zu den Untiefen: Heidel 1933, 199–200; Geus 2001, 59–60.

<sup>12</sup> Konkrete Angaben zum Kanalbau bietet der Kommentar von Allan Lloyd bei Asheri / Lloyd / Corcella 2007, 358–359.

<sup>13</sup> Vgl. zum Bild der Aithiopen bei Herodot und in der älteren Tradition Lesky 1959; Romm 1992, 49–69; Bichler 2000, 29–34.



Kap der Guten Hoffnung.<sup>14</sup> Was als ein überzeugender Beweis für die tatsächliche Umfahrung Afrikas wirkt, kann also sehr wohl auf theoretischer Spekulation beruhen.<sup>15</sup>

Nun nennt Herodot keine Quelle für diese Geschichte, während er für die im Anschluss daran erzählte Geschichte von der Fahrt des Sataspes auf die Leute von Karthago als Referenten verweist (IV 43.1), sowie er sich ja auch im Falle des Sesostris auf ägyptische Priester und im Falle der Nasamonen auf Leute aus Karthago berufen hatte. Das lässt meines Erachtens die Vermutung zu, dass Herodot zwar Traditionen kannte, die von abenteuerlichen Entdeckungsfahrten entlang der Küste Libyens zu erzählen wussten, diese Traditionen aber für seine geographische Konzeption genutzt und dazu recht eigenständig weiter entwickelt hat. Es sind Traditionen, wie sie im schon erwähnten Fahrtenbericht des Euthymenes oder im so genannten Hanno-Bericht zu greifen sind, auf den in der Folge noch genauer eingegangen werden muss.<sup>16</sup> Zunächst aber ist ein weiterer Fahrtenbericht zu nennen, den Herodot in ähnlicher Weise genutzt haben dürfte, und dessen Endpunkt wunderbarerweise mit dem Ausgangspunkt der von Necho angeordneten Expedition zusammenfällt. Diesmal erscheint der Perserkönig Dareios als Auftraggeber.

„Der wollte gerne wissen, wo der Fluß Indos – der beherbergt außer dem Nil als einziger Krokodile – ins Meer mündet, und so sendet er auf Schiffen Männer aus, denen er zutraut, daß sie die Wahrheit sagen, unter ihnen auch Skylax aus Karyanda. Die fuhren ab von der Stadt Kaspatyros und dem Land der Paktyer,<sup>17</sup> immer stromabwärts gegen Morgenröte und Sonnenaufgang hin bis zum Meer, auf dem Meer aber fuhren sie nach Westen, und im dreißigsten Monat kommen sie in demselben Ort an, von dem der Ägypterkönig die Phönizier, die ich vorher erwähnte, losschickte auf die Fahrt um Libyen. Nachdem diese das Land umfahren hatten, unterwarf Dareios die Inder und benutzte dann auch diesen Seeweg“ (IV 44).

Herodot recurriert hier auf den – verlorenen – Fahrtenbericht des Skylax, dessen spärliche Bezeugung durch spätere Autoren immerhin vermuten lässt, dass es in diesem wohl nicht an fabelhaften Wesen und Wunderdingen mangelte.<sup>18</sup> Herodot hatte andere Interessen. Für ihn konnte der Skylax-Bericht ein Indiz dafür bringen, wieweit nach Osten reichend man sich Dareios' Herrschaftsbereich vorstellen durfte. Dass Skylax und Dareios bei ihm gewissermaßen als „Vorläufer“ von Nearchos und Alexander erscheinen, kann meines Erachtens als ein Reflex des Anspruchs des Großkönigs, die Länder vom oberen bis zum unteren Meer zu beherrschen, gewertet werden. Vor allem aber ging es Herodot darum, den Skylax-Bericht zu einem Beweis seines geographischen Weltbilds zu benutzen: „So hat man auch bei Asien, die

<sup>14</sup> Vgl. Heidel 1933, 21f. mit Anm. 38, der einwendet, dass zwar Ägypter in Nubien entsprechende Beobachtungen leicht machen konnten, unter den Griechen aber höchstens Soldaten, die unter Psammetich bis Abu Simbel gekommen waren.

<sup>15</sup> Das macht auch der Kommentar von Aldo Corcella bei Asheri / Lloyd / Corcella 2007, 611–612, klar, der in der Frage nach der Authentizität der Fahrtengeschichte insgesamt zu den Skeptikern neigt. Für die Authentizität der Fahrt plädiert Zimmermann 2007, 42–45.

<sup>16</sup> Zu Zweifeln am Hanno-Bericht als Vorlage vgl. indes Corcella bei Asheri / Lloyd / Corcella 2007, 612 zu IV 43.1; Zimmermann 2007, 45.

<sup>17</sup> Die Identifizierung von Kaspatyros ist unsicher; vgl. die Angaben bei Corcella bei Asheri / Lloyd / Corcella 2007, 613.

<sup>18</sup> Gesammelte Fragmente bei Jacoby FGrHist 709. Vgl. zur gewaltigen Fahrtstrecke, die Skylax zurückgelegt haben soll, schon Bolchert, 1908, 7: „Ob die Expedition des Skylax wirklich das südliche Meer von der Mündung des Indus bis zum Arabischen Busen befahren hat, bleibt freilich mehr als fraglich, ist sogar bei der noch später fehlenden Kenntnis des Persischen Meerbusens unwahrscheinlich.“

Teile gegen Sonnenaufgang ausgenommen, entdeckt, daß es ähnlich gestaltet ist wie Libyen“ (IV 44.3).

Sieht man auf die Dauer der Fahrt, so fällt auf, dass Skylax und die von Necho entsandten Phönizier ähnlich lange brauchten, um ihr Ziel zu erreichen. Skylax kam im 30. Monat an den Ort, von dem aus die Phönizier vormals losgefahren waren. Diese hatten zweimal an Land überwintert, ehe sie im dritten Jahr Ägypten wieder erreichten. Von Skylax erfahren wir diesbezüglich nichts Konkretes. Auffallend bleibt auch, dass alle die bisher genannten Seefahrer im Auftrag „barbarischer“ Herrscher tätig waren oder solche Herrscher – konkret Sesostris und Dareios – selbst die Weite des Meeres erkundeten. Die Hellenen können da nicht mithalten. Der Handelsmann Kolaios aus Samos gelangte wenigstens ein kleines Stück über die westlichen Grenzen des Mittelmeeres, und dies nur durch höhere Mächte gezwungen. Er war mit seinen Leuten nach der vor Libyens Küste gelegenen Insel Platea verschlagen worden und wollte nun weiter nach Ägypten fahren, doch da wurden sie von einem Ostwind erfasst und „fuhren, denn der starke Wind ließ nicht nach, durch die Säulen des Herakles und kamen nach Tartessos, und das war Gottesgeleit“ (IV 151–152; bes. 152.2).<sup>19</sup>

Diese Erzählung von der Entdeckung des legendären Handelsplatzes Tartessos durch die Hellenen steht noch stärker in der Tradition von Odysseus' Sturmfahrten als die Berichte über jene großen Expeditionen, mit denen das geographische Weltbild Herodots seine empirische oder besser pseudo-empirische Bestätigung findet. Denn auf die Frage, wieweit diese Fahrten-Berichte als im Kern authentisch gelten können, lässt sich wohl so leicht keine eindeutige Antwort geben. Herodot stellt uns mit diesen Berichten höchst eindrucksvolle und riskante Unternehmen, die einst machtvolle Herrscher Ägyptens und Asiens veranlasst hatten, vor Augen. Sie führen aus der konkret erfahrbaren Welt hinaus in theoretisch erschlossene und als erfahrbar vermutete, bislang unerforschte Randzonen der Oikumene. An die Möglichkeit eines praktischen Nachvollzugs solcher Fahrten war für das Publikum, das Herodot mit der Darlegung seiner Historie erreichen konnte, aber nicht zu denken, und die Randzonen der Erde blieben weiterhin ein Gegenstand der Imagination. Im Zeitalter Alexanders, des Eroberers Ägyptens und Asiens, dessen Feldzug umstürzende geographische Einsichten mit sich brachte, erfuhr das Interesse an der Frage, wieweit sich die Grenzen der Oikumene tatsächlich erkunden lassen, verständlicherweise eine neue Konjunktur.

## 2. Aristoteles' geographische Konzeption und Alexanders – angebliche – Eroberungspläne

Herodots Konzeption der Kontinente und Meere beruht noch auf der Anschauung von der Erde als einer Scheibe, deren Umgrenzung sich freilich weitgehend der Erfahrung entzieht. Zur Zeit Alexanders des Großen hatte indes schon das Kugelmodell durch Aristoteles einen wirkmächtigen Verfechter gefunden.<sup>20</sup> Er erschloss aus den unterschiedlichen Zonen des Sternenhimmels, die wir von geographisch unterschiedlichen Positionen auf der Nord-Südachse wahrnehmen können, „nicht nur..., daß die Erde rund ist, sondern auch, daß sie keine große Kugel bildet, da sonst nicht bei so kleinen Veränderungen die Wirkung so schnell sich zeigte“ (Arist. cael. II 14 p. 298a).<sup>21</sup> In dieser Kugel nimmt die Oikumene nur

<sup>19</sup> Der Ausdruck vom „Gottesgeleit“ ist eine explizite Homer-Reminiszenz. Vgl. dazu und zu den Verbindungen von Samos und Ägypten sowie zur Rolle von Tartessos die Angaben bei Asheri / Lloyd / Corcella 2007, 678f. und 184f.

<sup>20</sup> Zur umstrittenen Vorgeschichte des Kugelmodells vgl. Fehling 1985.

<sup>21</sup> Übersetzung nach Gohlke 1958.



einen begrenzten Platz ein. Sie ist in der nördlichen Hemisphäre gelegen und erstreckt sich zwischen der Polarzone und der Äquatorialzone, die beide aus klimatheoretischen Erwägungen heraus als unzugänglich gelten, nicht anders als die südliche Polarzone. Ebenso entzieht sich die theoretisch erschlossene gemäßigte Zone auf der südlichen Halbinsel unserer Erfahrung. Wie diese Welt der Antipoden von einem gedachten Punkt am gestirnten Himmel aus gesehen werden kann, zeigt etwa das *Somnium Scipionis* (Cic. rep. VI 19–20).

Interessant wird nun – im Vergleich mit Herodot – die Frage, wie weit in Aristoteles' Weltbild die bekannte Oikumene von Meeren umgeben ist. Die Antwort ist nicht so eindeutig. Was den Norden betrifft, so hielt Aristoteles noch wie Herodot das Kaspische Meer für ein Binnenmeer und dachte es nicht, wie es bald üblich wurde, nach dem Norden hin mit dem Ozean verbunden (Arist. meteor. II 1 p. 354a 3f.).<sup>22</sup> Es scheint aber, dass er prinzipiell mit einem Meer im Norden rechnete, in das Flüsse mündeten,<sup>23</sup> und dass er Indien im Osten ans äußere Meer grenzen sah.<sup>24</sup> Was das Meer im Süden betrifft, so kannte Aristoteles den Arabischen Golf, nicht aber den Persischen Golf. Ob er sich eine Umfahrung Libyens so wie Herodot vorstellen konnte, ist umstritten.<sup>25</sup> Die entscheidende Textstelle lautet so: „Ferner gibt es eine Reihe von Meeren, die miteinander nirgends in Berührung stehen; so hat z.B. das Rote Meer mit dem Ozean außerhalb der Säulen nur durch eine schmale Straße Verbindung“ (meteor. II 1 p. 354a 1ff.).<sup>26</sup> Wenn unter dem Roten Meer der Meerbusen zwischen Ägypten und Arabien zu verstehen ist, dann wäre jedenfalls die Möglichkeit der Umfahrung Libyens über das „Meer außerhalb der Säulen“ auch nach Aristoteles' geographischem Weltbild gegeben.<sup>27</sup>

Doch Aristoteles' Kugelmodell ließ noch kühnere Fahrtmöglichkeiten zu. Er rechnete nämlich damit, dass die Erdkugel nicht extrem groß sei und zwischen dem westlichen und dem östlichen Ende der Oikumene eine geschlossene, nicht allzu weite Meeresverbindung besteht: „Wer also meint, die Gegend um die Säulen des Herakles und die um Indien berührten sich und auf diese Weise gebe es nur ein einziges Meer, vertritt keine so unglaubliche Ansicht. Man beruft sich dabei auch auf die Elefanten, weil ihre Gattung in beiden Randgebieten zu Hause ist, offenbar infolge ihrer Berührung miteinander. Und Mathematiker, die die Länge des Umfangs auszurechnen versuchen, geben diese mit 400 000 Stadien an. Daraus ist zu schließen, dass die Erde nicht nur kugelförmig ist, sondern auch nicht groß im Vergleich mit der Größe der anderen Gestirne“ (cael. II 14 p. 298a).<sup>28</sup>

<sup>22</sup> Zur Frage, ob Aristoteles loc. cit. mit der Angabe, das Kaspische und das Hyrkanische Meer seien vom Weltmeer getrennt und ringsum bewohnt, zwei getrennte Meere annimmt und damit eine vage Kenntnis vom Aral-See bewahrt, vgl. unten Anm. 40.

<sup>23</sup> So verweist Bolchert 1908, 3, darauf, dass die von Aristoteles erwähnten Flüsse, die von den arkynischen Bergen (Herkynisches Gebirge) nach Norden ziehen (meteor. I 13 p. 350b 4f.), in ein Meer münden müssen.

<sup>24</sup> Vom Parnassos, dem höchsten Gebirge Asiens „in Richtung Ostwärts“, aus, von dem die meisten Flüsse entspringen, so auch der Indos, kann man nach Aristoteles' Ansicht das äußere Meer sehen; meteor. I 13 p. 350a 19ff. Vgl. Bolchert 1908, 7, der festhält, „daß Aristoteles sich, wie ja auch noch Alexander, den östlichen Ozean viel zu nahe denkt.“

<sup>25</sup> Vgl. Berger<sup>2</sup> 1903/1966, 62 Anm. 3, 316–320.

<sup>26</sup> Übersetzung nach Strohm 1970 – ἡ μὲν ἐρυθρὰ φαίνεται κατὰ μικρὸν κοινωνοῦσα πρὸς τὴν ἔξω στελῶν θάλατταν.

<sup>27</sup> Vgl. in diesem Sinn schon Bolchert 1908, 12f.

<sup>28</sup> Vgl. Arist. meteor. II 5 p. 362b 17 ff. und 26ff.: „...man könnte rund um die Erde (durch bewohntes Gebiet) reisen, wäre da nicht der Ozean ein Hindernis“ ... „Nun kennen wir aber die Oikumene der Breite nach bis hin zu den unbewohnten Gebieten, wo es auf der einen Seite wegen der Kälte, auf der anderen wegen der Hitze keine Menschen mehr gibt; andererseits ist jenseits Indiens bzw. der

Damit wäre eine theoretische Begründung der Möglichkeit, über den Atlantik Indien zu erreichen, geliefert. Poseidonios von Apameia rechnete nach Strabons Zeugnis damit, dass man vom Westen aus in direkter Linie über 70.000 Stadien Entfernung Indien erreichen könne. Dabei kalkuliert er die Länge der Oikumene in etwa gleich groß wie die Strecke über den Ozean (Strab. II 3.6 C 102).<sup>29</sup> Eine weitere prominente Bezeugung der Möglichkeit, von den Säulen des Herakles aus nach Indien zu segeln, findet sich bei Seneca. Allerdings erfolgt sie aus der Perspektive eines philosophischen Geists, dem alles Irdische gering scheint. Da nimmt sich die zu überwindende Strecke – so wie unsere Oikumene im *somnium Scipionis* – höchst bescheiden aus: *quantum est enim, quod ab ultimis litoribus Hispaniae usque ad Indos iacet? paucissimorum dierum spatium, si navem suus ferat ventus* (nat. quaest. I praef. 13).

Aus dieser Perspektive Senecas bemessen gleichen alle gewaltigen Kriegszüge, die unsere bekannte Welt erfüllen, nur dem Gewimmel von Ameisen (nat. quaest. I praef. 10). Dem Geist stoischer Machtkritik entsprechend waren es für Seneca nichtige Begierden, welche die großen Eroberer zu ihren Taten antrieben. Das galt ganz besonders für Alexander, den er – und nicht nur er – von einem Wahn getrieben sah.<sup>30</sup> Ihm und keinem anderen aber konnte die Nachwelt zutrauen, er hätte, wäre er solange am Leben geblieben, danach getrachtet, noch die meistentfernten Zonen der Erde zu erreichen, ja sie zu überschreiten: *it tamen ultra oceanum solemque ... ipsi naturae vim parat ...* (Sen. epist. 94,63). Im Bild eines ins Kosmische greifenden Eroberungswahns, dem nur der Tod ein Ende setzen konnte, ist ein Charakterzug Alexanders verdichtet, der ihm auch bei den Klassikern der Alexander-Historie zugeschrieben wird. So legt ihm Curtius just in der Situation, als er im fernen Indien von schweren Wunden wieder genesen war, die grandiosen Worte in den Mund, ... *Asiam, qua Hellesponto, qua Rubro mari subluitur, possideo. lamque haud procul absum fine mundi, quem egressus aliam naturam, alium orbem aperire mihi statui* (Curt. IX 6.21). Und Arrian zeigt sich davon überzeugt, Alexander hätte selbst dann keine Ruhe gefunden, wenn er als Eroberer auch noch Europa zu Asien hinzufügen hätte können und zu Europa die Britischen Inseln. „Stets hätte er darüber hinaus nach Neuem, Unbekanntem gesucht, dabei im Wettkampf, wenn nicht mit einem anderen, so doch mit sich selbst“ (Arr. an. VII 1.4).<sup>31</sup>

Nun wurden in der Alexander-Historie schon bald nach dem Tode ihres Helden unterschiedliche Überlegungen über dessen weitere Eroberungsziele angestellt, in denen sich die durch den Feldzug gesteigerte Neugier, die Grenzen der Oikumene zu erfassen, spiegelt. Diese angeblichen Pläne reichen zwar nicht bis zum Wagnis einer Fahrt über den Atlantik nach Indien, das blieb den Seefahrern an der Schwelle zur Neuzeit vorbehalten. Doch wird in ihnen die Frage nach den Möglichkeiten, die Oikumene im Norden wie im Süden zu umfahren, wieder aktuell. Schon um die geplante Flottenexpedition, die Arabien galt und für deren ausreichende Vorbereitung Alexander noch selbst Sorge getragen hatte, rankten sich bald Spe-

Säulen des Herakles der Zusammenhang, der die ganze Oikumene geschlossen sein ließe, des Meeres wegen nicht vorhanden“; Übersetzung nach Strohm 1970.

<sup>29</sup> Es ist dies „die zweite Strabonstelle, die Columbus in seinem Plan einer westlichen Fahrt nach Indien bestärkt hat“; Radt 2006, 248, zur Stelle. Zu Eratosthenes' diesbezüglichen Kalkulationen, die Strabon referiert (I 4.6 C 64/65), vgl. Radt 2006, 180 f., mit weiterer Literatur. Radt verweist darauf, dass Strabons kritischer Kommentar, Eratosthenes habe die Möglichkeit der Existenz einer, wenn nicht zweier oder sogar noch mehr bewohnter Welten innerhalb der Zone zwischen Iberien und Indien nicht bedacht (I 4.6 C 65), ihm den Ruhm eintrug, die Existenz Amerikas erahnt zu haben.

<sup>30</sup> Sen. epist. 94,62: *Agebat infelicem Alexandrum furor aliena vastandi et ad ignota mittebat. An tu putas sanum, qui a Graeciae primum cladibus, in qua eruditus est, incipit?*

<sup>31</sup> Übersetzung dieser und weiterer Arrian-Stellen nach Wirth / von Hinüber 1985.



kulationen. Nach Aristobulos' Vermutung, die uns Strabon überliefert, wollte Alexander Beherrscher aller sein und als Gott neben Zeus und Dionysos verehrt werden, wenn er die Araber bezwungen und ihnen dann ihre alte Autonomie geschenkt hätte (Strab. XVI 1.11 C 741). Das stimmt mit Arrians Zeugnis überein, zu dessen bevorzugten Gewährsleuten Aristobulos zählte. Arrian zufolge lockten Alexander aber zudem die Schätze des Gewürzlands (Arr. an. VII 20.1–2). Die Königsstädte des Südens scheinen in diesen Plänen noch keine explizite Rolle gespielt zu haben.<sup>32</sup> Auch waren Arrians Bericht zufolge die Erkundungsschiffe, die Alexander zur Vorbereitung des großen Unternehmens ausgesandt hatte, nicht weit vorangekommen (Arr. an. VII 20.3–10). Arrian selbst zweifelte sogar noch an der Möglichkeit, Arabien vom Persischen Golf aus der Küste entlang umfahren zu können; allenfalls auf offener See sei dies möglich (Arr. Ind. 43.2–3).

An Alexanders Vorbereitungen für eine große Arabien-Expedition besteht allerdings kein Zweifel. Anders steht es um die sogenannten letzten Pläne Alexanders, die uns in Diodors Geschichtswerk überliefert sind und die vielleicht auf Hieronymus von Kardia zurückgehen. Diese angeblich nach dem Tod des Königs von Perdikkas der Versammlung der Makedonen bekannt gegebenen *Hypomnemata* sehen einen Feldzug mit 1000 übergroßen Schiffen „gegen die Karthager und die anderen am Meer wohnenden Völker in Libyen, Iberien und im anschließenden Küstengebiet bis nach Sizilien“ vor. Dazu soll auch eine Küstenstraße von Libyen bis zu den Säulen des Herakles gebaut werden samt Häfen und Werften an den geeigneten Plätzen. Weitere Pläne betrafen die Errichtung kolossaler Tempel und die Gründung neuer Städte. Und das Ganze wurde von der Idee gekrönt, Völker Europas nach Asien und Asiaten nach Europa zu verpflanzen, „um so die größten Kontinente (Erteile) durch gegenseitige Heiraten und Familienbände zu allgemeiner Eintracht und verwandtschaftlicher Verbundenheit zusammenzuführen“ (Diod. XVIII 4.4).<sup>33</sup>

Die Authentizität dieser Alexander zugeschriebenen Pläne ist höchst umstritten. Im gegebenen Zusammenhang interessiert vor allem die Vorstellung von den West-Plänen. Sie haben auch in Curtius' Alexander-Geschichte Eingang gefunden. Danach habe der König noch in Karmanien, als er das erste Mal wieder mit Nearchos und Onesikritos zusammentraf und vom glücklichen Verlauf des Flottenunternehmens erfuhr, gleich weitere hochtrabende Pläne gefasst: Die beiden sollten weiter der Küste entlang bis zur Euphrat-Mündung fahren. Er selbst befahl indes, dass in Thapsakos am Euphrat 700 neue Schiffe, und zwar Siebenruderer, ausgerüstet werden sollten. Sie galten keinem geringen Ziel: *Ipse animo infinita complexus statuerat omni ad orientem maritima regione perdomita ex Syria petere Africam, Carthagini infensus, inde Numidiae solitudinibus peragratis cursum Gadis dirigere – ibi namque columnas Herculis esse fama vulgaverat –, Hispanias deinde, quas Hiberiam Graeci a flumine Hiberro vocabant, adire et praetervehi Alpes Italiaeque oram, unde in Epirum brevis cursus est.* (Curt. X 1.10–19; Zitat 17–18).<sup>34</sup>

Nach diesen Plänen wäre also der Eroberungszug zunächst der libyschen Mittelmeerküste entlang bis zu den Säulen des Herakles gefolgt, ehe er sich der europäischen Seite zugewendet hätte. Nun wurde dieser imaginäre Zug im Laufe der weiteren Traditionsbildung mit den Arabien-Plänen verbunden und zu einem kolossalen Unterfangen ausgeweitet. Das zeigt die Variante, die Plutarch in seiner Alexander-Biographie bietet. Demnach habe der König nach dem Wiedersehen mit Nearchos (das irrigerweise nach Gedrosien verlegt wird) auf dessen

<sup>32</sup> Vgl. Högemann 1985, bes. 94 ff. und 126 ff.

<sup>33</sup> Übersetzung nach Veh 2005.

<sup>34</sup> Zum Schiffsbau und zur Bedeutung von Thapsakos vgl. Rollinger 2008, 158–162.

Bericht hin beschlossen, selbst mit einer großen Flotte den Euphrat hinab und um Arabien und Afrika herum zu fahren und durch die Säulen des Herakles wieder ins Mittelmeer einzufahren (Plut. Al. 68.1).<sup>35</sup> Bei Thapsakos wurden daher Schiffe aller Art gebaut und Seeleute angeheuert. Mit dieser Kombination der Umfahrung Arabiens und Libyens wäre sogar die legendäre Fahrt der von Necho entsandten Phönizier in den Schatten gestellt worden.

Der Suggestivkraft solcher Expeditions-Phantasien konnte sich auch ein erfahrener Militär wie Arrian in seiner Alexander-Historie nicht entziehen. Zugleich macht er damit besser verständlich, warum Alexanders Soldaten am Hyphasis streikten und nicht mehr in die Ganges-Region ziehen wollten. In der Ansprache, die er Alexander in den Mund legt, wird eine Vision künftiger, nach Erreichen des Ganges und des Ozeans zu vollbringender Taten entfaltet: „Vom Persischen Meer aus aber wird unsere Flotte die libysche Küste bis zu den Säulen des Herakles umsegeln, und ganz Libyen, das innerhalb dieser liegt, wird ebenso wie Asien unser sein. Dann aber werden die Grenzen unseres Herrschaftsbereiches dort liegen, wo die Gottheit für die Erde selbst die Grenzen gesetzt hat“ (Arr. an. V 25.3–26.7; Zitat 26.2).<sup>36</sup> In dieser Rede zeigt Alexander einen Herrschaftsanspruch, der noch die legendäre Hybris eines Großkönigs in Art des traditionellen Bildes von Xerxes übertrifft. Als Arrian an späterer Stelle resümierend auf Alexanders Eroberungspläne zu sprechen kommt, wird mit deutlichen Anklängen an Alexanders Rede am Hyphasis das Projekt der Umfahrung Libyens nochmals thematisiert: „Manche berichten auch, er [Alexander] habe um die Hauptmasse Arabiens, dazu Äthiopien, Libyen und das Nomadenland jenseits des Atlasgebirges herum nach Gades segeln und dann in unser Meer einlaufen wollen, um sich schließlich nach der Unterwerfung von Libyen und Karthago erst mit vollem Recht als König von Asien bezeichnen zu können. Denn die medischen und persischen Könige, die nicht einmal einen kümmerlichen Bruchteil Asiens beherrschten, hätten sich zu Unrecht den Titel Großkönig angemäßt“ (Arr. an. VII 1.2–3).

Arrian weiß aber auch noch von weiteren Spekulationen über Alexanders künftige Pläne zu berichten, und dazu gehört die Frage, was nach der Unterwerfung Karthagos geschehen sollte: So „wollte er nach den einen ins Schwarze Meer einfahren um gegen die Skythen und zum Maiotischen See zu ziehen, anderen zufolge nach Sizilien und zum japygischen Vorgebirge, denn auch der wachsende Klang des römischen Namens habe ihm bereits keine Ruhe mehr gelassen“ (Arr. an. VII 1.3). Arrian spielt damit indirekt auf die Debatte darüber an, ob Alexander tatsächlich Rom hätte erobern wollen und können. Diese Frage hatte Curtius' Formulierung von Alexanders West-Plänen mit der Formulierung *praetervehi Alpes Italiaeque oram, unde in Epirum brevis cursus est* elegant umschiffen (Curt. X 1.18). Bekanntlich hatte sich Livius mit diesem Thema in einem geistreichen Exkurs auseinandergesetzt.<sup>37</sup> Doch darum soll es hier nicht gehen, sondern um die von Arrian referierte Meinung, Alexander hätte auch einen Zug gegen die Skythen jenseits des Schwarzen Meeres geplant.

Alexander hatte im Zuge der Eroberung Sogdiens zwar den Jaxartes (Syrdarja) überschritten und die „europäischen“ Skythen in einer Schlacht besiegt, konnte sie aber nie wirklich

<sup>35</sup> ... καὶ διακούσας τὰ περὶ τὸν πλοῦν, ὥρμησεν αὐτὸς πλεύσας κατὰ τὸν Εὐφράθην στόλῳ μεγάλῳ εἶτα περὶ τὴν Ἀραβίαν καὶ τὴν Λιβύην παρακομισθεὶς διὰ στηλῶν Ἡρακλείων ἐμβαλεῖν εἰς τὴν ἐντὸς θάλασσαν.

<sup>36</sup> ἀπὸ δὲ τοῦ Περσικοῦ εἰς Λιβύην περιπλεισθήσεται στόλῳ ἡμετέρῳ τὰ μέχρι Ἡρακλέους Στηλῶν; ἀπὸ δὲ Στηλῶν ἢ ἐντὸς Λιβύης πᾶσα ἡμετέρα γίνεται καὶ ἡ Ἀσία δὴ οὕτω πασα, καὶ ὄροι τῆς ταύτης ἀρχῆς οὕσπερ καὶ τῆς γῆς ὄρους ὁ θεὸς ἐποίησε.

<sup>37</sup> Als Beispiel einer kontrafaktischen Geschichtsbetrachtung wird Livius' Exkurs (IX 17–19) bei Brodersen 2000, 37–42, gewürdigt.



unterwerfen.<sup>38</sup> So schien es schlüssig, ihm im Zuge der legendären Überhöhung auch den Plan zuzuschreiben, dieses „Versäumnis“ nachzuholen. Arrian bewahrt neben der genannten Stelle noch weitere Spuren einer entsprechenden Traditionsbildung. Diese steht in einem vagen Zusammenhang mit der famosen, offenbar auf Kleitarchos zurückgehenden und von Arrian höchst skeptisch betrachteten Geschichte von Alexanders Begegnung mit der Amazonenkönigin.<sup>39</sup> Bei seinem Aufenthalt in Sogdien habe nämlich Pharasames, der König der Chorasmier, Alexander seine Aufwartung gemacht und behauptet, er wohne in der Nähe der Kolcher und der Amazonen. Falls Alexander auch gegen sie ziehen wolle, um die Völker bis hin zum Schwarzen Meer zu unterwerfen, werde er den Weg zeigen und Verpflegung stellen. Doch wollte Alexander zunächst nach Indien ziehen, damit werde er ganz Asien unterworfen haben. Später dann werde er mit Heer und Flotte vom Hellespont aus in das Pontos-Gebiet (also das Schwarze Meer) ziehen, und da möge ihn dann Pharasmanes unterstützen. So die von Arrian erzählte Geschichte (Arr. an. IV 15).

Der von Pharasmanes vorgeschlagene Feldzug hätte also von Sogdien aus in Richtung Schwarzes Meer geführt, Alexanders Plan hingegen sah die umgekehrte Richtung vor. Jedenfalls wäre so oder so mit einem derartigen Alexander-Zug eine vieldiskutierte Lücke im geographischen Wissen um die Strecke zwischen der Maiotis und Sogdien geschlossen und eine sichere Kunde über die Erstreckung des Kaspischen Meeres gewonnen worden. Die eben genannten Feldzugspläne bleiben freilich schemenhaft und Arrian selbst signalisiert angesichts der Vielzahl der Alexander zugeschriebenen künftigen Vorhaben Distanz: „Ich für meinen Teil nun bin nicht in der Lage, mir ein klares Bild über die Pläne Alexanders zumachen“ (Arr. an. VII 1.4). Hingegen war er davon überzeugt, dass Alexander vom Verlangen erfasst war, ein geographisches Rätsel zu lösen. Es geht um die Frage, ob das Kaspische bzw. Hyrkanische Meer mit dem Ozean in Verbindung stehe.<sup>40</sup> In der schon zitierten Rede am Hyphasis zeigt sich Alexander nämlich auch davon überzeugt, er werde, käme man nur bis zum Ganges und an das östliche Meer, beweisen, dass dieses mit dem Hyrkanischen Meer verbunden sei. „Ich werde Makedonen und Bundesgenossen beweisen, daß die indische Meeresbucht mit der persischen und das Hyrkanische Meer mit dem Indischen ein Gewässer bildet“ (Arr. an. V 26.1–2). Mit dieser Rhetorik begnügte sich Alexander nicht. Arrian überliefert ausdrücklich, dass Alexander bei seiner Rückkehr nach Babylonien an Herakleides, Sohn des Argaios, den Auftrag gab, in Hyrkanien eine starke Flotte zu rüsten, da ihn der *pothos* erfasst hatte, „genauer kennenzulernen, mit welchem anderen Meer das Kaspische und auch Hyrkanisches genannte zusammenhängt, ob es in Verbindung mit dem Schwarzen steht oder das Große Meer, das im Osten von Indien ab das ganze Land umgibt, in den Hyrkanischen Meerbusen

<sup>38</sup> In der klassischen Alexander-Historie erscheint der Jaxartes (Syrdarja) meist unter dem Namen des Tanaïs, was auf eine – irrige – Identifikation des Flusses mit dem Oberlauf des Don (Tanaïs) zurückgeht. Bei Arrian figuriert der Syrdarja in VII 16.3 als Jaxartes, sonst unter dem Namen des Tanaïs. Arrian ist klar, dass dieser Tanaïs von dem unterschieden werden muss, den Herodot beschreibt; vgl. Arr. an. III 30.7–9. Bei Plutarch figuriert der Syrdarja als Oresartes, wobei darauf verwiesen wird, dass ihn Alexander für den Tanaïs hielt; Plut. Al. 45.4. Von Arrian wissen wir, dass schon Aristobulos den Fluss unter Verweis auf die Einheimischen als Oresartes bezeichnete; Arr. an. III 30.7. – Curtius spricht konstant vom Tanaïs, wo es um den Jaxartes geht. Vgl. zur Lage der europäischen Skythen jenseits des Tanaïs bes. Curt. VI 2.13–14.

<sup>39</sup> Vgl. Mederer 1936, 84–93; Bichler 2007b, 489 f.; Demandt 2009, 232–234.

<sup>40</sup> Auch die Frage, ob – wie schon die oben zitierte Stelle bei Aristoteles (meteor. II 1 p. 354a 3f.) andeutet – mit dem Kaspischen bzw. Hyrkanischen Meer in einer den uns erhaltenen Alexander-Historikern vorliegenden älteren Quelle zwei getrennte Meere gemeint waren und so eine vage Kenntnis des Aral-Sees bestanden hat, ist umstritten. Vgl. zu letzterer Möglichkeit vor allem Rathmann 2007, 86–89, mit weiterer Literatur.

ausmünde, so wie er auch den Persischen Golf ... als Bucht des Großen Meeres entdeckt hatte“ (Arr. an. VII 16.1–2). Neben dem „klassischen“ Thema einer potentiellen Umfahrung Libyens (d.h. Afrikas) war somit auch die Frage, ob sich die Oikumene im Norden mit einer Flotte umfahren lässt, aktuell geworden.

### 3. Einige Geschichten über die Erkundung der südlichen und der nördlichen Randzonen der Welt in vergleichender Betrachtung

In der Ära Alexanders und in den folgenden Dezennien gewannen zwei Fahrtenberichte eine besondere Bedeutung für die Entwicklung der Vorstellungen über die südliche und die nördliche Erstreckung der Kontinente und die Möglichkeit, sie ihren Küsten folgend zu umfahren: der Bericht von Hannos Expedition entlang der Küste Libyens und Pytheas' Bericht über die Erkundung des nördlichen Ozeans. Der Überlieferungszustand der beiden Schriften wirkt freilich eine Fülle von Problemen auf, die auch eine vergleichende Betrachtung der beiden Schriften erschwert. So kann der Pytheas-Bericht zwar *grosso modo* in die letzten Dezennien des 4. Jh.v.Chr. datiert werden,<sup>41</sup> doch lässt er in seinem fragmentarischen Erhaltungszustand viele entscheidende Fragen offen. Der Hanno-Bericht hingegen liegt in einer knappen, in sich geschlossenen Fassung vor, doch bestehen über deren Datierung und ihr Verhältnis zu einem – postulierten – punischen Originalbericht höchst kontroverse Ansichten. Dazu kommt der reizvolle Umstand, dass – soweit wir sehen – offenbar eine größere Bereitschaft bestand, Berichten zu glauben, die eine Umfahrung der Erde im Norden möglich erscheinen lassen, während die faktische Umfahrung Libyens (Afrikas) stärkerem Zweifel ausgesetzt war.

Zunächst nun zum Süden und zum Hanno-Bericht. Der kurze griechische Text gibt sich als die Übersetzung einer punischen Inschrift im Kronos-Tempel zu Karthago aus.<sup>42</sup> Seine Datierung und seine Authentizität sind umstritten. Er schildert ein zunächst noch erfolgreiches Kolonisationsunternehmen des Königs Hanno, der im Auftrag der Karthager mit rund 30.000 Männern und Frauen an der Westküste Libyens entlang fuhr, um dort Siedlungen zu gründen. Nach und nach aber führt die Küstenfahrt in immer unwirtlichere Regionen und muss schließlich aus Mangel an Vorräten abgebrochen werden. Es ist letztlich eine Fahrt aus der noch bekannten, halbwegs zivilisierten Welt hinaus ins imaginäre Land der Wildheit und der härtesten Naturbedingungen.<sup>43</sup> Lassen sich die Stationen der Fahrt zunächst noch relativ gut nachvollziehen, so nimmt die Vagheit der Routenbeschreibung in der Folge dermaßen zu, dass entsprechende Lokalisierungsversuche zu recht konträren Ergebnissen führen.<sup>44</sup> Die Insel Kerne, die vor Libyens Küste gelegen und auf der gleichen Nord-Süd-Achse wie Karthago gedacht ist (v. 40–42), bildet dabei einen Wendepunkt, von dem weg – zunächst mit einem Abstecher ins Landesinnere, dann weiter der Küste entlang – die Fahrt in immer unwirtlichere Regionen führt. Inselabenteuer, die unübersehbar an die Odyssee erinnern, und Begegnungen mit Wilden, wie sie in dem Bilderbuch ethnographischer Phantasie entstammen, geben dem knappen Text ein eigentümliches Kolorit.<sup>45</sup> Dazu tritt die eindrucksvolle

<sup>41</sup> Zur Datierung des Pytheas-Berichts in die letzten Dezennien des 4. Jahrhunderts vgl. Bianchetti 1998, 27–39.

<sup>42</sup> Text und englische Übersetzung bei Oikonomides / Miller, 1977/1995.

<sup>43</sup> Vgl. dazu bes. Jacob 1991, 73–84; vgl. auch Bichler 1995, 131f.

<sup>44</sup> Das ändert nichts daran, dass die Routenbestimmung gerne mit großer Zuversicht erfolgt. Vgl. etwa Zimmermann 2007, 45–47.

<sup>45</sup> Vgl. den Abstecher von der Insel Kerne ins Landesinnere, zu einem großen See, an dessen Ende in Tierfelle gekleidete Wilde von hohen Felsen herab die Eindringlinge mit Steinen bewarfen (47–



Schilderung erschreckender Naturphänomene: Feuerströme ergießen sich ins Meer; Rauch und Hitze machen das Land unbetretbar; gewaltig hohe Flammen beleuchten den nächtlichen Himmel und erweisen sich des Tags als brennender Berg, Wagen der Götter genannt.<sup>46</sup> Doch letztlich erzwingt nicht die Natur Hannos Umkehr, sondern der drohende Mangel an Getreide. Vom äußersten Punkt ihrer Fahrt bringen die Seefahrer noch ein Beweisstück mit: Es sind die Häute dreier „Gorillas“, d.h. am Körper behaarter wilder Frauen, die sie bei ihrem letzten Inselabenteuer im „Horn des Südens“ erschlagen hatten (v. 89–99).<sup>47</sup>

Sieht man von den jeweiligen Spezifika ab, so führt der Hanno-Bericht grob gesprochen ähnlich weit der Südwestküste Libyens entlang wie die Geschichte von Sataspes, der sich gleichermaßen zur Umkehr gezwungen sah, freilich unter anderen Umständen. Jedenfalls galt eine Fahrt entlang der im Atlantik gelegenen Küste Libyens nach wie vor als eine Reise in unbekanntes und gefährliches Terrain. Das macht schon Aristoteles' Urteil klar, der – erstmals für uns – den Hanno-Bericht zitiert: „Auch soll das Gebiet jenseits der Säulen des Herakles brennen, teils beständig, teils nur bei Nacht, wie der Periplus des Hanno berichtet“ (Arist. mir. 37a p. 833a).<sup>48</sup>

So verwundert es auch nicht, dass Polybios, der von seinem Patron und Gönner Scipio Aemilianus unterstützt zur Zeit von dessen Krieg gegen Karthago eine Erkundungsfahrt der Küste Libyens entlang unternommen hatte, nicht allzu weit gekommen sein dürfte. Die Episode ist durch den älteren Plinius überliefert, der Polybios zitiert, nachdem er zuvor den Hanno-Bericht erwähnt und dabei Zweifel an den vielen Städtegründungen und den *alia quidem fabulosa*, die Hanno zugeschrieben wurden, ausgedrückt hatte.<sup>49</sup> Polybios berichtete demnach, dass sich vom Gebirge des Atlas aus in westlicher Richtung Wälder ausdehnen, die voll von jenen wilden Tieren sind, die Afrika hervorbringt (Plin. nat. hist. V 1.9).<sup>50</sup> Für Angaben wie die, dass die Insel Kerne am Ende von Mauretania in einer Entfernung von acht Stadien zur Küste dem Atlas gegenüber liege (nach Plin. nat. hist. VI 36.199),<sup>51</sup> dürfte Polybios indes kaum Autopsie behauptet haben.<sup>52</sup> In den erhaltenen Teilen seines Geschichtswerks jedenfalls drückt er unmissverständlich seinen Zweifel am geographischen Kenntnisstand über die

52); vgl. das Inselabenteuer im Horn des Westens, wo nächtliche Feuer, Geschrei und fremdartige Musik die Eindringlinge erschrecken (71–78); zum Inselabenteuer im Horn des Südens siehe die Ausführungen oben.

<sup>46</sup> Vgl. bes. die Strecke vom „Horn des Westens“ weg bis zum „Horn des Südens“ (78–89).

<sup>47</sup> Der Ausdruck im Hanno-Bericht – ein *hapax legomenon* – gab im 19. Jahrhundert den Menschenaffen ihren Namen. Der Logik des Texts nach geht es aber um wilde Menschenwesen. Vgl. dazu Jacob 1991, 82f.

<sup>48</sup> Übersetzung nach Flashar 1972.

<sup>49</sup> *Fuere et Hannonis Carthaginiensium ducis commentarii Punicis rebus florentissimis explorare ambitum Africae iussi, quem secuti plerique a Graecis nostrisque et alia quidem fabulosa et urbes multas ab eo conditas ibi prodidere, quarum nec memoria ulla nec vestigium exstat* (Plin. nat. hist. V 1.8).

<sup>50</sup> Polyb. XXXIV F 15. Zur Frage, wie weit diese Fahrt des Polybios, die i. J. 146 v. erfolgte, aus Plinius' Text rekonstruiert werden kann – es geht vor allem um die hier nicht behandelten Streckenangaben, die Plinius in der Folge anführt – vgl. Walbank 1979, 633f.

<sup>51</sup> Polyb. XXXIV F 15. Walbank 1979, 638, hält es freilich für wahrscheinlich, dass Polybios tatsächlich eine Insel erreichte, die er mit dem legendären Kerne verband; unter diesem Kerne wäre dann wohl eine kleine Insel vor Essaouira zu verstehen.

<sup>52</sup> Eine solche Autopsiebehauptung überliefert Plinius in Bezug auf die altersgeschwächten Löwen, die vor den Städten Afrikas auf Menschen lauerten. „...er habe zusammen mit Scipio einige deswegen am Kreuz hängen sehen, um die anderen durch Furcht vor derselben Bestrafung abzuhalten“ (Plin. nat. hist. VIII 47 = Polyb. XXXIV F 15 Drexler); Walbank 1979, 639, hält Polybios' Interpretation für naiv und denkt an ein spezielles Opferritual für Baal Hammon oder Tanit.

südliche Erstreckung Libyens aus, wobei er einen Vergleich mit den Grenzen des Wissens über Europas Norden zieht: „Wie aber von Asien und Libyen, wo sie einander in Aethiopien zusammenstoßen, niemand bis an den heutigen Tag mit Sicherheit sagen kann, ob das, was nach Süden liegt, ein zusammenhängendes Festland ist oder vom Meer umschlossen wird, ebenso ist auch das zwischen Tanais und Narbo nach Norden sich erstreckende Land uns bis heute unbekannt, es sei denn, daß wir es durch künftige Forschungsreisen erkunden. Wer aber darüber etwas anderes sagt oder schreibt, der hat als einer zu gelten, der keinerlei Kenntnis besitzt, sondern Märchen – *μύθους* – erfindet“ (Polyb. III 38).<sup>53</sup>

Plinius war aus anderem Holz geschnitzt als Polybios. Trotz seiner oben zitierten skeptischen Worte zögerte er nicht, sich der offenbar reichlicher fließenden Tradition über Hannos Fahrt je nach Bedarf zu bedienen. So spricht er an anderer Stelle das Abenteuer mit den wilden Frauen an, platziert es aber auf den so genannten Inseln der Gorgonen, die jetzt *Gorgades insulae* genannt würden.<sup>54</sup> Dort seien die Frauen am ganzen Körper behaart. Hanno, den er jetzt einen *Poenorum imperator* nennt, habe zwei Häute dieser Frauen im Tempel der Juno deponiert. Dort hätte man sie bis zur Eroberung Karthagos sehen können.<sup>55</sup> Über diese wilden Frauen zirkulierten weitere Phantasien. So berichtete – noch vor Plinius – Pomponius Mela von einer riesigen Insel, *in qua tantum feminas esse narrant toto corpore hirsutas et sine coitu marum sua sponte fecundas, adeo asperis efferisque moribus, ut quaedam contineri ne reluctantur vix vinculis possint. Hoc Hanno ret(t)ulit et quia detracta occisis coria pertulerat, fides habita est* (Mela III 93). Während aber Mela – wie später auch Arrian<sup>56</sup> – der Standard-Tradition folgt, nach der Hanno schließlich zu Umkehr gezwungen wurde,<sup>57</sup> bietet Plinius an wieder einer anderen Stelle eine erstaunliche Variante: *et Hanno Carthaginiensis potentia florente circumvectus a Gadibus ad finem Arabiae navigationem eam prodidit scripto ...* (Plin. nat. hist. II 67.169). Damit hätte Hanno im Grunde Ähnliches geleistet wie einst die von Necho entsandten Phönizier, nur von der anderen Seite her kommend.

Die Frage, ob es möglich sei, Libyen bzw. Afrika vom Arabischen Golf oder den Säulen des Herakles aus zu umfahren, muss einige Faszination ausgeübt haben. Den besten Eindruck davon vermitteln die Nachrichten über die merkwürdige Geschichte des Eudoxos von Kyzikos. Das ausführlichste Zeugnis über den verlorenen Bericht des Eudoxos verdanken wir Strabons Neigung zur Krittellei. So wirft er dem renommierten Gelehrten Poseidonios von Apameia, dessen verlorene Schrift *Über den Ozean* ein umfassendes geographisches Werk dargestellt hatte, vor, er hätte dem Schwindler Eudoxos Glauben geschenkt. Die im Folgenden skizzierte Geschichte basiert also auf Strabons Polemik gegen eine gleichfalls verlorene Kommentierung der Geschichte des Eudoxos durch Poseidonios (Strab. II 3.4–5 C 98–102). Demnach hatte Poseidonios berichtet, dass ein gewisser Eudoxos aus Kyzikos zur Zeit von

<sup>53</sup> Übersetzung nach Drexler 1961/1963.

<sup>54</sup> Jacob 1991, 83, rechnet mit der Möglichkeit, dass der Name *Gorillas* (Akk. Pl.) eine Verschreibung für *Gorgadas* darstellt.

<sup>55</sup> *penetravit in eas (scil. die Gorgades insulae) Hanno Poenorum imperator prodiditque hirta feminarum corpora, viros pernecitate evasisse; duarumque Gorgadum cutes argumenti et miraculi gratia in lunonis templo posuit spectatas usque ad Carthaginem captam*; Plin. nat. hist. VI 36.200.

<sup>56</sup> Hanno kam, von Karthago aufbrechend, über die Säulen des Herakles hinaus, er fuhr insgesamt 35 Tage nach Osten, dann wandte er sich nach Süden und stieß auf viele Hindernisse (Arr. Ind. 43).

<sup>57</sup> Mela geht auf die Frage ein, ob sich Afrika ins Uferlose erstreckt oder von Meer umflossen ist, und hält dabei fest: *...verum et(sic) Hanno Carthaginiensis exploratus missus a suis, cum per oceani ostium exisset magnam partem eius circumvectus, non se mari sed commeatu defecisse memoratu rettulerat* (Mela III 90).



Euergetes II (Ptolemaios VIII) nach Ägypten gekommen und bei Hof als Nil-Fahrer bekannt geworden sei. Damals sei am Roten Meer ein Schiff mit einem halbtoten Inder an Bord angetrieben worden. Nachdem man den Inder gerettet und ihm Griechisch beigebracht habe, hätte er sich erbötig gemacht, den Seeweg nach Indien zu zeigen. Daraufhin sei eine Handelsfahrt dorthin unternommen worden und auch mit reicher Rückfracht heimgekehrt. Doch habe der König dem Eudoxos, der mit dabei war, die ganze Schiffsladung abgenommen.

Nach Euergetes' Tod (116 v.Chr.) sei Eudoxos unter der Regentschaft der Königin Kleopatra (Kleopatra II) erneut nach Indien ausgeschickt, auf der Rückreise aber von Stürmen über Äthiopien (also den Südostrand Libyens nach damaliger Vorstellung) hinaus verschlagen worden und in einer Gegend gelandet, wo er sich Notizen von der Sprache der Einheimischen gemacht und ein Schiffswrack entdeckt habe, das von Leuten aus dem Westen stammte. Die Bugspitze nahm er mit nach Ägypten. Bei seiner Rückkehr sei ihm von Kleopatras Sohn, der inzwischen zur Herrschaft gekommen war (Ptolemaios IX), abermals die Fracht abgenommen worden, einer angeblichen Unterschlagung wegen. Die geborgene Bugspitze aber habe er den Schiffleuten am Hafen gezeigt, und sie sei als einem Schiff aus Gadeira (Cadiz) zugehörig identifiziert worden, einem Schiff der Art, wie sie zur Fahrt an der Küste Marusiens (Mauritaniens) entlang eingesetzt wurden.

Damit wäre erwiesen, dass es möglich ist, Libyen zu umfahren. Und nun habe sich Eudoxos über Massalia nach Gadeira aufgemacht und dort eine Expedition mit mehreren Schiffen ausgerüstet, die bei konstantem Westwind in Richtung Indien segelte, bis der Erschöpfung der Mannschaft wegen die Küste angesteuert werden musste. Dabei sei das Hauptschiff in Bruch gegangen, doch habe man ein Ersatzschiff bauen können und die Fahrt fortgesetzt, bis zu einer Gegend, wo die Einheimischen die gleiche Sprache gebrauchten wie die vormals von Eudoxos besuchten Äthiopen. Zugleich sei klar geworden, dass die Gegend an das Herrschaftsgebiet von König Bogos angrenze. So sei Eudoxos umgekehrt, habe aber auf der Rückfahrt eine als Rückzugsgebiet geeignete Insel entdeckt, deren Lage er sich merkte. In Marusien habe er Bogos empfohlen, eine entsprechende Expedition in die von ihm entdeckte Gegend zu unternehmen. Doch die Berater des Königs hätten gegen ihn intrigiert. So sei er ins Herrschaftsgebiet der Römer geflohen und von dort nach Iberien zurückgekehrt, zu neuen Unternehmungen.<sup>58</sup>

Bis hierher nur habe Poseidonios die Geschichte des Eudoxos erzählt, um einen Beweis für seine Ansicht, dass die Erde ringsum vom Meer umgeben sei, zu geben, kritisiert Strabon, der nun seinerseits Poseidonios Leichtgläubigkeit vorwirft und Eudoxos für einen ausgemachten Schwindler hält. Strabons Polemik gegen Poseidonios ist recht durchsichtig. Das mag ein Grund mehr dafür sein, dass Eudoxos' Geschichte im Prinzipiellen gerne Glauben geschenkt wird.<sup>59</sup> Es bleibt freilich recht wundersam, wie die beiden Fahrten des Eudoxos,

<sup>58</sup> Poseidonios' bei Strabon zitierte Erklärung, er sei bei seinen Forschungen über Eudoxos nur so weit gekommen, das Weitere könne man wohl von den Leuten in Gadeira und in Iberien in Erfahrung bringen (Strab. II 3.5 C 100), kommentierte H. Berger lapidar: „Viel Hoffnung zeigen diese Worte nicht. Wahrscheinlich hatte man in Gades schon zur Zeit der Anwesenheit des Posidonios lange nichts mehr gehört“; Berger <sup>2</sup>1903/1966, 571.

<sup>59</sup> Der Kommentar zu Strabon bei St. Radt kritisiert die Tadelsucht Strabons als völlig unbegründet. Eudoxos wird möglichst weitgehend Glauben geschenkt. Vgl. Radt 2006, 241–247, mit entsprechenden Verweisen und der strikten Behauptung „...niemand zweifelt heute an der Historizität der Geschichte“; ebd. 245. Vgl. dazu schon Berger <sup>2</sup>1903/1966, 571: „Die meisten der neueren Beurteiler haben an der Wahrheit der Geschichte, die einen verlockend tiefen Hintergrund hat und so vielfache Gelegenheit zu Vergleichen bietet, nicht gezweifelt, ich glaube mit Recht.“

die einmal von den Säulen des Herakles her und das andere Mal vom Arabischen Golf aus erfolgt sein sollen, jeweils genau in jene Region führten, die durch ein Schiffswrack aus Gadeira und die Sprache der Einheimischen markiert ist. Damit lässt sich ein indirekter Bezug zu den Fahrten des Sesostris und des Sataspes bei Herodot herstellen, die gleichermaßen jeweils die „halbe Strecke“ einer potentiellen Umfahrung Libyens geschafft haben und dabei jeweils durch Untiefen an der Weiterfahrt gestoppt wurden.

Während Strabon den Eudoxos als Schwindler zu entlarven trachtete, sah eine Reihe römischer Autoren keinen Grund zum Zweifel. So berichten sowohl Pomponius Mela wie der ältere Plinius unter Berufung auf Cornelius Nepos davon, dass Eudoxos auf der Flucht vor dem Ägypterkönig Lathyros (Ptolemaios IX.) das Meer um Afrika vom Arabischen Golf aus bis Gades befahren habe.<sup>60</sup> Aus den zwei einander ergänzenden Fahrten von unterschiedlichen Ausgangspunkten aus wird so im Rezeptionsprozess eine geschlossene Umfahrung. Nun werden im Kontext der Eudoxos-Geschichte noch weitere Geschichten von einer – angeblichen – Umfahrung Afrikas erwähnt, deren Details leider verloren sind. So spricht Plinius gleich im Anschluss an Nepos' Zeugnis über die Fahrt des Eudoxos davon, dass geraume Zeit vor diesem Coelius Antipater einen Mann gesehen haben will, der in Handelsgeschäften von Spanien nach Äthiopien gefahren sei (*naturalis historia* II 67.169).<sup>61</sup> Damit wäre eine volle Umfahrung Afrikas in umgekehrter Richtung erfolgt. Der Ton des Zweifels aber ist in diesem Fall nicht zu überhören.

Anders als Plinius und Mela hatte Strabon generelle Zweifel an den diversen Nachrichten über eine Umfahrung Libyens. Dabei warf er Poseidonios nicht nur Leichtgläubigkeit gegenüber den Schwindeleien eines Eudoxos, sondern auch Inkonsistenz des Urteils vor. So habe Poseidonios in seiner Behandlung der Berichte von einer Umfahrung Libyens zunächst erwähnt, dass Herodot glaube, von Dareios angeheuete Leute hätten diese Umfahrung geschafft,<sup>62</sup> und dass Herakleides von Pontos eine Szene geschildert habe, in der ein Mager zu Gelon (von Syrakus) kam und behauptete, er haben Libyen umfahren. Diese beiden Berichte halte Poseidonios nicht für verbürgt, während er einem Eudoxos vertraut (Strab. II 3.4 C 98; 3.5 C 100).

Zu etwa der gleichen Zeit, in der das Thema einer möglichen Umfahrung Libyens unter dem Eindruck von Alexanders Taten und den ihm zugeschriebenen grandiosen, aber unrealisierbaren Eroberungsplänen stärkere Beachtung fand, stieg auch das Interesse an den Grenzen der Oikumene im Norden und Westen. Maßgeblich für die Frage, wie weit es möglich sein müsse, über den Atlantik den Küsten Europas entlang nach Norden zu gelangen, wurde die – verlorene – Schrift *Über den Ozean* des Pytheas von Massalia.<sup>63</sup> Ihr Verfasser hatte darin geschildert, wie er die Küsten Europas von Gadeira (Cadiz) weg bis Britannien und von da weiter,

<sup>60</sup> Mela III 90; Plin. nat. hist. II 67.169. – Mela bewahrt in seiner Behandlung der südlichen Zonen Afrikas auch noch ein Stück ethnographischen Kolorits, mit dem Eudoxos offenbar seinen Bericht aufgeputzt hatte, indem er von primitiven Einheimischen berichtete: *sunt quibus ante adventum Eudoxi adeo ignotus ignis fuit adeoque visus mirum in modum placuit, ut amplecti etiam flammam et ardentia sinu abdere donec noceret (noceri) maxime libuerit (licuerit)*; Mela III 92.

<sup>61</sup> *multoque ante eum Coelius Antipater vidisse se qui navigasset ex Hispania in Aethiopia commercii gratia*; Plin. nat. hist. II 67.169; vgl. den Kommentar bei Beck / Walter 2004, 80 (FRH 11 F 60).

<sup>62</sup> Die Möglichkeit einer Verwechslung mit der Skylax-Fahrt besteht. Sie sollte nicht zu einer Textkorrektur führen, in der Nekos' Name eingesetzt wird. Die Rückführung des Fehlers auf Poseidonios gilt als wahrscheinlich. Vgl. Radt 2006, 240, der auch darauf hinweist, dass Strabon den Fehler wiederholt (Strab. II 3.5 C 100), es sich also um keinen Überlieferungsfehler handelt.

<sup>63</sup> Ausgaben, Übersetzungen und Kommentare bei: Mette 1952; Stichtenoth 1959; Horst Roseman 1994; Bianchetti 1998.



dem Norden des Kontinents entlang gefahren sei. Wenn die diesbezügliche Feststellung Strabons so korrekt verstanden werden kann, gab Pytheas an, auf dieser Fahrt bis zu einem Flusssystem gekommen zu sein, das über den Tanais (Don) wieder in die bekannte Welt führt. Europa, als dessen Grenze gegenüber Asien zumeist der Tanais angesehen wurde, ließe sich somit komplett umfahren.<sup>64</sup> Wegen der Brisanz dieser – realgeographisch unmöglichen – Behauptung und der verbreiteten Tendenz, antiken Fahrt-Berichten soweit wie nur möglich Glauben zu schenken bzw. ihnen einen möglichst massiven „historischen Kern“ zuzubilligen, ist die Interpretation der entscheidenden Strabon-Stelle umstritten.<sup>65</sup> Diesem Zeugnis nach habe Pytheas nämlich behauptet, die ganze Küste Europas von Gadeira bis zum Tanais befahren zu haben (Strab. II 4.1 C 104).<sup>66</sup>

Pytheas' Bericht bestach offensichtlich mit astronomischen und mathematischen Kenntnissen, mit denen der Verfasser seine geographischen Ansichten zu untermauern suchte.<sup>67</sup> Er notierte den Einfluss des Mondes auf die Gezeiten, lieferte wichtige Angaben zur westlichen Küste Europas und ihren Anwohnern. Er berichtete auch von faszinierenden Naturphänomenen wie dem gefrorenen bzw. geronnenen Meer und der „Meerlunge“, bei deren Anblick sich Wasser und Luft nicht mehr unterscheiden lassen, und charakterisierte damit unüberwindbare Grenzbereiche des Nordens. Wieweit er die legendären Zinninseln und das Ursprungsgebiet des Bernsteins lokalisierte, lassen die Fragmente nicht mehr klar erkennen. Die größte Wirkung erzielte er mit seiner Schilderung von Thule, einer bis dahin unbekanntem Insel am nördlichen Rande der gerade noch zugänglichen Oikumene, um deren potentielle Lokalisierung in der Realwelt sich Generationen nach ihm den Kopf zerbrochen haben.<sup>68</sup> Schließlich war Pytheas der erste und letzte unter den antiken Autoren, der Thule genauer beschrieb.<sup>69</sup> Auch darüber, wieweit Pytheas auf seiner Fahrt über Britannien hinaus in die Nordsee und von da weiter in die Ostsee gekommen sein kann, divergieren die Ansichten derer, die Pytheas' Route möglichst weitgehend dingfest machen wollen, in einem hohen Ausmaß.

Parallel zur Frage, wieweit der Ozean Europa im Westen und Norden umschließt und daher befahren werden kann, beschäftigte die Frage nach einer Schiffs-Verbindung vom Indischen Ozean in die Kaspische See die geographische Phantasie. Nach dem bereits erwähnten Zeugnis Arrians hatte schon Alexander angeordnet, diese Möglichkeit mit einer in Hyrkanien sta-

<sup>64</sup> Über eine solche Route, nur in umgekehrter Richtung, ließ – nach dem Zeugnis Diodors – der Historiograph Timaios die legendären Argonauten nach dem Raub des goldenen Vlieses heimfahren. Sie wären demnach den Tanais aufwärts bis zu dessen Quellen gefahren, hätten dann das Schiff übers Land bis zu einem weiteren Fluss gezogen, der zum Ozean floss; auf diesem seien sie hinab gefahren und dann auf dem Ozean in Richtung Westen, dem Land zu ihrer Linken entlang bis Gadeira und dann weiter ins Mittelmeer gekommen; Diod. IV 56.3. – Schon Hekataios von Abdera, der vermutlich den *Pytheas-Bericht* kannte, dürfte in seiner verlorenen Schrift *Über die Hyperboreer* jedenfalls eine Befahrbarkeit des Nordmeers vom Schwarzen Meer aus über den Tanais (Don) und das Kaspische Meer vorausgesetzt haben. Vgl. dazu Geus 2001, 69–70.

<sup>65</sup> Vgl. die Kommentare bei Horst Roseman 1994, 48–52 zu T 8; Bianchetti 1998, 65–67 und 169 zu F 8d.

<sup>66</sup> ἐνθὲν δὲ πᾶσαν ἐπέλαθον τὴν παρωκεανίαν τῆς Εὐρώπης ἀπὸ Γαδείρων ἕως Τανάϊδος (Strab. II 4.1 C 104). Vorsichtig urteilt Prontera 1993, 30: „e Pitea, a quanto pare, ha cercato sul litorale del mar Baltico il luogo che, allineato idealmente con il corso del Tanai, doveva segnare la frontiera fra Europa e Asia lungo il versante settentrionale della terra abitata.“

<sup>67</sup> Vgl. die dementsprechende Würdigung des Pytheas bei Gärtner 2001.

<sup>68</sup> Vgl. den exemplarischen Nachweis der praktischen Unmöglichkeit einer eindeutigen Lokalisierung bei Timpe 1989, 326–328. Zur Frage, wie Thule zum Mythos wurde, und zu dessen Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte bis in die gegenwärtige Literaturszene vgl. Mund-Dopchie 2009.

<sup>69</sup> „After Pytheas no Greek or Roman explorer learned anything more about Thule“; Romm 1992, 158.

tionierten Flotte zu erforschen. Unter den ersten Seleukiden nun scheint eine derartige Erkundungsfahrt ins Werk gesetzt worden zu sein, deren Kommandant, ein gewisser Patrokles, einen hohen militärischen Rang in der Region innehatte. Wiederum ist der Originalbericht über seine Erkundungsfahrt verloren.<sup>70</sup> Strabon, der zu den wichtigsten Referenten über Patrokles' Tätigkeit zählt,<sup>71</sup> billigte ihm jedenfalls ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit zu. Patrokles, dessen Darstellung Strabon aus Eratosthenes' Werk kannte, erforschte demnach den Charakter des Kaspischen Meeres und machte dabei konkrete Distanzangaben. Er bestätigte die damals verbreitete Ansicht, dass das Kaspische Meer als eine Ausbuchtung des Ozeans aufzufassen sei und dass es daher möglich sein müsse, vom Indischen Meer aus ins Kaspische Meer zu gelangen.<sup>72</sup> Patrokles' Zeugnis bietet Strabon die Möglichkeit, in dieser nicht unumstrittenen Frage das entscheidende Wort zu sprechen: Darüber, dass schon Leute mit dem Schiff von Indien nach Hyrkanien gefahren sind, bestehe keine *communis opinio*, dass es aber möglich sei, erkläre Patrokles.<sup>73</sup>

Mit der römischen Expansion nach dem Nordwesten Europas lebte nun auch das Interesse an der Frage auf, wie weit sich die Küsten Germaniens nach Osten erstrecken und ob sich von da aus eine Verbindung bis zum Kaspischen Meer ergeben könnte. Zu entsprechenden Spekulationen konnten ja der Pytheas-Bericht einerseits und die Erkundungen des Patrokles andererseits anregen.<sup>74</sup> Eine famose Episode, die zur Stützung entsprechender Spekulationen genutzt wurde, hatte Cornelius Nepos festgehalten, auf dessen uns verlorenes Zeugnis sich wiederum Mela und der ältere Plinius beriefen. Nach Mela hatte Nepos Folgendes berichtet: Als Q. Metellus Celer Statthalter in Gallien war (62 v. Chr.), habe ihm der König der Boier einige Inder als Geschenk übergeben. Diese hätten angegeben, durch Stürme aus den indischen Gewässern verschlagen worden zu sein. Sie hätten die dazwischen liegenden Gewässer durchmessen und wären an Germaniens Küste gelandet.<sup>75</sup> Mela sieht in dieser Episode einen Beweis dafür, dass es auch jenseits (nördlich) des Kaspischen Golfs ein Meer gibt. Das Land aber sei dort starr vor Frost und unbewohnt (vgl. Mela III 44–45).

Plinius benützt dieselbe Episode als krönendes Beweisstück in seiner zusammenfassenden Darlegung der Möglichkeit, die Oikumene im Süden wie auch im Norden umfahren zu können (Plin. nat. hist. II 67.167–170). Plinius berief sich zunächst auf die Umfahrung Germaniens unter Augustus: *septentrionalis vero Oceanus maiore ex parte navigatus est, auspiciis Divi Augusti Germaniam classe circumvecta ad Cimbrorum promontorium et inde immenso mari prospecto aut fama cognito Scythicum ad plagam et umore nimio rigentia*. Da es in die-

<sup>70</sup> Die Zeugnisse über Patrokles sind bei Jacoby FGHist Nr. 712 zusammengestellt.

<sup>71</sup> Strab. II 1.2–9 C 68–70; XI 7.1–3 C 508–509; XI 11.5–6 C 518.

<sup>72</sup> Wieweit Patrokles' Bericht über das Kaspische Meer auf Autopsie beruhte, muss offen bleiben. Vgl. Radt 2008, 270 zu p.507 3ff. und 6 ff.: Patrokles erkundete demnach nur den südwestlichen Teil der Küste des Kaspischen Meeres, „aber in seinem Bericht über die Fahrt erklärte er die Umschiffung der Nordseite Asiens von Indien nach Hyrkanien für möglich (vgl. p.518, 34–6), was eine Verbindung des Kaspischen Meeres mit dem Ozean voraussetzt“. Zum diesbezüglichen Einfluss des Patrokles-Berichts auf Eratosthenes, Strabons entscheidende Quelle, vgl. Geus 2002, 282.

<sup>73</sup> οὐχ ὁμολογοῦσι δ', ὅτι περιέπλευσαν τινες ἀπὸ τῆς Ἰνδικῆς ἐπὶ τὴν Ἰνδικήν, ὅτι δὲ δυνατόν Πατροκλῆς εἶρηκε; Strab. XI 11.6 C 518.

<sup>74</sup> Geus 2001, 73: „Pytheas hatte bewiesen, daß der Okeanos den gesamten Norden der bewohnten Erde umgibt. Er war der festen Ansicht, auf seiner Reise die Skythen im Nordosten erreicht zu haben.“

<sup>75</sup> Die phantastische Geschichte provoziert divergierende Rettungsversuche. Demandt 1998, 140, etwa dreht die Richtung, aus der die Inder gekommen waren – *ex Indicis (a)equoribus adreptos* –, um: Er sieht in ihnen aus Amerika verschlagene Indianer; Loose 1995, 211, sucht den Ausweg darin, dass die Inder den Landweg genommen haben könnten.



ser Region Feuchtigkeit im Überfluss gebe – *umoris vis superet* –, sei nicht anzunehmen, dass just dort das Meer ende. Dazu kommt der faktische Beweis, der von der anderen Seite der Erde her erbracht wurde. Die Erkundungsfahrt makedonischer Soldaten in der Regierungszeit von Seleukos und Antiochos (gemeint ist die Erkundungsfahrt des Patrokles), habe vom Indischen Meer aus – *ex Indico mare* – im Norden den ganzen gegen das Kaspische Meer hin liegenden Teil des Meeres befahren.<sup>76</sup> Bis auf ein kleines Verbindungsstück also sei das Nordmeer schon von beiden Seiten her – von Römern und Makedonen – befahren worden. Nach einem vergleichenden Überblick über die Umfahrung der Oikumene im Süden<sup>77</sup> kommt Plinius nochmals auf das Thema des nördlichen Meeres zurück und beruft sich nun auf Nepos' Zeugnis *de septentrionali circuitu*. Hier ist es der König der Sueben, der dem Prokonsul Metellus Celer Inder geschenkt hat, *qui ex India commercii causa navigantes tempestatibus essent in Germaniam abrepti*. Mit dieser Episode ist für Plinius der abschließende Beweis dafür erbracht, dass die gesamte Oikumene auf der nördlichen Hälfte der Erdkugel von Meer umflossen ist und wir so von ihrer südlichen Hälfte getrennt sind (Plin. nat. hist. II 67.170).

Es ist reizvoll zu sehen, dass in der Frage der Umfahrung Libyens (Afrikas) von Gades oder vom Arabischen Golf aus mit ähnlichen Argumenten und vor allem unter Berufung auf einschlägige Fahrtengeschichten operiert wird wie im Falle der – unseres Wissens unmöglichen – Fahrt vom Norden Germaniens aus oder vom Indischen Ozean bis ins Kaspische Meer. Über die Möglichkeit, zu Schiff von der Indus-Mündung in den Persischen Golf und von Gades bis Britannien zu gelangen, musste nach Alexanders Eroberungen bzw. nach der römischen Expansion nicht mehr debattiert werden. Aber die auch damals noch bestehenden Lücken des geographischen Weltbilds wurden im Grunde mit den gleichen Mitteln geschlossen wie zur Zeit Herodots: mit klimatheoretischen Spekulationen und der argumentativen Verarbeitung von Fahrtenberichten, die uns in den allermeisten Fällen nicht mehr in einem Originaltext vorliegen oder überhaupt nur auf Hörensagen beruhen, deren Faszination aber darin bestand, dass sie über die bisher bekannten Zonen der Oikumene hinaus in eben jene Randbereiche führten, die im theoretisch erschlossenen geographischen Weltbild verankert waren.

<sup>76</sup> Was im Patrokles-Bericht vermutlich als Möglichkeit geltend gemacht wurde, scheint hier eindeutig: Die Fahrt vom Indischen Ozean bis zum Kaspischen Meer. Vgl. Loose 1995, 208–212, zur Vorstellung über die Befahrbarkeit des Nordmeers und speziell zum Einfluss des Patrokles-Berichts.

<sup>77</sup> Dabei wird – wie oben behandelt – Hanno und Eudoxos jeweils eine Umfahrung ganz Afrikas zugeschrieben; Plin. nat. hist. 67.169.

## Literatur

- Asheri / Lloyd / Corcella 2007 = A Commentary on Herodotus Books I–IV by Asheri, D. / Lloyd, A. / Corcella, A., ed. by Murray, O. / Moreno, A., Oxford 2007
- Beck / Walter 2004 = Die frühen Römischen Historiker II: Von Coelius Antipater bis Pomponius Atticus, hrsg., übers., komment. v. Beck, H. / Walter, U., Darmstadt 2004
- Berger <sup>2</sup>1903/1966 = Berger, H., Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen, Leipzig <sup>2</sup>1903, repr. 1966
- Bianchetti 1998 = Pitea di Massalia, *L'Oceano*. Introduzione, testo, traduzione e commento, hrsg. v. Bianchetti, S., Pisa / Rom 1998
- Bichler 1995 = Bichler, R., Von der Insel der Seligen zu Platons Staat. Geschichte der antiken Utopie, Wien / Köln / Weimar 1995
- Bichler 2000 = Bichler, R., Herodots Welt. Der Aufbau der Historie am Bild der fremden Länder und Völker, ihrer Zivilisation und ihrer Geschichte. Mit Anlagen von Feil, D. / Siebeler, W., Berlin 2000
- Bichler 2006/2008 = Bichler, R., An den Grenzen zur Phantastik. Antike Fahrtenberichte und ihre Beglaubigungsstrategien (2006), in: Historiographie – Ethnographie – Utopie. Gesammelte Schriften II: Studien zur Utopie und der Imagination fremder Welten, hrsg. v. Rollinger, R., Wiesbaden 2008 (Philippika 18.2), 173–192
- Bichler 2007a = Bichler, R., Herodots *Historien* unter dem Aspekt der Raumerfassung, in: Wahrnehmung und Erfassung geographischer Räume in der Antike, hrsg. v. Rathmann, M., Mainz 2007, 67–80
- Bichler 2007b = Bichler, R., Der „Orient“ im Wechselspiel von Imagination und Erfahrung: Zum Typus der „orientalischen Despotie“, in: Getrennte Wege? Kommunikation, Raum und Wahrnehmung in der Alten Welt, hrsg. v. Rollinger, R. / Luther, A. / Wiesehöfer, J. / Gufler, B., Frankfurt a. M. 2007 (Oikumene. Studien zur Antiken Weltgeschichte 2), 475–500
- Bolchert 1908 = Bolchert, P., Aristoteles Erdkunde von Asien und Libyen, Berlin 1908 (Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie Heft 15)
- Brodersen 2000 = Virtuelle Antike. Wendepunkte der Alten Geschichte, hrsg. v. Brodersen, K., Darmstadt 2000
- Demandt 1998 = Demandt, A., Europa: Begriff und Gedanke in der Antike, in: Imperium Romanum. Studien zu Geschichte und Rezeption. Festschrift für Karl Christ zum 75. Geburtstag, hrsg. v. Kneissl, P. / Losemann, V., Stuttgart 1998, 137–157
- Demandt 2009 = Demandt, A., Alexander der Große. Leben und Legende, München 2009
- Drexler 1961/1963 = Polybios. Geschichte. Gesamtausgabe in zwei Bänden, eingel. u. übertr. v. Drexler, H., Zürich / Stuttgart 1961/1963
- Fehling 1985 = Fehling, D., Das Problem der Geschichte des griechischen Weltmodells vor Aristoteles, Rheinisches Museum 128, 1985, 187–232
- Flashar 1972 = Aristoteles, *Mirabilia*, übers. v. Flashar, H., Darmstadt 1972 (Werke in deutscher Übersetzung 18. 2/3)
- Gärtner 2001 = Gärtner, H. A., Pytheas, Der Neue Pauly 10, 2001, Sp. 660–662



- Gehrke 1998 = Gehrke, H.-J.: Die Geburt der Erdkunde aus dem Geiste der Geometrie. Überlegungen zur Entstehung und zur Frühgeschichte der wissenschaftlichen Geographie bei den Griechen, in: Gattungen wissenschaftlicher Literatur in der Antike, hrsg. v. Kullmann, W. / Althoff, J. / Asper, M., Tübingen 1998, 163–192
- Gehrke 2007 = Gehrke, H.-J., Die Raumwahrnehmung im archaischen Griechenland, in: Wahrnehmung und Erfassung geographischer Räume in der Antike, hrsg. v. Rathmann, M., Mainz 2007, 17–30
- Geus 2001 = Geus, K., Utopie und Geographie. Zum Weltbild der Griechen in frühhellenistischer Zeit, Stuttgart 2001 (Orbis Terrarum 6/2000), 55–90.
- Geus 2002 = Geus, K., Eratosthenes von Kyrene. Studien zur hellenistischen Kultur- und Wissenschaftsgeschichte, München 2002 (Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte 92)
- Gohlke 1958 = Aristoteles, Über den Himmel. Vom Werden und Vergehen, übers. u. erl. v. Gohlke, P., Paderborn 1958
- Heidel 1933 = Heidel, W.A., A suggestion concerning Plato's Atlantis, in: Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences 68, 1933, 189–228
- Högemann 1985 = Högemann, P., Alexander der Große und Arabien, München 1985 (Zetemata 82)
- Horst Roseman 1994 = Pytheas of Massalia, On the Ocean. Text, Translation and Commentary by Horst Roseman, Ch., Chicago 1994
- Jacob 1991 = Jacob, Ch., Géographie et ethnographie en Grèce ancienne, Paris 1991
- Lang / Rollinger 2010 = Lang, M. / Rollinger, R., In der Mitte und im Herzen der Meere. Das Buch Ezechiel und die in assyrischer Zeit fassbaren Vorstellungen von den Grenzen der Welt, in: Interkulturalität in der Alten Welt. Vorderasien, Hellas, Ägypten und die vielfältigen Ebenen des Kontakts, hrsg. v. Rollinger, R. / Gufler, B. / Lang, M. / Madreiter, I., Wiesbaden 2010, 109–166
- Lesky 1959 = Lesky, A., Aithiopika, in: Hermes 87, 1959, 27–38
- Loose 1995 = Loose, G., Das 2. Buch der Naturalis Historia von Plinius dem Älteren. Eine kritische Analyse im Lichte moderner geowissenschaftlicher Erkenntnisse, Diss. Köln 1995
- Marg 1983/1991 = Herodot. Historien, übers. v. Marg, W., Einführung v. Fehling, D., Erläuterungen v. Zimmermann, B., 2 Bde. München 1991 (Erstausgabe Zürich / München 1983)
- Mederer 1936 = Mederer, E., Die Alexanderlegenden bei den ältesten Alexanderhistorikern, Stuttgart 1936 (Würzburger Studien zur Altertumswissenschaft 8)
- Mette 1952 = Pytheas von Massalia, hrsg. v. Mette, H. J., Berlin 1952
- Mund-Dopchie 2009 = Mund-Dopchie, M., Ultima Thulé. Histoire d'un lieu et genèse d'un mythe, Genève 2009
- Oikonomides / Miller 1977/1995 = Hanno the Carthaginian, Periplus, hrsg. v. Oikonomides, A.N. / Miller, M.C., Chicago 1977 (1995)
- Prontera 1993 = Prontera, F., L'uomo e il mare nella civiltà occidentale: da Ulisse a Cristoforo Colombo. Atti del Convegno Genova, 1–4 giugno 1992, Genova 1993, 27–44
- Prontera 2001 = Prontera, F., Hekataios und die Erdkarte des Herodot, in: Gab es das Griechische Wunder? Griechenland zwischen dem Ende des 6. und der Mitte des 5. Jahrhunderts, hrsg. v. Papenfuß, D. / Strocka, V. M., Mainz 2001, 127–136

- Prontera 2009 = Prontera, F., Asia, Hellàs, Sikelia, Italia: note sulla geopolitica nel V sec. A.C., in: Geographia Antiqua 18, 2009, 97–106
- Radt 2006 = Strabons Geographika Bd. 5: Buch I–IV: Kommentar, hrsg. v. Radt, St., Göttingen 2006
- Radt 2008 = Strabons Geographika Bd. 7: Buch IX–XIII: Kommentar, hrsg. v. Radt, St., Göttingen 2008
- Rathmann 2007 = Rathmann, M., Wahrnehmung und Erfassung geographischer Räume im Hellenismus am Beispiel Asiens, in: Wahrnehmung und Erfassung geographischer Räume in der Antike, hrsg. v. Rathmann, M., Mainz 2007, 81–102
- Rollinger 2008 = Rollinger, R., Dareios, Sanherib, Nebukadnezar und Alexander der Große: die Organisation großköniglicher Projekte, deren Infrastruktur sowie der Einsatz fremder Arbeitskräfte, in: Iranistik (2006–7) 9&10, 2008, 147–169
- Romm 1992 = Romm, J.S., The edges of the earth in ancient thought: geography, exploration, and fiction, Princeton 1992
- Sieberer 1995 = Sieberer, W., Das Bild Europas in den Historien. Studien zu Herodots Geographie und Ethnographie Europas und seiner Schilderung der persischen Feldzüge, Innsbruck 1995 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 96)
- Stichtenoth 1959 = Pytheas von Massalia, Über das Weltmeer. Die Fragmente übers. u. erl. v. Stichtenoth, D., Köln 1959
- Strohm 1970 = Aristoteles, Meteorologie / Über die Welt, übers. v. Strohm, H., Darmstadt 1970 (Werke in deutscher Übersetzung 12.1–2)
- Timpe 1989 = Timpe, D., Entdeckungsgeschichte des Nordens in der Antike, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 7, 1989, 307–389
- Veh 2005 = Diodoros. Griechische Weltgeschichte. Buch XVIII–XX, Teilbd. A, übers. v. Veh, O., Stuttgart 2005
- Walbank 1979 = Walbank, F. W., A Historical Commentary on Polybios, Vol. III, Oxford 1979
- West 2005 = West, St., Revolutionary Prometheus, in: Mélanges offerts à André Hurst, hrsg. v. Kolde, A. / Lukinovich, A. / Rey, A.-L, Genf 2005 (Recherches et rencontres 22), 311–319
- Wiesehöfer 2007 = Wiesehöfer, J., Ein König erschließt und imaginiert sein Imperium. Persische Reichsordnung und persische Reichsbilder zur Zeit Dareios' I. (522–486 v. Chr.), in: Wahrnehmung und Erfassung geographischer Räume in der Antike, hrsg. v. Rathmann, M., Mainz 2007, 31–40
- Wirth / von Hinüber 1985 = Arrian. Der Alexanderzug. Indische Geschichte, hrsg. u. übers. v. Wirth, G. / von Hinüber, O., München – Zürich 1985
- Zimmermann 2007 = Zimmermann, K., Die Raumwahrnehmung bei den Karthagern, in: Wahrnehmung und Erfassung geographischer Räume in der Antike, hrsg. v. Rathmann, M., Mainz 2007, 41–50



## Andreas Hofer Latinus

### Lateinisches im Umfeld des Tiroler „Volkshelden“<sup>1</sup>

Wolfgang J. Pietsch

„Das Altertum in der Literatur reicht bis 1800; von da an, mit der Romantik, beginnt die Neuzeit.“<sup>2</sup> Nimmt man diesen pointierten Satz des Klassischen Philologen Uvo Hölscher so, wie er gemeint ist, nämlich *cum grano salis*, hat er seine Berechtigung. Tatsächlich waren Vorstellungen der klassischen Antike, zumal des Lateinischen, bis weit in die Biedermeierzeit hinein präsent, und das napoleonische Zeitalter, dem Andreas Hofer angehörte und dem er schließlich zum Opfer fiel, trug mit der Stilrichtung des Klassizismus die Antike quasi in sich. Diese lebte also nicht nur in der schönen Literatur weiter, sondern reichte weit darüber hinaus in die bildende Kunst<sup>3</sup> und überhaupt in die gesamte Kultur hinein – auch in die Gesprächskultur. Als Beispiel möge Napoleon selbst dienen. In den „Gesprächen mit Napoleon“<sup>4</sup> gehörten die großen Herrschergestalten und die bedeutenden Feldherren der Antike wie Alexander d. Große, Hannibal, Cäsar, Augustus u.a., aber auch Historiker wie Livius, Tacitus, Cassius Dio, Philosophen wie Sokrates und Platon zu den regelmäßigen Gesprächsthemen. Von Napoleon ist überliefert, dass er ein begeisterter Leser von Plutarchs Lebensbeschreibungen großer Männer der Antike war. Seine eigene Person, seine Kriege und seine Politik riefen eine Fülle von literarischen Zeugnissen hervor: Von der Lyrik bis zum Drama entstanden Dichtungen auch in lateinischer Sprache, die sich – teils abwehrend, teils zustimmend – des Korsen bemächtigten.<sup>5</sup>

Auch wenn man in Rechnung stellt, dass dieser Antike-Bezug und die häufige Verwendung des Lateinischen in der Öffentlichkeit nur von einer kleinen Schicht Gebildeter verstanden wurde, ist es doch bemerkenswert, wie dieses Spiel mit den Humaniora in die Öffentlichkeit hinein wirksam wurde. Das möge an einigen wenigen Beispielen gezeigt werden, die bis jetzt meines Wissens noch nicht für den Lateinunterricht publiziert wurden. Im Oktober 1797 kam es zu Friedensverhandlungen nach dem 1. Koalitionskrieg, zwischen Österreich und seinen Verbündeten einerseits und Napoleon andererseits. Das Ergebnis war schließlich der

<sup>1</sup> Der Beitrag basiert auf einem Vortrag, den der Verfasser am 15. Jänner 2014 vor der AG Klassischer Philologen in Innsbruck hielt. Die persönliche Beziehung zum Thema geht auf einen Satz zurück, der dem 10-Jährigen in seinem Lateinbuch, dem Liber Latinus A 1. Teil, 7. Aufl. Wien, ca. 1956, damals begegnete, der da hieß: Cui nomen audacissimi illius viri ignotum est, qui pro Tyrolia, patria carissima, mortuus est? (S. 23)

<sup>2</sup> Hölscher, Uvo, Die Chance des Unbehagens. Drei Essays zur Situation der klassischen Studien. Göttingen 1965, S. 62. – Übergreifend dazu: Riedel, Volker, Antikerezeption in der deutschen Literatur vom Renaissance-Humanismus bis zur Gegenwart. Eine Einführung. Stuttgart 2000.

<sup>3</sup> Das gilt auch für Tirol. Vgl. den AK Antikensehnsucht und Heimatsuche. Meisterwerke des 18. und 19. Jahrhunderts aus dem Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum. Innsbruck 1995. Ferner: Hagen, Bettina, Antike in Wien. Die Akademie und der Klassizismus um 1800. Wien 2002. Ein besonders gutes Beispiel für die Verschmelzung antiker Vorstellungen mit aktueller Politik ist das Gemälde von Jozef Peszka: Aeneas (als Napoleon) verlässt Dido (Maria Walewska), ca. 1810, Nationalmuseum Warschau. Abb. bei Bouchal, Robert und Sachslehner, Johannes, Napoleon in Wien. Fakten und Legenden. Wien 2008, S. 142.

<sup>4</sup> Gespräche mit Napoleon, hrsg. von Friedrich Sieburg. München 1962 (= dtv Dokumente, Bd. 94); Napoleon. Dargestellt von Ullrich, Volker. Reinbek bei Hamburg. 2. Aufl. 2010. (= rm 50646)

<sup>5</sup> Vgl. dazu die umfangreiche Sammlung von Krüssel, Hermann, Napoleo Latinitate vestitus. Napoleon Bonaparte in lateinischen Dichtungen vom Ende des 18. bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Bd. 1. Von der Französischen Revolution bis zum Konsulat Bonapartes (1790–1804). Hildesheim 2011 (= Noctes Neolatinae, Bd. 15). Vgl. ferner das Heft AU 4/1989, das zur Gänze dem Thema *Die Französische Revolution und die Antike* gewidmet ist. Napoleons Antike-Affinität im Schulbuch: Buchners Lesebuch Latein, Ausg. A1, hrsg. von Clement Utz. Bamberg 2012, S. 156–162.

sogenannte Friedensvertrag von Campoformio.<sup>6</sup> In diesem Straßendorf, etwa auf halbem Wege zwischen Udine und Passariano, erinnert auf dem Dorfplatz an der Fassade der „Trattoria del Trattato“, des „Vertragsgasthauses“, eine steinerne Tafel an das Ereignis:

NAPOLEO · MAGNVS  
PIVS · FELIX · INVICTVS · AVGVSTVS  
FOEDERE · CAMPO · FORMIDENSI  
PACIFICVS  
XVI · KAL · NOV · AN · MDCCXCVII

„Napoleon der Große, der Rechtmäßige, der Erfolgreiche, der Unbesiegte, der Erhabene wurde durch den Vertrag von Campoformido zum Friedensstifter.

Am 17. Oktober im Jahre 1797“

Die antiken Anklänge sind dabei nicht zu übersehen: Magnus erinnert z.B. an Namensträger wie Pompeius Magnus (106–48 v. Chr.), pius, felix, invictus, augustus stehen hier eingemeißelt wie auf zahlreichen römischen Ehreninschriften und auf Münzen, pacificus macht endgültig deutlich, dass es sich hier um reine Propaganda handelt. Nicht einmal eineinhalb Jahre später, am 12.3.1799 erklärte Frankreich an Österreich den Krieg, der als 2. Koalitionskrieg in die Geschichte einging. Die Wahl des Lateinischen mag – abgesehen von der Tradition solcher Ereignis-Inschriften – auch mit der Zweisprachigkeit der Gegend (italienisch, friulanisch) und der Beteiligten (französisch, deutsch) zusammenhängen.

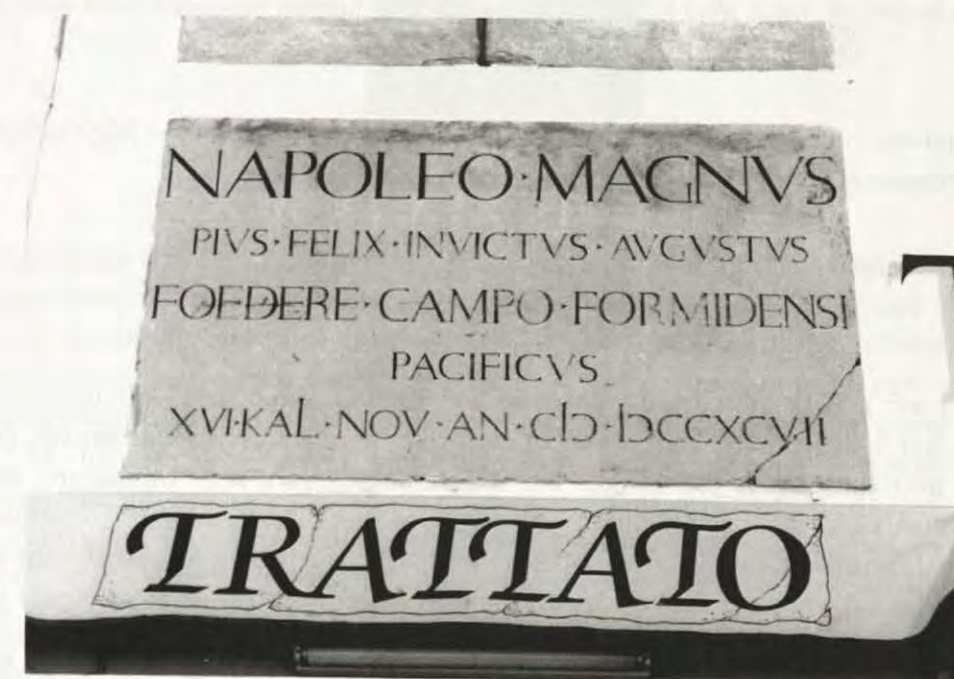


Abb.: Inschrift an der Fassade der Osteria del Trattato in Campoformio (Foto: W. Pietsch)

<sup>6</sup> Sogenannt deshalb, weil der Ort der geplanten Unterzeichnung eigentlich Campoformido heißt, aber die Dialektform Campoformio sich dann z.T. bis heute in den Geschichtsbüchern durchsetzte.



Der Vertrag von Campoformio, dem der Vorfriede von Leoben vorausgegangen war,<sup>7</sup> wurde für Österreich dringend notwendig: Der 1. Koalitionskrieg hatte Österreich vor allem an der Südflanke in Oberitalien in arge Bedrängnis gebracht. Mantua, seit Beginn des Jahrhunderts im Besitz der Habsburger und damit österreichisch, war nun 1797 in die Hände der Franzosen und ihres ehrgeizigen, jungen Generals Napoleon Bonaparte gefallen und blieb bis 1814 französisch. Ein Teil der französischen Armee war bis nach Osttirol, Kärnten und in das obere Murtal vorgedrungen. Während sich nun in Udine im Palazzo Florio die österreichischen und französischen Unterhändler um den Frieden stritten, bewegte den französischen Besatzungsgeneral Alexandre Miollis in Mantua etwas ganz anderes: wie er dem großen Sohn der Stadt, nämlich dem Dichter Vergil ein würdiges Denkmal errichten könne. 1801 war es dann soweit, dass in einer feierlichen Zeremonie auf eine Initiative dieses französischen (!) Generals dem römischen Dichter eine repräsentative Gedenksäule enthüllt wurde,<sup>8</sup> neun Jahre bevor Andreas Hofer in derselben Stadt erschossen wurde. Seit damals gibt es diese eigenartige, eigentlich zufällige Koinzidenz, nämlich dass Mantua, die Geburtsstadt Vergils, zum Todesort Andreas Hofers wurde. Ein lateinischer, aus Ungarn stammender Poet der Biedermeierzeit hat das zum Anlass für folgendes Epigramm genommen, das Lobgedicht auf Mantua, dem man die metrische Unstimmigkeit (*pugnax hic*) gern verzeihen mag:

*Virgilius natus, pugnax hic obiverat Hofer;  
Unum nobilitat vitaeque morsque locum.<sup>9</sup>*

Nota: Virgilius M. natus anno a. Chr. 70 – Andreas Hofer iubente Napoleone morti datus 20 Febr. 1810.

„Vergil war hier geboren, der kämpferische Hofer gestorben. Leben [eig.: Geburt] und Tod [dieser Männer] machen [diesen] einzigen Ort berühmt.“

Vergl. Pseudo-Vergil:

*Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc  
Parthenope; cecini pascua, rura, duces.*

Aber kehren wir zurück zum Friedensvertrag von Campoformio. Die Verhandlungen, auf österreichischer Seite von Ludwig Graf von Cobenzl, dem späteren Außenminister, geleitet, zogen sich beträchtlich in die Länge. Da soll Napoleon, als sein Ultimatum von den österreichischen Gesandten endgültig abgelehnt wurde, entnervt zu einem Tintenfass, das die russische Zarin dem Grafen Cobenzl geschenkt hatte, gegriffen und gesagt haben: „Also gut, der Krieg ist erklärt, aber denken Sie daran, in weniger als drei Monaten werde ich Ihre Monarchie zerschlagen haben, wie ich jetzt diesen Gegenstand aus Porzellan zerschlage.“ Daraufhin zerschmetterte er das Tintenfass an der Wand.<sup>10</sup> Am nächsten Tag unterschrieben die Österreicher den Friedensvertrag, allerdings nicht in Udine und auch nicht im Dörfchen Campofórmido, sondern in der Villa Manin bei Passariano (nahe Codróipo), wohin sie

<sup>7</sup> Auch dieser hat einen Gedenkstein in Latein: Vgl. dazu Jontes, Günther, Der Vorfriede von Leoben. Leoben 1997, S. 36, mit zahlreichen Abb.

<sup>8</sup> Siehe dazu Signorini, Rodolfo, Ritorno a Virgilio. Verona 1981, S. 141 (mit Abb.); ferner: Pisani, Chiara, Virgilio a Mantova. Itinerario nei luoghi virgiliani di Mantova e dintorni. Mantova 2012, S. 16.

<sup>9</sup> Király, Josephus Paulus de, Epigrammata nova. Vindobonae 1843. Dazu Schröttel, Wolfram, Mantua me genuit ... – In: DASIU 2/2009, S. 29–31 und Suerbaum, Werner, ebda, 3/2009, S. 34f.

<sup>10</sup> Verkürzt zit. nach Köthe, Friedrich und Schetar, Daniela, Friaul, Venetien. 3. erw. Aufl. Bielefeld 2009, S. 189.

Napoleon bestellt hatte. Ergebnis: Die Republik Venedig wurde zerschlagen, Österreich musste u.a. auf die Lombardei verzichten, desgleichen auf Teile der ehemaligen Republik Venedig und auf Belgien, erhielt jedoch Istrien, Dalmatien und Venedig. Und das Dorf Campofórmido, halbwegs in der topografischen und damit auch der diplomatischen Mitte zwischen den verfeindeten Parteien, bekam die Ehre, dass der Friedensvertrag nach ihm benannt wurde.<sup>11</sup>



Abb.: Ehreninschrift in der Gaststube des Gasthofs Dasser in St. Martin am Thurn (Foto: W. Pietsch)

Eine etwas jüngere lateinische Ehreninschrift, diesmal auf Holz und aus dem Jahre 1801 oder 1802 stammend, befindet sich heute in der Wirtsstube des Gasthofes Dasser in St. Martin am Thurn (Gadertal, Südtirol). Leider weiß man im Gasthof nichts Näheres über das historische Relikt, abgesehen davon, dass es auf dem Dachboden gefunden und im Zuge einer Restaurierung Ende des 20. Jahrhunderts heruntergeholt und an der Wand angebracht wurde. Es handelt sich dabei wohl nur um den Teil einer Triumphpforte und Begrüßungsinschrift, welche zu Ehren Erzherzog Johanns errichtet wurde. Im Jahre 1800, gerade einmal mit 19 Jahren, wurde der Erzherzog von seinem Bruder, Kaiser Franz II., u.a. zum Direktor des Befestigungswesens ernannt und bereiste in den darauf folgenden Jahren ab 1801 in dieser Funktion v.a. Tirol. Im Zuge dieser Reisen traf er im Juli 1804 erstmals mit Andreas Hofer zusammen. Durch sein freundliches, leutseliges Wesen erwarb sich Johann sehr bald die Sympathien der Bevölkerung.<sup>12</sup> Sogar Gedichte wurden ihm zu Ehren verfasst.

<sup>11</sup> Näheres dazu bei Rizzi, Aldo, La Villa dell' ultimo Doge. Cortina 1976, S. 8f. Hier auch eine Abb. des Vertrages. Ferner: Zöllner, Erich, Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 7. Aufl. Wien 1984, S. 332.

<sup>12</sup> Vgl. dazu Köfler, Werner, Erzherzog Johann und Tirol. – In: Erzherzog Johann von Österreich. Beiträge zur Geschichte seiner Zeit. Hrsg. von Grete Klingenstein unter Mitwirkung von Peter Cordes. Graz 1982, S. 63–72.

(= LA 1982 Schloss Stainz, Stmk., Bd. 2). Ferner: Forcher, Michael, Anno 9. Der Tiroler Freiheitskampf von 1809 unter Andreas Hofer. 5. Aufl. Innsbruck 2012, S. 15; Pizzinini, Meinrad, Andreas Hofer. Seine Zeit. Sein Leben. Sein Mythos. 3. aktual. Aufl. Innsbruck 2010, S. 91f. Zu Johanns Reisen in Tirol vgl. v.a. Kramer,



In diesen Kontext gehört die Inschrift, die durch Rhythmisierung und Chronogramm zusätzlich aufgewertet wird:

[Frater] Caesaris Venit. VIVat Johannes, arChIDVX aVstrlae, gerManVs tVtor tIroLI

„Der Bruder des Kaisers ist angekommen. Es lebe Johann, der Erzherzog Österreichs, der brüderliche Schützer Tirols.“<sup>13</sup>

Chronogramme dieser Art scheinen überhaupt damals beliebt gewesen zu sein. Im Tiroler Landesmuseum hat sich eines auf einer Schützenscheibe erhalten:

**VatICInor thyroLI teMpora Laeta De Caesare aVstrlae**

„Ich prophezeie Tirol glückliche Zeiten mit dem Kaiser von Österreich.“

Auch hier ein rhythmisierte Text, der durch die rote Farbgebung der römischen Zahlzeichen hervorgehoben wird. Unmittelbarer Anlass für die Anfertigung dieser Scheibe war ein Erbhuldigungsschießen in Anwesenheit von Kaiser Franz I., das im Zuge der Wiedervereinigung Tirols mit Österreich in Innsbruck stattfand. Das Chronogramm verweist auf 1814.<sup>14</sup> Die zunächst seltsam anmutende Präposition *de* (anstatt *cum*) könnte man mit dem Zwang des Chronogramms erklären, das eben 500 (D) und nicht 100 (C) oder V (sub) erforderte.<sup>15</sup>

Andreas Hofer war von solch lateinischer und humanistischer Bildung weit entfernt.<sup>16</sup> Er hatte zwar in der Volksschule Schreiben, Lesen und sicher auch Rechnen gelernt, soweit er es für seinen Beruf als Viehhändler und Gastwirt benötigte. Er sprach Italienisch für den Hausgebrauch, das er sich in jungen Jahren in Welschtirol angeeignet hatte. Aber eine höhere Bildung war ihm wie dem Großteil der Landbevölkerung, die damals etwa 95% der Tiroler Gesamtbevölkerung ausmachte, verwehrt geblieben. Latein konnte er nicht oder höchstens ein paar Brocken aus der Liturgie der katholischen Kirche. Die lateinische Inschrift<sup>17</sup>, die auf der Ehrenmedaille stand, die ihm der Kaiser durch den Wiltener Abt am 4. Oktober 1809 hatte überreichen lassen, hätte ihm wohl der Abt übersetzt, sofern überhaupt dafür ein Bedürfnis bestand. Kunst, zumal antike oder antikisierende, war ihm überhaupt fremd. Bezeichnend etwa, dass er in der kurzen Zeit (Juli bis Oktober 1809), in der er Stadtkommandant von Innsbruck war, die „nackerten Weiber“ vom Leopoldsbrunnen – d.h.

Hans, Erzherzog Johann und Tirol 1790–1814. Innsbruck 1959, S. 9–71; bes. S. 12f. (= Schlern-Schriften 201). –

Vermutlich 1801: Zählt man das Y hinzu, ergibt die Jahreszahl 1802 oder 1803. Tatsächlich jedoch weist Kramer einen Besuch Johanns im Abtei- bzw. Gadertal, wo St. Martin a. Thurn liegt, erst für das Jahr 1804 nach. Oder stammt die Inschrift gar nicht von dort, sondern aus einem anderen Ort Südtirols? Auch mit einer möglicherweise falschen Restaurierung ist zu rechnen.

<sup>13</sup> Dies ist nicht die einzige lateinische Inschrift zu Ehren Erzherzog Johanns. Eine weitere, viel längere und kompliziertere befindet sich über dem Tor von Schloss San Salvatore oberhalb von Susegana bei Conegliano. Siehe Laukhardt, Peter, Graz 1809 – Episoden einer Wendezeit. – In: Hist. Jb. der Stadt Graz, Bd. 40 (2010), S. 172 (lat. Text mit der Übersetzung des Verfassers).

<sup>14</sup> Eine Farb-Abb. der Schützenscheibe bei Pizzinini, Andreas Hofer, a.a.O., S. 264.

<sup>15</sup> *De* kann allerdings auch kausal (wegen, um ... willen) und im späteren Latein sogar instrumental (*mit*) verwendet werden.

<sup>16</sup> Zum Bildungshintergrund jetzt ausführlich Oberhofer, Andreas, Der Andere Hofer. Der Mensch hinter dem Mythos. Innsbruck 2009 (= Schlern-Schriften 347); ds., Weltbild eines „Helden“. Andreas Hofers schriftliche Hinterlassenschaft. Innsbruck 2008 (= Schlern-Schriften 342); ds., Wer war Andreas Hofer? Aspekte einer Helden-Biografie. – In: Helmut Reinalter (Hrsg.), Anno Neun. 1809–2009. Innsbruck 2009, S. 92–109, bes. S. 97.

<sup>17</sup> FRANZISCVS AVSTRIAE IMPERATOR – AVSTRIA AD IMPERII DIGNITATEM ERECTA (Franz, Kaiser von Österreich – Österreich zur Würde des Kaisertums erhoben). Vgl. Oberhofer, Der Andere Hofer, a.a.O., S. 327.

die aus Bronze gegossenen manieristischen Figuren der Göttinnen Amphitrite und Diana – am liebsten für Kanonen hätte einschmelzen lassen. Glücklicherweise konnte er von diesem Vorhaben abgebracht werden.<sup>18</sup>

Ein starkes Echo hingegen fand Andreas Hofer als Persönlichkeit mit seinem Wirken und seinem Tod in der Literatur.<sup>19</sup> Darunter gibt es auch so manchen lateinischen Text, vor allem dann, wenn man den Begriff Literatur weiter fasst und auch Sachliteratur dazuzählt. Das bemerkenswerteste und bedeutendste Zeugnis diesbezüglich ist Hofers Sterbeprotokoll. Das hängt damit zusammen, dass es das erste, authentische und offizielle Zeugnis über Hofers Erschießung darstellt. Erst die Hinrichtung hat Hofer zum Mythos werden lassen und ihm die Rolle *post mortem* verliehen, die er im 19. und 20. Jahrhundert dann gespielt hat. Hätte ihn Napoleon begnadigt (ein diesbezügliches Ansuchen des Wiener Hofes ist zu spät in Paris eingetroffen)<sup>20</sup> oder wäre Hofer, was eigentlich rechtens gewesen wäre, den Bayern ausgeliefert und dort nach einer längeren Haftstrafe wieder freigelassen worden – Hofer hätte niemals diese Bedeutung erlangt. Er wäre wohl eine Randerscheinung in Europa geblieben, das zu jener Zeit auch andere nationale Aufstände erlebte: Griechen gegen Türken am Balkan, Guerilla-Krieg in Spanien gegen Napoleon, Polen gegen Russen. So aber wurde Hofer zum „Volkshelden“, ja geradezu zum Heiligen und Märtyrer in christlicher Verbrämung, wie das eines der Wandgemälde in der Herz-Jesu-Kapelle in St. Leonhard unweit des Hofer-Museums zeigt: Über dem sterbend daliegenden Hofer schweben zwei Engel. Sie überbringen ihm Kranz und Palmzweig, der sonst nur Märtyrern zusteht.<sup>21</sup>



Abb.: Wandgemälde in der Herz-Jesu-Kapelle in St. Leonhard im Passeier (Foto: W. Pietsch)

<sup>18</sup> Vgl. Frenzel, Monika, Innsbruck. Der Stadtführer, 4. aktual. Aufl. Innsbruck 2012, S. 39. Ferner: Arnold, Herta u.a., Von Amor bis Zerberus. Antike Mythologie in Tiroler Kunst. Innsbruck 2004, S. 57. Die Quellen dazu zitiert Oberhofer, Der Andere Hofer, a.a.O., S. 325–327.

<sup>19</sup> Diesbez. Sammlungen z.B. bei Heinzel, Erwin, Lexikon historischer Ereignisse. Bd. 1. Wien 1956, und Frenzel, Elisabeth, Stoffe der Weltliteratur, 10. überarb. Aufl. Stuttgart 2005 (=KTA 300).

<sup>20</sup> Vgl. Pizzinini, Andreas Hofer, a.a.O., S. 255.

<sup>21</sup> Eine vollständige Abbildung dieses Fresken-Zyklus von Vater und Sohn Edmund und Wilhelm von Wörndle scheint zu fehlen. Auch nicht bei Moser-Ernst, Sybille-Karin, Die Bild-Legende Anno Neun. – In: Mazohl, Brigitte und Mertelseder, Bernhard (Hrsg.), Abschied vom Freiheitskampf? Tirol und ‚1809‘ zwischen politischer Realität und Verklärung. Innsbruck 2009, S. 371–391, und auch nicht im neuen Führer Rohrer, Josef, Als Andreas Hofer ins Museum kam. Das Buch zur Ausstellung im Museum Passeier. St. Leonhard in Passeier 2009.



### Hofers Sterbeurkunde

Hofers letzte Lebenswochen und -Tage auf der Pfandleralm, der Verrat seines Aufenthaltsortes durch den Bauern Franz Raffl, Hofers Gefangennahme – von Kajetan Sweth, Hofers Schreiber eindrucksvoll geschildert –, sein Transport nach Mantua, dem Hauptsitz der französischen Besatzungsmacht, sein Prozess und die Erschießung am 20. Februar 1810, all das ist gut dokumentiert.<sup>22</sup> Im Prozess warf ihm die Anklage seine Tätigkeit als Anführer der Aufständischen nach dem 25. Oktober 1809 (Friede von Schönbrunn) und seinen illegalen Waffenbesitz nach dem 12. November vor, also bei seiner Gefangennahme. „Die Anklage bezog sich damit auf die für Tirol erlassenen Proklamationen des Vizekönigs.“<sup>23</sup> Der Prozess dauerte nur kurz, Berufungsmöglichkeit gab es keine, das Urteil lautete auf Tod durch Erschießen, das am nächsten Tag vollstreckt wurde. Das Sterbeprotokoll wurde noch am selben Tag ausgefertigt.<sup>24</sup> Das Original des Totenbuches ging zwar im Bombenhagel von 1944/45 samt der dazugehörigen Pfarrkirche unter. Doch gibt es glücklicherweise ein Foto davon,<sup>25</sup> vor allem aber eine Abschrift in biedermeierlicher Kursive im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (TLMF, Bibliothek: FB 2729/97):

*Anno Domini millesimo octocentesimo decimo, die viginti [!] Februarii 1810.*

*Andreas Hofer, vulgo nuncupatus generalis Barbone, dux militiae Tirolensis, oriundus Passeyer in Tirolis Germanico, aetatis suae anno quinquagesimo circiter, postquam fuit iudicatus et damnatus ad mortem a iudicibus militaribus Gallicae Gubernationis die decima nona Februarii 1810, infeliciter fucilatus fuit in hac arce et praecise in prato prope tabernam subter effigie Sancti Michaelis coram militibus civitatis die 20, hora circiter duodecima meridiana, semper adiuvatus et suffultus nec non ductus ad locum supplicii a Reverendissimo domino [J.] Baptista Manifesti, Archipresbytero R[egiae] Basilicae Collegiatae S. Barbarae huius civitatis et ab infra scripto Archipresbytero huius ecclesiae, qui ipse administravit Sanctissima sacramenta confessionis et communionis.*

*Executa fucilatione et obito in Domino supradicto Andrea Hofer translatus fuit cadaver in ha[n]c ecclesia[m] et post exequias humatum fuit in hoc parochiali coemeterio.*

*Alexander Borghi, Archipresbyter*

*Hanc fidem existere in libro IV. defunctorum huius parochiae [in] pagina 185 talem qualem hic scriptam testor ego subscriptus.*

*Datum Mantuae, ex aedibus parochialibus S. Michaelis in arce portus, die 27. Augusti 1814.*

*Placidus Bolzani, Archipresbyter.*

<sup>22</sup> Vgl. dazu Pizzinini, Andreas Hofer, a.a.O., S. 242–257, Magenschab, Hans, Andreas Hofer, Held und Rebell der Alpen. 3. Aufl. Wien 2009, S. 338–362, und Sarzi, Roberto, Andreas Hofer, „Zu Mantua in Banden ...“. 2. Aufl. Mantova 2010, S. 155–210. (Das empfehlenswerte, gut illustrierte Buch ist in den Museumsshops von Mantua erhältlich.)

<sup>23</sup> Pizzinini, Andreas Hofer, a.a.O., S. 250.

<sup>24</sup> Kirchenmatriken, d.h. in den Pfarrkirchen Aufzeichnungen über Taufen, Eheschließungen und Todesfälle der Gläubigen zu führen, war eine Vorgabe des Tridentinischen Konzils (1563) und des Rituale Romanum (1614). S. Lex. f. Theol. und Kirche. Bd. 6 (1997), s.v. Matrikel, und Enzyklopädie der Neuzeit. Bd. 6. Stuttgart 2007, s.v. Kirchenbücher.

<sup>25</sup> Abgebildet bei Pizzinini, Andreas Hofer, a.a.O., S. 254.

Die Übersetzung lautet:

*Im Jahre des Herrn 1810, am 20. Februar.*

*Andreas Hofer, im Volk genannt General Barbone [General (mit dem) Vollbart], Anführer der Tiroler Miliz, aus dem Passeier in Deutschtirol stammend, etwa im 50. Jahr seines Alters, wurde, nachdem er vor Gericht gestellt und von den Militärrechtern der französischen Regierung am 19. Februar zum Tode verurteilt worden war, unglückseliger Weise in dieser Festung, genauer gesagt auf einer Wiese beim Wirtshaus unter dem Bildnis des hl. Michael, in Anwesenheit des Stadtmilitärs am 20. Februar etwa um 12 Uhr Mittag füsiliert. Dabei wurde er stets gestützt und gestärkt und auch zum Ort der Hinrichtung geführt vom Hochwürdigsten Herrn [Giovanni] Battista Manifesti, Erzpriester der königlichen Kollegiatskirche zur hl. Barbara in dieser Stadt und vom unterzeichneten Erzpriester dieser Kirche, der persönlich [dem Andreas Hofer] die heiligsten Sakramente der Beichte und der Kommunion gespendet hat.*

*Nachdem die Erschießung durchgeführt und der oben genannte Andreas Hofer im Herrn verschieden war, wurde sein Leichnam in diese Kirche überführt und nach dem Trauergottesdienst in diesem Pfarrfriedhof bestattet.*

*Alexander Borghi, Erzpriester*

*Dass diese Bezeugung/Bestätigung [der Ereignisse] im vierten Buch der Verstorbenen dieser Pfarre auf Seite 185 vorliegt, so wie sie hier geschrieben steht, bezeuge ich, der Unterzeichnete.*

*Gegeben zu Mantua, im Pfarrgebäude zu S. Michael in der Hafenfestung am 27. August 1814.*

*Placidus Bolzani, Erzpriester*

Soweit der vollständige Text<sup>26</sup> der Sterbeurkunde, die damit auch Beweischarakter in der Öffentlichkeit hat im Gegensatz zum Polizeibericht, der im Staatsarchiv von Mantua ruht.<sup>27</sup>

<sup>26</sup> Hier erstmals vollständig abgedruckt und übersetzt. Aus didaktischen Gründen behutsam der klassischen Schreibweise angepasst und in der Zeichensetzung verändert. – Aus dem lateinischen Text geht für mich eindeutig hervor, dass die Verurteilung am 19. und die Hinrichtung am 20. Februar erfolgte. Anders hingegen Oberhofer, Der Andere Hofer, a.a.O., S. 359, der decima nona Februarii auf *fucilatus* bezieht, ohne allerdings den gesamten Text zu zitieren.

<sup>27</sup> Sarzi, Andreas Hofer, a.a.O., S. 105 bringt eine Abb. dieser italienisch geschriebenen Berichte, die erst einen Tag nach dem Tod verfasst wurden. – Wie die Abschrift der lat. Sterbeurkunde ins TLMF gekommen ist, geht weder aus Pizzinini noch Oberhofer noch Sarzi hervor, die alle daraus zitieren, jedoch keiner vollständig. Da die Abschrift von Ende August 1814 datiert ist, als Mantua wieder in österreichischem Besitz war, wurde sie vermutlich von Innsbrucker Regierungsstellen angefordert.



Anno Domini millesimo octingentesimo primo - 97  
 Die viginti februarii prope Prato  
 Andreas Hofer miles municipalis generalis Bardone  
 dae Militia Sarcensis, oriundus Sarcy in Suisa Germa-  
 nica, aetate sua annos quinquagesimo circiter, postquam  
 fuit iudicatus et damnatus ad mortem a iudicibus militi-  
 ribus Gallicae Gubernationis die decima nona februarii  
 1810 infeliciter fucilatus fuit in hac arce et prope  
 in Prato prope Sabonam subter officinam S. Michaelis  
 coram militibus civitatis die 20. hora circiter duodecima  
 meridiana, semper adiutus et suffultus, nec non ductus  
 ad locum supplicii a Reverendis Do. Baptista Maniffi  
 Archipresbitero S. Basilicae Collegiatae S. Barbarae huius  
 civitatis, et ab infra scripto Archipresbitero huius Ecclesiae,  
 qui ipse administravit S. sacramenta Confessionis  
 et Comuniois.  
 Executa fucilatione et obito in Domino supra dicto  
 Andrea Hofer translatus fuit cada ver in hac Ecclesia  
 et post exequias humatus fuit in hoc Parochiali Co-  
 meticio - Alexander Borghi Archipresbitero  
 Hanc fidem existere in libro S. defunctorum huius Parochiae  
 paginae 185 - talem qualem hic scriptam testor ego sub-  
 scriptus  
 Datum Mantuae ex Ecclesia Parochiali S. Michaelis in arce  
 Portus die 28 Augusti 1810  
 Paucus Polzani Archipresbitero

Abb.: Abschrift des Vermerks zum Tod Andreas Hofers  
 im Totenbuch von S. Michele in Mantua – TLMF: FB 2729/97  
 (Foto: M. Pizzinini)

Für die Eintragung in kirchliche Totenbücher gab es damals keine genauen Vorgaben. Sie hing davon ab, wie viel Zeit der zuständige Pfarrer investierte, wie gebildet er war und wie gut er den oder die Verstorbene kannte. Im gegenständlichen Fall hat wohl die Prominenz des Erschossenen den „Erzpriester“ so ausführlich zur Feder greifen lassen.<sup>28</sup> Zunächst handelt es sich hier um einen Sachtext, eine Urkunde, die Daten und Fakten der Person nennt: Name und Vulgo-Name, ungefähres Alter, Funktion, Herkunft und die Todesursache (Verurteilung durch die französische Regierung), schließlich den Zeitpunkt und den Ort der Erschießung. Doch fällt auf, dass hier ein gefühlsmäßiges Moment ins Spiel kommt (*infeliciter*) und die religiösen Verrichtungen (Sakramenten-Empfang, Totenmesse) und die Namen der beteiligten Geistlichen deutlich hervorgehoben werden. Dazu kommt noch ein gewisser rhetorischer Schmuck, den man in einer Sterbeurkunde nicht unbedingt erwarten würde: Alliterationen (*Gallicae Gubernationis, die decima, fucilatus fuit, prato prope* etc.), Assonanzen (wie *iudicatus et damnatus ad mortem, hac arce* u.a.) etc. So möchte man meinen, dass es dem Verfasser nicht leicht gefallen ist, dieses Todesereignis in Worte zu fassen. Dieses eigenartige Schwanken zwischen emphatisch-rhetorischer Sprache und bürokratisch-umständlichem Satzbau wäre vielleicht damit zu erklären. Jedenfalls war der Verfasser an klassischer lateinischer Prosa geschult, auch wenn er sich nicht scheut, etwa das Wort *fucilatus* und *fucilatione* zu verwenden. Das Verb *fucilare* im Sinne von „füsillieren“, d.h. erschießen, wurde über den Umweg des Französischen erst im 16. Jahrhundert ins Neulateinische übernommen.

Dahingestellt sei, ob auch dieser Urkundentext ein weiteres Zeugnis dafür ist, wie sehr die Mantuaner mit Hofer mitlitten und viel eher auf der Seite der aufständischen Tiroler als auf der Seite der französ-ischen Besatzungsmacht standen. Sarzi bringt zahlreiche Beweise dafür. Bezeichnend etwa, dass Mantuaner Bürger den gefangenen Andreas Hofer um 5000 Scudi freikaufen wollten.<sup>29</sup> Der Versuch ist gescheitert. 13 Jahre nach der Hinrichtung gelang es jedoch einer Gruppe von Offizieren und Soldaten der Tiroler Kaiserjäger, die sterblichen Überreste Hofers in einer Nacht- und Nebelaktion zu exhumieren und in der Innsbrucker Hofkirche bestatten zu lassen.<sup>30</sup> Hofers ursprüngliche Grabstätte, in unmittelbarer Nähe seines Hinrichtungsortes, wurde schon sehr bald mit einer Gedenktafel versehen, die mehrmals verändert wurde und im Lauf der späteren Zeit kurze, z.T. italienische, z.T. lateinische Inschriften trug.<sup>31</sup> Erst nach dem Bombenattentat von 1961, das die letzte Fassung des Hofer-Denkmal zerstörte, wurde – gemeinsam vom Land Tirol, der autonomen Provinz Südtirol und der Stadtgemeinde Mantua – ein neues Denkmal im nun angelegten „Andreas-Hofer-Park“ errichtet, in unmittelbarer Nähe der Porta Giulia und der Piazza Giulia, etwa dort, wo sich einst die Zitadelle, der Ort der Hinrichtung und die Kirche S. Michele<sup>32</sup> befanden. Das neue Denkmal wurde 1984 anlässlich des 175. Todesjahres unter größter Anteilnahme von Mantuaner Bürgern und Tirolern feierlich enthüllt: eine schlichte Stele aus Grödner Porphyr, auf der nur die Worte stehen: Andreas Hofer 20. Februar 1810.<sup>33</sup>

<sup>28</sup> Die Eintragung im Sterbebuch von Hofers Heimatort St. Leonhard in P. ist deutsch verfasst und lapidar im Gegen-satz zur lateinischen von Mantua. Abgedruckt in Oberhofer, Weltbild eines „Helden“, a.a.O., S. 43.  
<sup>29</sup> Sarzi, Andreas Hofer, a.a.O., S. 82.

<sup>30</sup> Ebda., S. 111–114. Vgl. Mertelseder, Bernhard u. a., 1809 – und danach? Über die Allgegenwart der Vergangenheit in Tirol, Bozen 2009, S. 147–152.

<sup>31</sup> Abb. und Wiedergabe der Inschriften bei Sarzi, Andreas Hofer, a.a.O., S. 111–134.

<sup>32</sup> Eine Abb. der im 2. Weltkrieg zerstörten Kirche bei Sarzi, Andreas Hofer, a.a.O., S. 108.

<sup>33</sup> Ein Foto davon bei Sarzi, Andreas Hofer, a.a.O., S. 118. In jüngster Zeit wurde die Parkanlage durch ein kunstvoll reliefiertes Steinmonu-ment erweitert. Da sich die gesamte Anlage außerhalb der Altstadt von



## Das Hofer-Lied

Von den zahlreichen literarischen Texten, die vor allem nach dem Tod Hofers entstanden, ist zweifelsohne das Hofer-Lied *Zu Mantua in Banden* der bekannteste.<sup>34</sup> Vom sächsisch-vogtländischen Dichter Julius Mosen 1831 verfasst und 1844 vom Niederösterreicher Leopold Knebelberger vertont, ist die ursprüngliche Ballade seit 1948 die offizielle Landeshymne von Tirol (aber nicht jene von Südtirol!). Im Jahr 2004 wurde sie durch den Tiroler Landtag unter besonderen gesetzlichen Schutz gestellt, und zwar insofern, als weder Text noch Melodie geändert werden dürfen. Dieses berühmte Hofer-Lied ist in seinen historisch-literarischen Aspekten längst analysiert worden, zu-letzt gründlich und kritisch vom Innsbrucker Germanistik-Professor Sigurd Paul Scheichl.<sup>35</sup> Aber selbst Scheichl plädiert nicht für die Abschaffung des Hofer-Liedes als Landeshymne, wie das anderswo geschehen ist, so wenig er für eine Wiedererweckung des „Dutzendautors“ Julius Mosen plädiert. Doch solle man das historische Umfeld kennen, in dem die Ballade entstanden ist, und die literarischen Muster, denen sie verpflichtet ist. So entspricht der Beginn „Zu Mantua in Banden“ einer Eingangsformel „zu“ + Ortsangabe + Präpositionalattribut (Präpositionalangabe), „einer schon zu Mosens Zeiten archaisierenden Konstruktion“, die vielleicht sogar auf das Nibelungenlied („Ze Wormes bī dem Rīne“) zurückgeht und im 18. und 19. Jahrhundert für zahlreiche Balladen den Ein-gangsvers bildet.<sup>36</sup> Dazu der Archaismus „Banden“ (statt *Fesseln* oder des stilistisch und metrisch gleichwertigen „im Kerker“), das „bei Generationen von Schülern das Missverständnis ausgelöst hat, Mantua liege nicht in der Lombardei, sondern eben in Banden, wo immer das sein mag.“<sup>37</sup>

Auch seien die Widersprüche zu bedenken: dass hier ein protestantischer, liberaler Sachse mit deutschnationalen Untertönen einem tiefkatholischen, antiaufklärerischen und österreichisch gesinnten Andreas Hofer eine Ballade gewidmet hat. Ich folge nun nicht weiter den lesenswerten Ausführungen von Scheichl, sondern nur seinem Hinweis, dass es das Hofer-Lied auch lateinisch gibt, und zwar im Internet: <http://ingeb.org/lieder/zumantua><sup>38</sup> (u.a.). In dieser Fassung sei es hier wiedergegeben:

Mantua befindet, erst jenseits der Via Molini, wird das geschmackvoll gestaltete Denkmal in den Reiseführern meistens totgeschwiegen. – Im Fall einer ununterrichtlichen Behandlung von Hofers Tod könnte man auch auf andere Erschießungen zu sprechen kommen, die in die Weltgeschichte eingegangen sind: die Füsillierung Kaiser Maximilians in Mexiko 1867, die von König Murat 1815 in Kalabrien, jene der Kommunarden 1871 in Paris oder die Erschießung der Romanows in Russland 1918. Wikipedia nennt insgesamt 146 Hinrichtungen, darunter auch jene von Andreas Hofer.

<sup>34</sup> Das Lied ist abgedruckt z.B. in: Südtirol. Ein literarisches Landschaftsbild. Hrsg. von Dominik Jost. Frankfurt a. Main 1991, S. 44f. (Insel-TB 1317). Ferner, zusammen mit den Noten, in der vom Museum Passeier hrsg. Broschüre: Andreas Hofer ... eine Geschichte. 2009. Als Hymne gesungen gibt es die Ballade auch auf einer Audio-CD: Lieder der Freiheit, 1796–1848. Hrsg. vom Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung Innsbruck unter der wissenschaftlichen Leitung von Brigitte Mazohl und Thomas Nussbaumer. Innsbruck 2008 (Hinweis von H. Niedermayr). Die gesungene Hymne ist wie auch „Ach Himmel, es ist verspielt“ im Internet greifbar.

<sup>35</sup> Scheichl, Sigurd P., Das Andreas-Hofer-Lied. Zum 200. Geburtstag des Dichters Julius Mosen. – In: Der Schlem. Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde. 77. Jg. H. 8/9, 2003, S. 115–122. Vgl. dens., „Tiroler Adler, hüt' dein Nest.“ Facetten des Jahres 1809 in der Literatur. – In: Mazohl und Mertelseder (Hrsg.), Abschied vom Freiheitskampf?, a.a.O., S. 271–293. – Weder Scheichl noch Pizzinini erwähnen die kurze Erzählung von Peter Rosegger, Andreas Hofers letzter Gang (in: Heimgarten 1879, S. 469f.), die auf Franz v. Defreggers bekanntem Gemälde beruht. Dieser Text wurde vor und nach dem 1. Weltkrieg, z.T. gemeinsam mit dem Bild, in zahlreiche österreichische Lesebücher aufgenommen und dürfte zur Popularisierung des Tirolers wesentlich beigetragen haben.

<sup>36</sup> Scheichl, Das Andreas-Hofer-Lied, a.a.O., S. 117.

<sup>37</sup> Ebda.

<sup>38</sup> Scheichl, Das Andreas-Hofer-Lied, a.a.O., S. 121, Anm. 5.

1. Zu Mantua in Banden  
Der treue Hofer war,  
In Mantua zum Tode  
Führt ihn der Feinde Schar.  
Es blutete der Brüder Herz,  
Ganz Deutschland, ach in Schmach und Schmerz.  
|: Mit ihm das Land Tirol,  
Mit ihm das Land Tirol. :|

2. Die Hände auf dem Rücken  
Der Sandwirt Hofer ging,  
Mit ruhig festen Schritten,  
Ihm schien der Tod gering.  
Der Tod, den er so manchesmal,  
Vom Iselberg geschickt ins Tal,  
|: Im heil'gen Land Tirol,  
Im heil'gen Land Tirol. :|

3. Doch als aus Kerkergittern  
Im Festen Mantua  
Die treuen Waffenbrüder  
Die Händ' er strecken sah,  
Da rief er laut: "Gott sei mit euch,  
Mit dem verrat'nen deutschen Reich,  
|: Und mit dem Land Tirol,  
Und mit dem Land Tirol." :|

4. Dem Tambour will der Wirbel  
Nicht unterm Schlegel vor,  
Als nun der Sandwirt Hofer  
Schritt durch das Kerkertor,  
Der Sandwirt, noch in Banden frei,  
Dort stand er fest auf der Bastei.  
|: Der Mann vom Land Tirol,  
Der Mann vom Land Tirol. :|

5. Dort soll er niederknien,  
Er sprach: "Das tu ich nit!  
Will sterben, wie ich stehe,  
Will sterben, wie ich stritt!  
So wie ich steh' auf dieser Schanz',  
Es leb' mein guter Kaiser Franz,  
|: Mit ihm sein Land Tirol!  
Mit ihm sein Land Tirol!" :|

6. Und von der Hand die Binde  
Nimmt ihm der Korporal;  
Und Sandwirt Hofer betet  
Allhier zum letzten Mal;  
Dann ruft er: "Nun, so trifft mich recht!  
Gebt Feuer! Ach, wie schießt ihr schlecht!  
|: Adé, mein Land Tirol!  
Adé mein Land Tirol! :|

En, Mantuae e vinclis  
Fidelem Hoferum  
Ad mortem, vae, ducebat  
Caterva hostium;  
Divulsa est Germania  
Dolore, ignominia  
Et una Tyrolis.  
Et una Tyrolis.

Tum manu religata  
Andreas Hofer it  
Quietus atque constans;  
Nam mortem neglegit,  
Quam misit saepenumero  
In vallem de Iselio  
In sancta Tyroli.  
In sancta Tyroli.

Cum autem e cancellis  
In firma Mantua  
Sodales videt fidos  
Porgentes braccia,  
Exclamat: "Deus tegat vos  
Et regni fines proditos  
Et una Tyrolim!"  
Et una Tyrolim!"

Et tympanista movet  
Vix manus anxias,  
Cum caupo Hofer vadit  
Per portae tenebras.  
Sed liber et in vinculis  
Tum stat in propugnaculis  
Prognatus Tyroli.  
Prognatus Tyroli.

Flexare genu iussus  
"Non", inquit, "facio;  
Occumbam, ut certavi,  
Occumbam, sicut sto  
Et sicut sto in aggere;  
Francisce rex, saluto te  
Et una Tyrolim."  
Et una Tyrolim."

De manibus tum vincla  
Ademit optio  
Et ultimum precatur  
Nunc Hofer ilico;  
Tum clamat: "Ignem parite!  
Quam male percussistis me!  
Oh, vale, Tyrolis!"  
Oh, vale, Tyrolis!"

Wie so oft bietet das Internet zwar den Text, aber nicht den Namen des Verfassers. Die lateinische Übersetzung stammt von Otto Schmied (1887–1981), einem zu Unrecht in Vergessenheit geratenen Wiener Gymnasiallehrer und Direktor. Dieser übersetzte eine Fülle von deutschen Gedichten, Liedern und Balladen gekonnt ins Lateinische, u.a. auch das Hofer-Lied. Es erschien erstmals in Buchform in seiner Sammlung *Cantemus Latine! Triginta cantica*



*Germanica Latine vertit Otto Schmied.*<sup>39</sup> Der Übersetzer folgt wie auch sonst zumeist getreulich seinem deutschen Vorbild: auch hier 6 siebenzeilige Strophen in jambischen Reimpaaren, wobei der Endreim nicht immer konsequent durchgehalten wird. Bemerkenswert die kleinen, aber feinen Unterschiede zum Original: *Divulsa est Germania* in Strophe 1, das quasi eine Erklärung für den deutschen Text bietet und sich historisch auf den Rheinbund beziehen könnte, aber auch auf die Besetzung Tirols durch bayrische Truppen und die Abtrennung Tirols von Österreich. Oder ist es eine großdeutsche Anspielung, verständlich aus dem Erscheinungsjahr 1938? Umgekehrt verzichtet Schmied auf das „verrat'ne deutsche Reich“ in Str. 3 und spricht von den *regni fines proditos*, den verratenen Grenzen des Reiches. An manchen Stellen ist der lateinische Text sogar poetischer: *per portae tenebras* (4. Str.) oder die Apostrophe *Francisce rex, saluto te* in Str. 5. Das macht die direkte Rede noch lebendiger, noch hintergründiger, wenn man an Hofers letzte Worte denkt, die Adolf Pichler – allerdings nicht sehr glaubwürdig – überliefert hat: „Dös han i a 'n Kaiser Franz z' danken“<sup>40</sup> Insgesamt scheint mir die Monotonie des lateinischen Textes geringer zu sein als die des deutschen. Vor allem aber bewirkt die lateinische Fassung eines: Sie schafft Distanz vom Original.

Erst im Vorjahr wurde der Vorschlag laut, das Hofer-Lied zur *Euregio-Hymne* zu machen, d.h. zur offiziellen Landeshymne auch von Südtirol und dem Trentino<sup>41</sup>. Schließlich existiere auch eine italienische Übersetzung des Hofer-Liedes.<sup>42</sup> Nun ist Andreas Hofer tatsächlich eine Identifikationsfigur sowohl für Nord- als auch für Südtirol und die historischen Ereignisse, auf welche die Hymne anspielt, betreffen auch das Gebiet der Ladinen, z.B. im Gadertal. Sollte also wirklich das Bedürfnis nach einer grenzüberschreitenden Landeshymne vorhanden sein, schiene mir die lateinische Fassung am ehesten geeignet zu sein, da sie keiner der drei Landessprachen (Deutsch, Italienisch und Ladinisch) den Vorrang gibt. Dass auch die lateinische Fassung in der gesungenen Form auf jeden Fall besser wirkt, sei nur am Rande betont.

<sup>39</sup> Wien, ÖBV 1938, S. 19–21 (mit dt. Text). Die Vorlage dieser Sammlung verdanke ich Hermann Niedermayr. Schmied weist hier auf einen früheren Abdruck hin: in der Zeitschrift „Der Lateiner“, 1. Jg., 1. Heft o.J., Dümmler Verlag Berlin und Bonn. – Eine Darstellung von Schmieds Wirken als Verfasser zahlreicher lateinischer Neu- und Nachdichtungen plant der Verfasser.

<sup>40</sup> Oberhofer, *Der Andere Hofer*, a.a.O., S. 359.

<sup>41</sup> *Tiroler Tageszeitung* vom 19.7.2014 (Hinweis von Hermann Niedermayr).

<sup>42</sup> Von P. Lorenzo Felicetti aus den 1880er Jahren.

### Lateinische Inschriften im Kontext Hofers

Gelungene poetische Texte zu oder über Andreas Hofer in lateinischer Sprache scheint es kaum zu geben<sup>43</sup>. Ich greife daher auf zwei Inschriften zurück, die allerdings sehr aussagekräftig sind. Die erste ist die Gedenkinschrift für Andreas Hofer in S. Romedio bei Cles, Provinz Trient:<sup>44</sup>

**ANDREAS HOFER PROVINCIAE DEFENSOR  
DIE VII JULII MDCCCIX HOC SAN[C]TUARIUM  
CUM SEXCENTIS VIRIS AMORE PATRIAE ARMATIS  
VISITAVIT  
OMNESQUE FERVENTI DEVOTIONE AEDIFICAVIT**

„Andreas Hofer, Verteidiger der Provinz, besuchte am 7. Juli 1809 dieses Heiligtum, zusammen mit 600 Männern, die aus Liebe zur Heimat bewaffnet waren, und richtete sie mit seiner glühenden Hingabe auf.“

Die Inschrift ist ein deutlicher Hinweis auf Hofers Religiosität. *Aedificare* meint hier *aufbauen, ermutigen* mit Hilfe des Glaubens. Im Juli 1809 gab es eine Verschnaufpause von wenigen Wochen für die Kämpfer. Da versammelte sich Hofer mit seinen Mannen in dem von ihm geliebten Wallfahrtsort S. Romedio und hielt dort eine Andacht. Kurz zuvor war er in Cles, wo er einem alten Bericht zufolge „empfangen und begrüßt wurde von den Grafen, der Ortsobrigkeit unter Willkommrufen, Glockengeläute und den fortwährenden Salven aus den Geschützen und Gewehren. Nachdem er ein wenig geruht hatte, begab er sich in Begleitung von Repräsentanten des öffentlichen Lebens und einigen seiner engsten Vertrauten in andere Orte des Nonsberges zum Zweck der Organisation der Jugend...“<sup>45</sup> Die Inschrifttafel dürfte meines Erachtens aus dem Jubiläumsjahr 1909 stammen. Nach Pizzinini wurde sie in der Zeit des Faschismus entfernt und nach dem 2. Weltkrieg wieder angebracht.

Die zweite und letzte hier zu besprechende lateinische Hofer-Inschrift, eine Bau- und Widmungsinschrift, befindet sich in der Herz-Jesu-Kapelle in St. Leonhard, Hofers Heimatort. Die Kapelle wurde dort zum 90-Jahr-Jubiläum von Hofers Tod errichtet und im Innenraum wurde eine Lünette mit folgendem Text geschmückt:

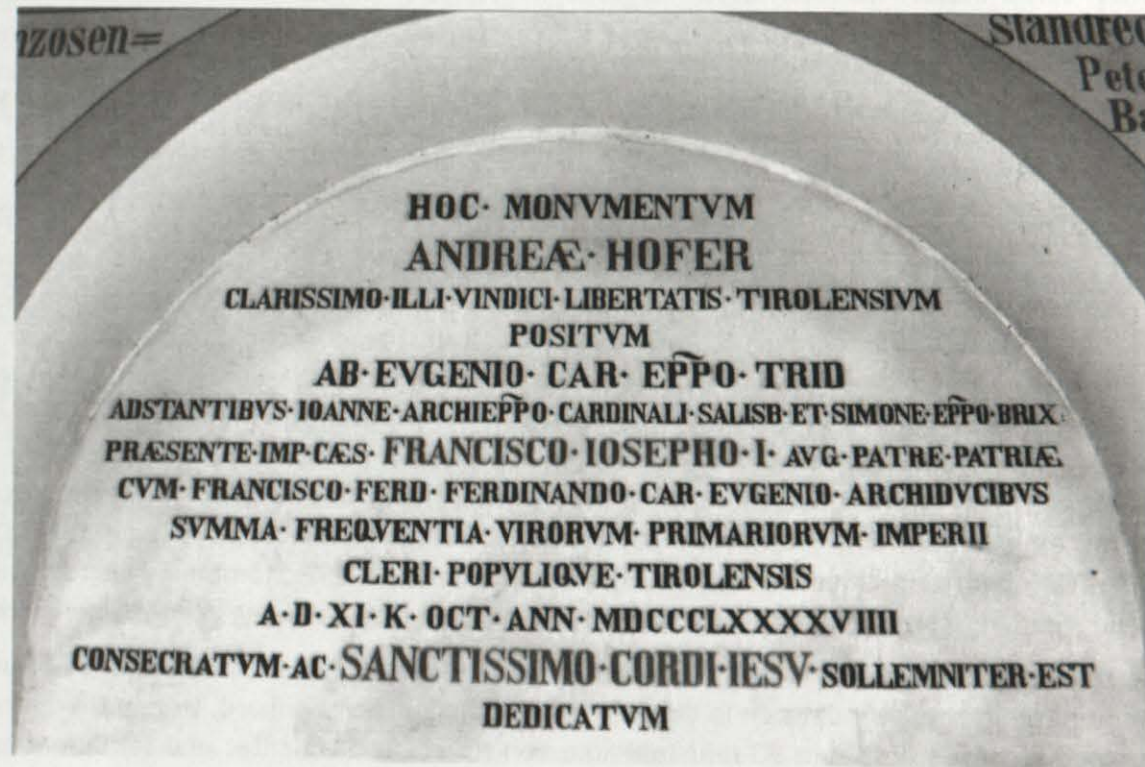
<sup>43</sup> Die Ode von Anton Schranz *In montem Isel* (in: *Poetische Versuche der Humanitätsschüler an dem k.k. akademischen Gymnasium, Innsbruck 1844*, S. 11f.) ist eine Schülerarbeit und mit zahlreichen metrischen Fehlern behaftet. Im jüngst erschienenen Standardwerk *Tyrolis Latina*, Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol. Bd. I und II, hrsg. von Martin Korenjak, Florian Schaffenrath u.a., Wien 2012, wird explizit auf keinen lateinischen Text hingewiesen, der Hofer zum Thema hätte.

<sup>44</sup> Mit Foto bei Sarzi, *Andreas Hofer*, a.a.O., S. 40 und 43. Pizzinini, *Andreas Hofer*, a.a.O., S. 165.

<sup>45</sup> Pizzinini, ebda.



HOC MONVMENTVM  
 ANDREAE HOFER  
 CLARISSIMO ILLI VINDICI LIBERTATIS TIROLENSIVM  
 POSITVM  
 AB EVGENIO CAR[OLO] EP[ISCO]PO TRID[ENTINO]  
 ADSTANTIBVS IOANNE ARCHIEP[ISCO]PO CARDINALI SALISB[VRGENSI] ET SIMONE EP[ISCO]PO BRIX[ENSI]  
 PRAESESTE IMP[ERATORE] CAES[ARE] FRANCISCO IOSEPHO I. AVG[VSTO] PATRE PATRIAE  
 CVM FRANCISCO FERD[INANDO] FERDINANDO CAR[OLO] EVGENIO ARCHIDVCIBVS  
 SVMMA FREQVENTIA VIRORVM PRIMARIORVM IMPERII  
 CLERI POPVLIVQE TIROLENSIS  
 D. XI. K. OCT[OBRES] ANN[O] MDCCCLXXXVIII  
 CONSECRATVM AC SANCTISSIMO CORDI IESV SOLLEMNITER EST DEDICATVM



Anm.: vindex hier: Schützer • die erwähnten Erzherzöge sind: Franz Ferdinand (1863 – 1914, Neffe von Kaiser Franz Joseph), Ferdinand Karl (Bruder von Franz Ferdinand, später Ferdinand Burg, 1868 – 1915) und Eugen (Urgroßneffe von Erzherzog Johann, 1863–1954) • frequentia: große Menge, Andrang • primarius 3: vornehm • clerus, -i: Geistlichkeit, Klerus.

„Dieses Denkmal wurde für Andreas Hofer, jenen hochberühmten Schützer der Freiheit der Tiroler, errichtet und von Karl Eugen, Bischof von Trient, unter Assistenz von Kardinal Johannes, Erzbischof von Salzburg, und Simon, Bischof von Brixen, unter Anwesenheit von Kaiser Franz Joseph I., dem Erhabenen und Vater des Vaterlandes, und gemeinsam mit den Erzherzögen Franz Ferdinand, Ferdinand Karl und Eugen und unter einer überaus großen Zahl von vornehmen Männern des Reiches, des Klerus und des Tiroler Volkes am 21. September im Jahr 1899 eingeweiht und in feierlicher Weise dem allerheiligsten Herzen Jesu gewidmet.“<sup>46</sup>

<sup>46</sup> Die Inschrift scheint bisher nicht in der neueren Literatur auf, weder der Text noch die Übersetzung. Vgl. zur Errichtung und Bedeutung der Kapelle: Schwarz, Manfred, Die Herz-Jesu-Kapelle – Andreas Hofer zum Gedenken. – In: Mazohl und Mertelseder (Hrsg.), Abschied vom Freiheitskampf?, a.a.O., S. 449–453, und Mertelseder u.a., 1809 – und danach?, a.a.O., S. 170–173. – Zur Bedeutung der Herz-Jesu-Verehrung s. Oberhofer, Der Andere Hofer, a.a.O., S. 125–134 passim.

Bezeichnend für den Zeitgeist ist zunächst das Faktum, dass namentlich nur die höchsten Vertreter der Geistlichkeit und des Adels genannt werden: die Bischöfe, der Kaiser und die drei Erzherzöge. Von letzteren hat nur einer das Ende der Monarchie und die Abtrennung von Südtirol erlebt: Erzherzog Eugen, der letzte Hochmeister des Deutschen Ordens, der 1954 in Meran verstarb. Man fragt sich heute, warum das Kaiserhaus mit einem solchen Aufgebot (der Kaiser und drei Erzherzöge!) bei der Einweihung vertreten war. Eine Kompensation für das schmachvolle Verhalten den Tirolern gegenüber, als sich Hofer und seine Leute vom Kaiser in Stich gelassen fühlten und Erzherzog Johann, dem Hofer bis zum Schluss bedingungslos vertraute<sup>47</sup>, vom Kaiser schließlich ein Betretungsverbot Tirols erhielt? Im Übrigen ist die Inschrift ein Musterbeispiel ausgewogener, d.h. symmetrisch angeordneter Formulierung, die sich mit Begriffen wie *Augusto* und *Patre Patriae* an antike Vorbilder anlehnt und insgesamt der „Repräsentation und Propaganda von Herrscherhaus und Adel“ dient, wie das Kurt Smolak einmal treffend, kurz und bündig ausgedrückt hat.<sup>48</sup>

### Gedichte

Im Jubiläumsjahr 1909 erschien ein Gedicht von Johann Nepomuk Vorhauser (1762–1818), *Tyrol unter Bayern*, das hier noch erwähnt werden soll<sup>49</sup>. Es enthält 37 lateinische Hexameter und zählt die Vorwürfe auf, welche die Tiroler den Bayern während ihrer Herrschaft in Tirol machen mussten (Bruch der eigenständigen Tiroler Verfassung, die Aufhebung von Klöstern und der Verkauf kirchlichen Eigentums, die sonstige Einschränkung der religiösen Freiheiten, die Konskription zum Militärdienst, der Steuerdruck, die Beseitigung des Namens „Tirol“, die Ersetzung durch „Südbay-ern“ u.a. Am Schluss (V. 33–37) heißt es:

Ergo quid mirum, pro religione tuenda,  
 iuribus et patriis si fortiter arma capessat  
 praedonesque suos pellat generosa Tyrolis?  
 Nam melius nobis bello est profundere vitam,  
 quam sacri cultus patriaeque videre ruinam.

„Was also Wunder, wenn zum Schutz der Religion und der heimatlichen Rechte das edle Tirol mutig zu den Waffen greift und seine Räuber vertreibt? Denn besser ist es für uns, im Krieg sein Leben hinzugeben als den Zusammenbruch des heiligen Kultes und seiner Heimat zu erleben.“ Aber kein Wort hier über konkrete Kämpfe oder etwa gar über Andreas Hofer. Schon die Antike wusste: *Inter arma silent Musae*.

Ein Gedicht, das sowohl Andreas Hofer als auch Napoleon namentlich nennt, möge den Abschluss dieser Abhandlung bilden, auch wenn es 1981 erstmals veröffentlicht wurde und die lateinischen Hexameter nicht jene Qualität erreichen, die sie etwa bei Vorhauser hatten. Es ist das Gedicht von Joseph Mall (1914–2001) aus Graun im Vinschgau:

<sup>47</sup> Siehe Hofers letzten Brief an Erzherzog Johann vom 26. Jänner 1810. Abgedruckt bei Oberhofer, Weltbild eines „Helden“, a.a.O., S. 610 f.

<sup>48</sup> Smolak, Kurt, Eherer Ton. Zu Europas lateinischer Inschriftensprache. – In: Fischer, Gerhard (Hrsg.), Denn die Gestalt dieser Welt vergeht. Wien 1996, S. 392.

<sup>49</sup> Abgedruckt in: Arnold, Robert F. und Wagner, Karl, Achtzehnhundertneun. Die politische Lyrik des Kriegsjahres. Wien 1909, S. 227f. und 426f. Zu Vorhauser vgl. jetzt *Tyrolis Latina*, a.a.O., Bd. II, S. 924–926. Vorliegendes Gedicht wird allerdings nicht erwähnt, dafür ein anderes von Vorhauser, in dem sich die französischen Einfälle spiegeln: „Ein Bauer, der krank im Bett liegt, will lieber gegen die einfallenden Franzosen kämpfend sterben“ (S. 926).



***Patriae meae, meae genti***<sup>50</sup>

Gens mea monticularum durorum agriculturalum,  
 ne mores maiorum tradas obsecro te, qui  
 multos o annos vivo – desiderioque  
 conficior – terris longinquis. Tu genuisti  
 illos, heroes, illos, quos Hoferus ille  
 Andreas – non doctrina excellens militari,  
 iuris non expertus erat, at candidus corde,  
 vir pius intrepidusque audax – in Napoleonem  
 dictatorem duxit et en! – mirabile dictu! –  
 vicit, vicit, ter vicit. Tum gloria gentis  
 effulsit parvae nostrae. Prostrati animique  
 virtutesque expergefactae denuo mire  
 Europae surgebant vires. Quattuor annis  
 post – o quae victoria – monstrum est sanguinolentum  
 victum. At nostra exemplo erat audax gens Alpina.

***Meinem Vaterland, meinem Volk***

*Mein Volk harter Bergbauern! Ich, der ich so viele Jahre in der Ferne lebe und von Heimweh ver-zehrt werde, ich beschwöre dich: Verrate nicht die Werte der Vorfahren! Du hast jene Helden her-vorgebracht, jene, die der berühmte Andreas Hofer, in der Kriegskunst unerfahren, des Rechtes unkundig, aber reinen Herzens, fromm, unbeugsam und kühn, gegen den Diktator Napoleon geführt hat. Und siehe da, o Wunder! Er hat gesiegt, gesiegt, dreimal gesiegt. Da strahlte der Ruhm unseres kleinen Volkes. Die geknechteten Herzen und die erwachten Tugenden und Kräfte Europas erhoben sich in erstaunlicher Weise von neuem. Vier Jahre später – o Welch ein Sieg! – wurde das blutige Ungeheuer besiegt. Unser kühnes Alpenvolk jedoch wurde zum Vorbild.*<sup>51</sup>

Das Gedicht ist keine Perle der neulateinischen Lyrik. Zu sehr holpern die Verse, zu sehr beherrschen Spondeen den Rhythmus und die Verse erheben sich nur selten zur Poesie – vielleicht dort noch am ehesten, wo von den drei siegreichen Berg-Isel-Schlachten die Rede ist. Trotzdem sei das Gedicht hier zum Abschluss zitiert, weil es am Ende des 20. Jahrhunderts noch jenen *Amor patriae* spüren lässt, der Andreas Hofer und seine Kampfgenossen fast 200 Jahre zuvor so sehr erfüllt hat.

P. S. Vorliegende Arbeit hätte nicht ohne die Mithilfe Tiroler Fachleute geschrieben werden können. Ich dan-ke daher herzlich Meinrad Pizzinini, der mir Hofers Sterbeurkunde zur Verfügung stellte, ferner Claudia und Michael Sporer für die Bereitstellung von schwer erreichbarer Literatur und für die Hilfe bei der Urkunden-Lesung sowie Hermann Niedermayr – per tutto!

<sup>50</sup> Abgedruckt zuerst in: Der Schlern 1981 (2. Heft), S. 102. Wieder abgedruckt in: Tirol 1809 in der Literatur. Eine Textsammlung. Ausgewählt und kommentiert von Josef Feichtinger. Mit 29 Illustrationen. Bozen 1984, S. 490f. (= Literarische Zeugnisse aus Tirol, Bd. 4). Näheres zu Joseph Mall in: Tyrolis Latina, a.a.O., Bd. II, S. 1103–1105.

<sup>51</sup> Die Übersetzung z.T. in Anlehnung an Feichtinger, ebda.

**Literatur in Auswahl****Allgemeines**

- Kinder, Hermann u. a., dtv-Atlas Weltgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Sonderausgabe, München 2006  
 Schulze, Winfried (Hrsg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion. Göttingen 1994 (= Kl. Vandenhoeck-Reihe 1569)  
 Tyrolis Latina. Geschichte der lateinischen Literatur in Tirol. Hrsg. von Martin Korenjak, Florian Schaff-enrath u. a. Bd. I und II, Wien 2012  
 Zöllner, Erich, Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 7. Aufl. Wien 1984

**Zu Erzherzog Johann**

- Erzherzog Johann von Österreich: Bd. 1 Katalog zur Landesausstellung. Bd. 2 Beiträge zur Geschichte seiner Zeit, Graz 1982  
 Kramer, Hans, Erzherzog Johann und Tirol 1790–1814. – In: Kramer, Hans u.a., Erzherzog Johann und Tirol, Innsbruck 1959, S. 9–71 (= Schlern-Schriften 201)  
 Schuller, Anton L., Erzherzog Johann... und was von ihm blieb. 2., verb. Aufl., Graz 1982  
 Theiß, Viktor, Erzherzog Johann. Der steirische Prinz. 2., erw. Aufl. hrsg. von Grete Klingenstein. Wien 1981

**Zu Andreas Hofer**

- Forcher, Michael, Anno Neun. Der Tiroler Freiheitskampf von 1809 unter Andreas Hofer. 5. Aufl. Innsbruck 2012  
 Oberhofer, Andreas, Der Andere Hofer. Der Mensch hinter dem Mythos, Innsbruck 2009 (= Schlern-Schriften 347)  
 Oberhofer, Andreas, Weltbild eines „Helden“. Andreas Hofers schriftliche Hinterlassenschaft, Innsbruck 2008 (= Schlern-Schriften 342)  
 Magenschab, Hans, Andreas Hofer, Held und Rebell der Alpen. 3. Aufl. Wien 2009  
 Mazohl, Brigitte und Mertelseder, Bernhard (Hrsg.), Abschied vom Freiheitskampf? Tirol und '1809' zwischen politischer Realität und Verklärung, Innsbruck 2009 (= Schlern-Schriften 346)  
 Mertelseder, Bernhard u.a., 1809 – und danach? Über die Allgegenwart der Vergangenheit in Tirol, Innsbruck 2009  
 Pizzinini, Meinrad, Andreas Hofer. Seine Zeit. Sein Leben. Sein Mythos. 3., aktualisierte Auflage, Innsbruck 2010  
 Rohrer, Josef, Als Andreas Hofer ins Museum kam. Das Buch zur Ausstellung im Museum Passeier. St. Martin in Passeier 2009  
 Sarzi, Roberto, Andreas Hofer. „Zu Mantua in Banden...“. Mantova, 2. Aufl. 2010  
 Scheichl, Sigurd P., Das Andreas-Hofer-Lied. Zum 200. Geburtstag des Dichters Julius Mosen. – In: Der Schlern. Monatszeitschrift für Südtiroler Landeskunde, H. 8/9, 2003, S. 115–122  
 Schrötel, Wolfram, Mantua me genuit – hic obiverat Hofer. – In: DASIU 2 / 2009, S. 29–33  
 Suerbaum, Werner, Ein Mantua-Epigramm auf Vergil und auf Andreas Hofer. – In: Ebda, H. 3, S. 34f.

**Zu Napoleon**

- Die Französische Revolution und die Antike. – In: AU, Heft 4 / 1989  
 Darin: Wiegand, H., Solventur vincula populi. Aufklärung und Französische Revolution im Spiegel der neulateinischen Dichtung, S. 59–77; Textmaterial S. 78–87  
 Gespräche mit Napoleon. Hrsg. von Friedrich Sieburg. München 1962 (= dtv Dokumente, 94)  
 Krüssel, Hermann (Hrsg.), Napoleo Latinitate vestitus. Napoleon Bonaparte in lateinischer Dichtung, Bd 1.  
 Von der Franz. Revolution bis zum Konsulat Bonapartes (1790–1804). Hildesheim 2011 (= Noctes Neo-latinae 15)  
 Ullrich, Volker, Napoleon, Reinbek bei Hamburg, 2. Aufl., 2010 (= rm 50646)  
 Sachslehner, Johann, Napoleon in Wien, Wien 2008



## Auf Schritt und Tritt Latein

### Gedanken und Beispiele zur Einbindung von Latein in das Programm von Wien-Exkursionen

Johann Stockenreitner

Was für die Schülerinnen und Schüler von Gymnasien Wiens und der näheren Umgebung vermutlich (hoffentlich?) eine Selbstverständlichkeit ist, nämlich zumindest einmal im Laufe ihrer Latein-Karriere einzelne Aspekte der Geschichte der Stadt an Hand von lateinischen Inschriften näher zu betrachten, kann durchaus als Begleitprogramm für Schulklassen eingeplant werden, die nur einige Tage gemeinsam in der Bundeshauptstadt verbringen. Dabei ist es nicht einmal erforderlich, dass alle SchülerInnen Latein lernen: Es wäre sogar eine besondere Gelegenheit für die LateinerInnen, unter dem Motto „praktische Anwendung des bisher Gelernten“ ihre Kompetenz unter Beweis zu stellen und den MitschülerInnen zu erklären, „was da steht“. Freilich muss im Vorfeld gut überlegt werden, ob man eine Inschrift mit gutem Gewissen spontan übersetzen oder zumindest paraphrasieren lassen kann oder ob eine entsprechende Vorbereitung angeraten wäre, die eventuell auch einige (kultur)historische Aspekte mit einschließen könnte: Latein als Motor fächerübergreifender Beschäftigung, ohne dabei nur die LateinerInnen zu belasten, denn die zusätzlichen Erläuterungen könnten dann von den MitschülerInnen übernommen werden, die wegen ihrer fehlenden Lateinkenntnisse nicht benachteiligt werden dürfen. Inklusion ist gefragt, eventuell auch Teamarbeit (die sich geradezu aufdrängt, wenn man eine größere Anzahl von Inschriften bearbeiten lassen möchte)!

gleichzeitig lässt sich bei einem solchen Programm – das in der Tat *en passant* durchgeführt werden kann – auch trefflich auf die Bedeutung von Latein als *Lingua franca* der multi-nischen Hauptstadt der Monarchie verweisen. Wir reden ja nicht von römischen Inschriften, sondern von solchen aus der Neuzeit oder dem späten Mittelalter.

Es ist anzunehmen, dass die zahlreichen Inschriften in der Hofburg auch bisher und ohne diesen Artikel nicht achtlos links liegen gelassen wurden – egal, ob die BegleitlehrerInnen Latein unterrichten oder zumindest über ausreichende Kenntnisse verfügen, um die Inhalte korrekt zu erschließen. Mit meinen Beispielen möchte ich eher andere Bereiche der Wiener Innenstadt vorstellen, ohne dass dafür große Umwege gemacht werden müssen. Schon bei der Gestaltung der Sammlung dieser Inschriften wurde darauf geachtet, diese in überschaubaren Clustern zu gruppieren, um eine möglichst ökonomische „Begehung“ planen zu können, zumal es immer schwieriger wird, ausreichend Zeit für solche Projekte zugestanden zu bekommen. Bei einer „Wien-Woche“ ist es sicher leichter möglich, das Programm mit solchen Elementen zu bereichern.

Kollege Dr. Viktor Böhm<sup>1</sup> hatte es ja unternommen, alle Inschriften der Innenstadt (und im Teil 2 auch die Inschriften der anderen Bezirke) gewissenhaft zu übersetzen; im vergangenen Jahr konnte ich endlich meine bereits seit Jahrzehnten „für den Unterrichtsgebrauch“ mit einem Sprachkommentar versehenen Transkriptionen ergänzen und im Eigenverlag als kleines Heftchen (Cover siehe links) produzieren.

<sup>1</sup> Böhm, Viktor: Bildlexikon lateinischer Inschriften in Wien. 1. Teil. 1. Bezirk. Hg. Verein „Freunde der Serviten Rossau“ Wien. 2. Aufl. 2010. ISBN: 978-3-9502802-2-7.



Der Umschlag bietet einen Überblick über die Lage sämtlicher lateinischer Inschriften in Wien I.

Natürlich variieren die Inschriften hinsichtlich ihrer Länge und des Schwierigkeitsgrades beträchtlich, aber je nach Lernstufe, Können und Interesse werden sich für alle – oder auch für jedes Team – ein paar geeignete Inschriften finden lassen, um das eine oder andere Detail von Wiens Geschichte vor den MitschülerInnen zu präsentieren.

28 Seiten (A5 geheftet, Farbillustrationen, nach im Titelblatt markierten Bereichen sortiert), Sprachkommentar für das 3. Lernjahr Latein, meist auch mit knappen Erläuterungen zu Bauwerken oder Monumenten.

Preis € 2,50 zuzüglich Porto, bei Bestellung ab 20 Exemplaren Preis € 2,20. 1 Freixemplar pro 20 Exemplaren.

Mail an [johann.stockenreitner@chello.at](mailto:johann.stockenreitner@chello.at)

#### Verzeichnis der Inschriften:

Akademie der Wissenschaften	Dr. I.-Seipel-Platz	Kirche Am Hof	Am Hof
Alte Hofapotheke	Reitschulgasse 2	Malteserkirche	Kärntnerstraße 37
Alte Universität Pedellhaus	Sonnenfelsgasse 19	Maria am Gestade	Passauerplatz
Bäckerstraße 9		Mariensäule	Am Hof
Böhmische Hofkanzlei	Judenplatz 11	Messepalast	Museumsplatz
Bundeskanzleramt	Ballhausplatz 2	Minoritenkirche	Minoritenplatz
Burggarten		Nationalbibliothek	Josefsplatz
Curhaus	Stephansplatz 3	Palais Esterhazy	Wallnerstraße 4
Dominikanerkirche	Postgasse 4	Palais Porcia	Herrngasse 23
Dominikanerkloster	Postgasse 4a	Radisson Hotel	Herrngasse 12
Dreifaltigkeitssäule	Graben	Regierungsgebäude	Stubenring 1
Ehem. Kleiner Bischofshof	Domgasse 6	Salvatorkirche	Salvatorgasse 5
Feuerwehrezentrale / Bürgerliches Zeughaus	Am Hof 10	Schottenstift	Freyung 6
Franziskanerkirche	Franziskanerplatz	St. Peter & Pfarrhof	Petersplatz 6
Gutenbergdenkmal	Lugeck	St. Stephan	Stephansplatz
Heiligenkreuzerhof	Schönlaterngasse 5	Stanislaus Kostka Kapelle	Kurrentgasse 2
Hildebrandthaus	Sonnenfelsgasse 3	Stoß im Himmel 3	
Hofburg Michaelertrakt	Michaelerplatz	Theresienkapelle	Jordangasse 2
Hofburg Schweizertrakt	Burghof	Ungarische Botschaft	Bankgasse 2-4
Jesuitenkirche, -kolleg	Dr. I.-Seipel-Platz	Universität Wien	Universitätsstraße
Jordanhaus	Judenplatz 2	Verkündigungsrelief	Freisingergasse
		Vermählungsbrunnen	Neuer Markt



Die hier vorgestellte Auswahl beginnt im Hof des Schottenstiftes mit dem Stiftungshinweis, einer Bauinschrift und dem Benediktuskreuz:

### Schottenstift – Freyung 6

HENRICUS AUSTRIAE DUX FUNDAVIT MCLVIII

Der Babenberger Herzog Heinrich „Jasomirgott“ rief iro-schottische Benediktiner-Mönche aus St. Jakob in Regensburg nach Wien. Seine Statue ist an der Seitenfassade der Schottenkirche angebracht.

FRANCISCO AUSTRIAE IMPERATORE  
FERDINANDO V. HUNGARIAE<sup>1)</sup> REGE JUNIORE  
AUSPICIIIS  
ANDREAS<sup>2)</sup> ABBAS AEDES RESTITUIT  
MDCCCXXXI

- 1) der spätere österr. Kaiser Ferdinand I.  
2) Andreas Wenzel, Abt 1807-1831.

Längsbalken: **CSSML** (crux sacra sit mihi lux)

Querbalken: **NDSMD** (non draco sit mihi dux)

Umschrift: **VRNSMVMQLIVB IHS**

(vade retro, Satana, numquam suade mihi vana<sup>1)</sup>!  
sunt mala, quae libas<sup>2)</sup>; ipse venena<sup>3)</sup> bibas! – Iesus)

- 1) vanus 3 – eitel, falsch  
2) libo,-are – vorsetzen, zu kosten geben  
3) venenum,-i – Gift



Statt IHS findet sich manchmal auch PAX. Die Buchstaben und ihre Anordnung sind einem **Kreuzsegen** entnommen, der erstmals 1414 in einer Miniatur einer Bibelhandschrift des Klosters Metten (Bayern, bei Deggendorf an der Donau, wegen seiner Bibliothek äußerst sehenswert!) belegt ist und um 1800 weit verbreitet wurde.<sup>2</sup>

### Mariensäule – Am Hof

Nicht weit vom Schottenstift entfernt ist der Platz **Am Hof**, wo sich die Residenz der Babenberger befunden hatte. Das Zentrum dieses Platzes markiert die Mariensäule (1644) mit 4 Inschriftentafeln, von denen hier eine auf der nächsten Seite vorgestellt werden soll. Es ist die 2. der vier Tafeln, auf der Maria durch das Gelübde des Kaisers Ferdinand III. als Dank für die Verschonung Wiens im 30-jährigen Krieg zur *patrona* des *archiducatus Austriae* erwähnt wird. Auf der 3. Tafel wird der 8. Dezember zum gesetzlichen Feiertag bestimmt.

Wer neben der Übersetzung auch ein Format der Kompetenzüberprüfung einsetzen will, kann z.B. die Wörter herausfinden lassen, die im Englischen fortleben (ohne bloße Zuordnung vorgegebener Vokabel, was meines Erachtens keine Kompetenz voraussetzt außer richtigem Lesen und durchschnittlichen Kenntnissen englischer Vokabel). *Viribus unitis* würden den SchülerInnen sicher *divine*, *majestic*, *success*, *province*, *virgin*, *peculiar*, *patron*, *archduke*, *assume* einfallen – und dabei darf man getrost auch Nicht-LateinerInnen einladen, sich zu beteiligen! Kann man die Universalität des Lateinischen besser illustrieren?

<sup>2</sup> (<http://www.benediktiner.de/index.php/2012-03-03-16-17-49/der-kreuzsegen.html>)

FERDINANDI III PII ET IVSTI VOTVM.  
OMNIPOTENS SEMPITERNE<sup>1)</sup> DEVS, PER QVEM REGES REGNANT,  
IN CVIVS MANV SVNT OMNIVM POTESTATES ET OMNIVM IVRA REGNORVM.  
EGO FERDINANDVS CORAM<sup>2)</sup> DIVINA TVA MAIESTATE HVMILITER PROSTRATVS<sup>3)</sup>  
MEO<sup>4)</sup> MEORVMQVE SVCCESORVM  
ET INCLYTAE<sup>5)</sup> HVIVS PROVIN CIAE AVSTRIAE NOMINE  
IMMACVLATAM FILII TVI MATREM SEMPER VIRGINEM MARIAM  
HODIE IN PECVLIAREM DOMINAM ET PATRONAM<sup>6)</sup> HVIVS ARCHIDVCATVS<sup>7)</sup>  
INVOCO<sup>8)</sup> ET ASSVMO.<sup>9)</sup>



- 1) omnipotens sempiterna ... - Vokativ!  
2) coram + Abl. – vor dem Angesicht  
3) humiliter prostratus (von prosterno,-ere) – niedrig, demütig hingestreckt  
4) meo meorumque ... <nomine> – in meinem eigenen Namen und ...  
5) inclytus 3 – berühmt  
6) in peculiarem ... patronam – Schon in der Tafel 1 heißt es: (virgini) in peculiarem dominam, Austriae patronam, ... susceptae – die zur besonderen Herrin, zur Patronin Österreichs ... angenommen wurde  
7) archiducatus,-us – Erzherzogtum  
8) invoco,-are – hereinrufen, berufen  
9) assumo,-ere – annehmen

### „Haus zum großen Jordan“ – Judenplatz 2



Eine historisch besonders interessante Inschrift und zugleich ein beschämendes Dokument des Antisemitismus<sup>3</sup> ist die Inschrift an dem nach seinem früheren Besitzer Georg Jordan benannten Haus auf dem Judenplatz, nur wenige Schritte vom Platz Am Hof entfernt:

Flumine Iordani terguntur<sup>1)</sup> labe<sup>2)</sup> malisque (30)  
corpora: cum<sup>3)</sup> cedit quod latet omne nefas.  
Sic flamma assurgens<sup>4)</sup> totam furibunda<sup>5)</sup> per urbem 1421  
Hebraeum<sup>6)</sup> purgat crimina saeva canum.  
Deucalioneis<sup>7)</sup> mundus purgatus ab undis  
sicque iterum poenas<sup>8)</sup> igne furiente luet.<sup>8)</sup>

- 1) terg(e)o,-ere – reinigen  
2) labe,-is – Schmutz(fleck), Schande  
3) Z.2 Syntax: cum omne nefas cedit, quod latet  
4) assurgo,-ere – sich erheben  
5) furibundus 3 – rasend, wütend  
6) Hebraeum statt Hebraeorum ... canum  
7) Z.5 Syntax: Mundus ab undis Deucalioneis purgatus <est>; Deucalion (Sohn des Prometheus) und Pyrrha waren die einzigen Überlebenden der „Deukalionischen Flut“  
8) poenas luere – büßen, bestraft werden

<sup>3</sup> Wenn man das als Paradoxon bezeichnen darf: Eine antisemitische Inschrift unter der frommen Darstellung der Juden Jesus und Johannes des Täufers!



Ein elegisches Distichon mit erschütterndem Inhalt auf dem Platz, der bis zum Jahr 1421 das Zentrum der jüdischen Gemeinde in Wien bildete. Die Zahl 30(?) nach dem 1. Vers ist unklar, die Jahreszahl des Pogroms („Wiener Gesera“) 1421 wurde im Vers 3 angefügt. Aus dem jiddischen *Gesera* wurde übrigens das Dialektwort *Geseier* für *Jammern, Klagen*.

#### Ehemalige Theresienkapelle – Jordangasse 2

Auf dem Weg zum nächsten Ziel am Neuen Markt findet sich eine frisch renovierte Inschrift an der Seitenfassade der ehemaligen Böhmischoesterreichischen Hofkanzlei, die man sicher spontan übersetzen lassen kann:

ECCLESIA SANCTAE THERESIAE  
SVB PATROCINIO<sup>1)</sup> BEATISSIMAE  
VIRGINIS MARIAE SINE LABE ORIGINALI<sup>2)</sup> CONCEPTAE

- 1) patrocini-um, -i – Patronat, Schutz  
2) labes originalis – Erbsünde



#### Vermählungsbrunnen – Hoher Markt

Der Neue Markt zählt wahrscheinlich nicht zu den bevorzugten Zielen der Inschriftensucher, auch wenn sich hier das Römermuseum von Wien direkt bei unserem Ziel befindet. In seinem Zentrum steht der 1702 von Kaiser Leopold I. für eine glückliche Rückkehr seines Sohnes Joseph I. gelobte „Vermählungsbrunnen“. Die ursprüngliche aus Holz gestaltete „Josephssäule“ von Johann Bernhard Fischer von Erlach wurde unter Karl VI. wegen Baufälligkeit abgetragen und aus Marmor und Bronze neu errichtet.

DIVO IOSEPHO E DAVIDICA STIRPE<sup>1)</sup>  
DEIPARAE<sup>2)</sup> VIRGINIS VIRO  
CHRISTI SERVATORIS NUTRITIO<sup>3)</sup>  
PRAESENTISSIMO AUSTRIAE PATRONO  
NUNCUPATUM<sup>4)</sup> LEOPOLDO & IOSEPHO AUGUSTIS  
VOTUM  
CAROLUS VI ROMANORUM IMPERATOR ET HISPANIAE REX  
A PATRE AC FRATRE ADUMBRATUM<sup>5)</sup> OPUS  
AERE AC MARMORE DE INTEGRO<sup>6)</sup> EXSTRUENS  
Monumentum Legavit<sup>7)</sup>  
  
CURA SUPREMA AEDIFICIORUM CAESARIS  
PRAEFECTI GUNDACERI COMITIS AB ALTHANN<sup>8)</sup> ANNO 1732

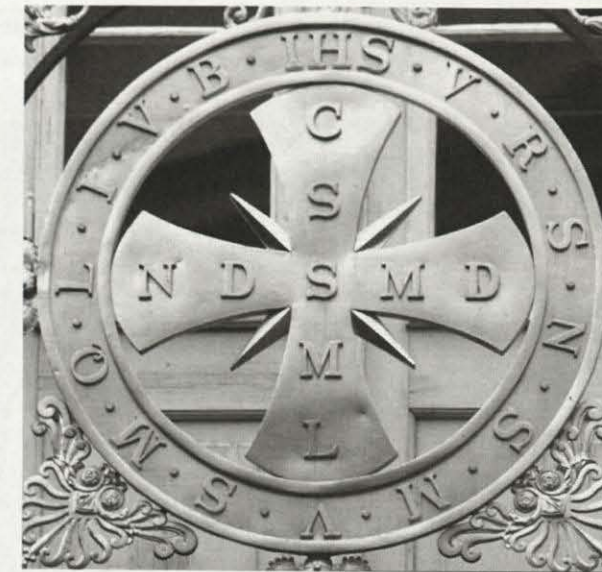


- 1) Davidica stirps – Stamm Davids  
2) deipara, -ae – Gottesgebäerin  
3) nutritus, -i – Ernährer (eig. nutritor)  
4) nuncupatum ... votum – feierlich verkündetes Gelübde  
5) adumbratum opus – nur skizzenhaftes, provisorisches Werk (es war aus Holz)  
6) de integro extruere – von Neuem errichten  
7) lego, -are – hinterlassen; errichten  
8) Gundaker Graf Althan war *aedificiorum Caesaris praefectus* = kaiserlicher Hofbaudirektor

Erst die zentrale Figurengruppe erklärt den Namen der Brunnenanlage: Die Figuren aus Carraramarmor vom kaiserlichen Hofbildhauer Antonio Corradini (1688 Venedig – 1752 Neapel) stellen die Vermählung Marias mit Josef mit dem Segen des Hohepriesters dar.

#### Kopiervorlagen<sup>4</sup>

#### Schottenstift – Freyung 6



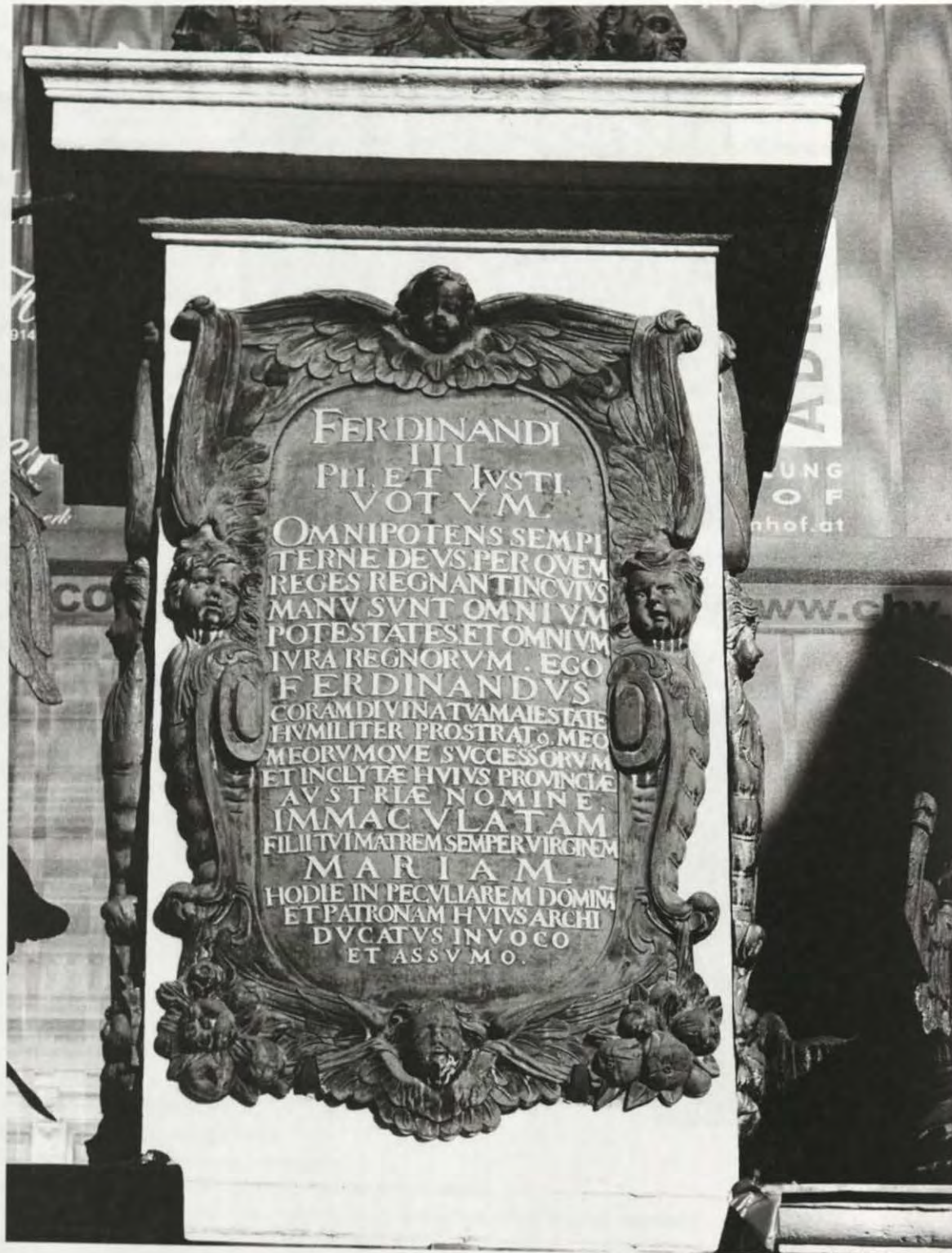
#### Ehemalige Theresienkapelle – Jordangasse 2



<sup>4</sup> Alle Fotos: Johann Stockenreitner



Mariensäule – Am Hof



„Haus zum großen Jordan“ – Judenplatz 2



In mne Jordanis arguntur late maliq. 30  
 corpora: cū cedit quod later omne nephas  
 sic flāma allurgēs tora furibuda p vite. 1221  
 Hebre im purgat crimina læua canum  
 decalioneis mudo purgata ab vndis  
 sicq iterum petras igne furiente lier.



Vermählungsbrunnen – Hoher Markt



**„Empfindsam, klar und dennoch voller Magie“,  
ein „Maximum an Intensität und Konzentration“ –  
Über das Proömium der sechsten Ekloge und hundert  
Verse aus dem „best poem of the best poet“**

reinhard senfter

Anlässlich der Neuauflage: **P. Vergilius Maro: Leben auf dem Lande. Bucolica – Georgica.** Lateinisch/Deutsch, übersetzt, erläutert und herausgegeben von Michael von Albrecht (Bucolica) und Otto Schönberger (Georgica), Nachwort von Michael von Albrecht, Stuttgart: Reclam 2013 (548 S.; ISBN: 978-3-15-010826-0; € 36.95 [D] / € 38.00 [A])

Diese Ausgabe basiert auf den beiden in Reclams Universal-Bibliothek erschienenen Editionen der *Bucolica* (Nr.18133/2001) und *Georgica* (Nr.638/1994). Neu an der Neuauflage sind – abgesehen von der äußeren Gestalt der Reihe RECLAM BIBLIOTHEK und der neuen Rechtschreibung – das Eigennamenverzeichnis (S.418-440), insofern es die Verzeichnisse der Vorgängerausgaben vereinigt, die Literaturhinweise (S. 441-489), insofern sie aktualisiert wurden; beides lag in den Händen Michael von Albrechts, der auch das knapp sechzigseitige Nachwort beisteuert, das nur insofern nicht völlig identisch mit dem Nachwort aus 2001 ist, als es auch Informationen aus O. Schönbergers Nachwort zu dessen Ausgabe der *Georgica* in RUB „nicht verloren gehen“ lässt (S.490 Anm.1) und einen Paragraphen zur „Überlieferung“ des Vergiltextes anfügt (S.508f.). Seine (und implizit auch Schönbergers) Wahl der Prosaübersetzung begründet von Albrecht mit der „scheinbar alltäglichen Natürlichkeit der Sprache“ Vergils: „Der Versuch in der Muttersprache eine Vorstellung von Vergils Sprachreinheit, strengem Geschmack und redlichem Umgang mit dem Wort zu vermitteln, zwingt Übersetzer, die sich nicht als geborene Dichter fühlen, zur Prosaform“ (S.514), womit er sicher nicht die Reize der Götteschen Nachdichtung in Abrede stellen will.<sup>1</sup> Unausgewogen präsentiert sich, quantitativ wie qualitativ betrachtet, die jeweilige Kommentierung: Wer sich an von Albrechts gründlich „interpretierendem Kommentar“ zu den *Bucolica* 120 Seiten lang gesättigt hat, wird nach den 47 Seiten der Schönbergerschen „Erläuterungen zu den *Georgica*“ möglicherweise hungrig von der Tafel aufstehen oder in dürren Worten: Zu den *Bucolica* erfahren wir jede Menge, zu den *Georgica* zu wenig. Sich nicht der Mühe unterzogen zu haben, hier eine Balance herzustellen, ist der Makel dieser Neuauflage.

□

Freuen kann man sich jedenfalls auf das Wiedersehen mit der „Vielseitigkeit“ des Vergil'schen Eklogenbuchs, „eines der ersten Bücher der Weltliteratur, das auch in der Zusammenstellung der Gedichte ein Kunstwerk ist“ und das den Leser immer wieder fordert durch die „Offenheit der Schlüsse, ja ihre Rätselhaftigkeit“.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Johannes und Maria Götte, *Vergil. Landleben. Bucolica. Georgica. Catalepton*, 1970  
<sup>2</sup> v. Albrecht, *Kommentar*: S.368f.





Das Wesen der Gattung ist viel diskutiert, aber alle Versuche, scharfe Grenzen etwa zur Liebeselegie zu ziehen, beweisen die nicht dingfest zu machende Verwandlungskraft der (vergilischen) Bukolik, die in sich Raum hat für andere Gattungen und sie poetologisch an sich misst.<sup>3</sup> Schon antike Kommentatoren unterschieden in Vergils Sammlung zwischen wirklich bukolischen (*proprie bucolicon*) Eklogen (2, 3, 5, 7, 8, 9) und eigentlich nicht bukolischen Gedichten (*non proprie bucolicon*: 4, 6, 10). Die 4. Ekloge z. B. enthält Elemente von Genethliakon, Epithalamium, Weissagung, Aretalogie und Gebet. Gemäß der antiken (griechischen) Theorie ist die Bukolik im weitesten Sinne ein *eidos* der epischen (hexametrischen) Dichtung, zur Bukolik wird sie durch die besondere Ausformung des Hexameters und die Stilhöhe. Für den Hexameter der Bukolik sind drei Merkmale bezeichnend: der höhere Anteil der Caesur *katà triton trochaion*, die häufiger auftretende bukolische Diärese und der höhere Anteil an Daktylen und anderen trochaischen Wortschlüssen, wobei die 4. Ekloge ohne buk. Diärese auskommt, als einzige, nicht nur bei Vergil, sondern bis Nemesianus, ein Befund, der zu den epischen, zumindest eposnahen Themata des Gedichtes passt.<sup>4</sup>

Die meisten Gedichttypen und Situationen prägte der sizilische Dichter Theokrit, unter dessen *Eidyllia* die Nr. 7 (*Thalýsia*) als „Königin aller Eklogen“ (Daniel Heinsius) gilt, Sizilien, Italien, ihre Landschaft, Menschen und Tiere sind auch in Vergil gegenwärtig, dazu weht der Hauch der großen Geschichte durch das Werk. Es geht um singende und im Gesang wetteifernde Hirten (dritte und siebte Ekloge), um Inspiration durch die Liebe(sleidenschaft) - in der zweiten Ekloge vermacht der sterbende Hirte Damoetas seine Flöte Corydon, der damit seinem hoffnungslos umworbenen Alexis imponieren will -, unerwiderte Liebe ist auch ein Thema in *ecl.* 8, die fünfte Ekloge feiert den verstorbenen Hirtensänger Daphnis, es geht um Zeitkritik (*ecl.* 1, 4 und 9) und zeitgenössische Politiker wie Octavian, Pollio, Varus und Gallus (*ecl.* 1, 4, 6, 8 und 10).

Die Komposition der Eklogensammlung, in der „jede Zeile, jeder Rhythmus, jeder Laut integrierender Bestandteil eines Ganzen sind“, ist „bis ins letzte durchgefeilt und durchkalkuliert“,<sup>5</sup> im Hintergrund geht es auch immer um „Macht und Ohnmacht der Dichtung in schwerer Zeit“ (*ecl.* 9), um „poetische Reflexion“ (*ecl.* 6 und 10): „Die Bukolik Vergils ist von Dichtern über Dichter geschrieben, die sich allerdings als Hirten inszenieren, um im Gewand einfacher Menschen die imaginativen Möglichkeiten zu explorieren, durch die Dichtung auf eine politische Welt zurückwirken kann.“<sup>6</sup> Vergil montiert Reflexe der Bürgerkriegszeit und des Siegers Octavian, die nach einem interessanten Vorschlag U. Schmitzers ein „stimmigeres“ Gesamtbild ergeben, wenn man sie nicht unter der bisher weitgehend unumstrittenen Annahme liest, das Eklogenkopus sei zwischen 42 und 39 entstanden und Mitte der 30er Jahre veröffentlicht worden, sondern ein Erscheinen der

<sup>3</sup> „Die poetische Reflexion, die die vergilische Bukolik ist, ist nicht genusimmanente Kritik und Poetik, insofern man darunter die Poetik etwa von Hirtendichtung im konventionellen Sinn begreift. Sondern sie umgreift, zumindest der Möglichkeit nach, alle Genera, indem sie auf Dichtung schlechthin gerichtet ist. Damit aber sprengt sie nicht ihr Genus, sondern konstituiert es. Insofern dadurch Bukolik zur Reflexion von Dichtung überhaupt, wird die Reflexion auch wieder genusimmanent.“ (Schmidt E. A., *Poetische Reflexion. Vergils Bukolik* 1972: S.116)

<sup>4</sup> cf. Gries, Georg Graf v.: *Genus et Forma. Randbemerkungen zu Vergils 4. Ekloge* in: Freund, St. / Vielberg, M. (Hg): *Vergil und das antike Epos. Festschrift Hans Jürgen Tschiedel*, Stuttgart 2008: S. 179-203; hier S.182f.; 187; 196; 201

<sup>5</sup> von Albrecht, *Nachwort*: S.513

<sup>6</sup> Wolfgang Iser, *Das Fiktive und das Imaginäre* 1993: S.71f.

Eklogen in quasi zweiter Auflage in den 20er Jahren, also *nach* der Ausrufung des Augustus, zugrundelegt.<sup>7</sup>

Dem äußeren Anschein zum Trotz - Weiden, Herden, Hirten, Ständchen, Liebesgeschichten und Sängerwettstreit - überschreitet die in diesen Gedichten entworfene Welt federleicht ihr abseitiges Ambiente. Wir sind nur fiktiv auf dem Lande, das Bukolische findet in Wirklichkeit *im* urbanen Leser statt, den sie zur „Lust am Text“ disponiert, wie Roland Barthes eine Lektüre genannt hat, die nichts auslässt, die genau ist und „besessen“, „sie ist schwerfällig, sie klebt am Text, (...) nicht die (logische) Ausdehnung fesselt sie, die Entblätterung der Wahrheiten, sondern das Blattwerk der Signifikanz“.<sup>8</sup> Der Leser fühlt sich von einem „Land des Geistes und der Dichtung“ (B. Snell) angezogen, das aber kein Traum ist, in den er sich aus der „Realität“ flüchten könnte; die verkleideten Hirten meinen *und* verfremden mit ihrem „Singen“ auf Weiden und in Wäldern die von ihnen selten ganz ausgeblendete (Asphalt-)Welt der Geschichte und Geschäfte. Arkadien liegt mitten in Rom. Und die Metropole infiziert die Hirtenidylle, die der gerne mit Vergil identifizierte Tityrus in der ersten Ekloge verlässt, um sich in Rom freizukaufen, wie er behauptet, „er erhält dort aber den Bescheid, er dürfe sein Landgut behalten, was gar nicht der Zweck der Reise war. Soll Tityrus als Lügner hingestellt werden? Und auch als hartherzig, wenn er keine Rücksicht auf die Gefühle des weniger glücklichen Meliboeus nimmt, der sich seinerseits rührend in Tityrus und dessen Geliebte einfühlt; aber vielleicht will der Tityrus auch nur verspotten“.<sup>9</sup> Eine heile Welt sieht anders aus. Im Gegenzug sucht das bukolische Arrangement wie beiläufig den Alleinanspruch der so genannten „Realität“ heim, legt viele Fährten, pflegt eine verspielte Ambiguität und verlässt sich dabei traumwandlerisch auf die Sogwirkung der *Form*, etwa in der sechsten Ekloge: Während das Thema „Erotik“ abschreckend und ausführlich bebildert wird wie sonst nie in der Sammlung, schwillt simultan ein Gesang an, aus den Tälern bis zu den Sternen, „*pulsae referunt ad sidera valles*“ (6, 84), den auch das Ende des Gedichts nicht zum Verstummen bringen *kann*. Vergessen wir nicht, die Rezitation dieser Ekloge im Theater zu ihrer Zeit soll bewirkt haben, dass die Zuhörer sich geschlossen erhoben „und den zufällig anwesenden und zuschauenden Vergil so verehrten, als wäre er Augustus“<sup>10</sup>; und viele Jahre später noch gibt es Applaus für die sechste Ekloge von einem französischen Leser, der 1945 als Nazi-Kollaborateur erschossen wurde: „Jedenfalls waren

<sup>7</sup> cf. Schmitzer, Ulrich: *Wann kam Tityrus nach Rom? Ein Versuch der Annäherung an Vergils Eklogen* in: Freund, St. / Vielberg, M. (Hg): *Vergil und das antike Epos. Festschrift Hans Jürgen Tschiedel*, Stuttgart 2008: S. 149-178 hier: S.176 – „Die erste Ekloge liefert also *ex eventu* ein gewissermaßen stimmigeres Bild, stimmiger zumindest bezüglich des Bildes, das man sich von diesen Jahren machte, als eine in den Vierzigern angesiedelte, dort aber kaum tatsächlich mögliche Dichtung – eine Rückprojektion, wie sie möglicherweise (...) auch die 4. Ekloge auf die Geburt Octavians darstellt: Vergil als *poeta retroversus*“ (S.173).

<sup>8</sup> *Die Lust am Text*, Frankfurt 1974: S.19f.

<sup>9</sup> v. Albrecht, *Kommentar*: S.253 (...) „für Meliboeus ist bittere Ironie bezeichnend“ (S. 258). Und was ist davon zu halten, dass Tityrus in seiner Einfalt (*stultus*) dachte, Rom sei einer Landstadt ähnlich (1, 19ff), dass er er von einem jungen Mann, den er in Rom gesehen hat, als Erlöser (*deus*) schwärmt, dem er die Freilassung und/oder die Rettung seines Landgutes verdanke, obwohl er selbst einräumt, dass eine anspruchsvolle Geliebte die Ursache dafür war, dass er das zum Freikauf nötige Geld lange nicht ansparen konnte (1, 31ff). (cf. *Kommentar*: S. 255) - Zu beachten ist meiner Meinung nach auch, dass die mit einer Adynataserie aufgeblähte Beteuerung des Tityrus, er werde seinen Wohltäter (Octavian?) nie vergessen, von Meliboeus mit einer ebenso hyperbolischen Aufzählung (un)möglicher Vertreibungen von der Heimatscholle (ironisch?) quittiert wird, die ihn bis ans Ende der Welt schleudern könnten (1, 64ff). Jedenfalls scheint mir die Rollenverteilung - Tityrus als überschwänglicher und etwas tumber Hans-im-Glück vs Meliboeus als Stimme der Klage der von Enteignung betroffenen Italiker (cf. etwa Friedrich Klingner, *Virgil. Bucolica/Hirtengedichte* 1977) – mit einigen Signalen des Textes unvereinbar, z.B. mit dem, was v. Albrecht als ein „Aneinandervorbei“ der beiden Hirten diagnostiziert hat (cf. *Kommentar*, S.258), auf das noch genauer hingehört werden müsste.

<sup>10</sup> Tacitus, *Dial. de oratoribus* 13



die Verse vollendet schön, empfindsam, klar und dennoch voller Magie<sup>11</sup> und faszinierend rätselhaft, etwa das Rätsel der Widmung dieser Ekloge an Alfenus Varus.<sup>12</sup> Was hat diese Widmung in den ersten zwölf Versen zu bedeuten? Dem soll hier kurz nachgegangen werden, auch um Vergil bei dem für die *Bucolica* typischen *labor limae* - man hat dabei gar nicht den Eindruck, dieser sei ihm *improbis* - exemplarisch in Aktion zu sehen.<sup>13</sup>

Prima SYRACOSIO dignata (e)st ludere versu nostra neque erubuit silvas habitare THALEA.	Als erste geruhte meine Muse Thalia mit syrakusanischem Vers zu spielen und errötete nicht, in Wäldern zu hausen.
Cum canerem reges et proelia, CYNTHIUS aurem vellit et admonuit: „Pastorem, Tityre, pinguis pascere oportet ovis, deductum dicere carmen.“ 5	Als ich von Königen und Schlachten sang, zupfte der cynthische Gott mein Ohr und mahnte mich: „Ein Hirte, Tityrus, soll fett die Schafe weiden, (aber) feingesponnen sein Lied singen.“
Nunc ego (namque super tib(i) erunt, qui dicere laudes, Vare, tuas cupiant, et tristia condere bella) AGRESTEM TENUI meditabor HARUNDINE MUSAM.	Nun werd' ich (denn mehr als genug wirst du haben, die dein Lob zu singen, Varus, und düstere Kriege in Verse zu fassen begehren) auf schlankem Rohr einstudieren ein ländliches Musenlied.
Non iniussa cano. Si quis tamen haec quoque, si quis captus amore leget, te nostrae, Vare, MYRICAE, 10 te NEMUS omne canet; nec Phoebus gratior ulla (e)st quam sibi quae Vari praescriptis PAGINA nomen.	Das singe ich nicht ohne Anlass. Wenn einer dennoch auch dies, wenn er ergriffen von Liebe es liest, dann werden von dir, Varus, meine Tamarisken, von dir jeder Wald künden; und kein Blatt ist Phoebus lieber als eines, auf dem der Name Varus als Titel geschrieben steht.

Bis Vers 4 muss der Leser glauben, die Dichter-persona Vergils spreche in eigener Sache, um in der Mitte der Sammlung ein Proömium zu platzieren, das deren Programm als Zurückweisung eines anderen Programms verlautbart: Das Unterfangen, sich dem Heldenepos oder der (in *ecl.* 9, 26f. angekündigten) *laudatio* militärischer Erfolge eines Zeitgenossen, des Konsulars P. Alfenus Varus, zu widmen, fand nicht die Billigung durch Apoll, den Gebieter über alle (Formen der) Dichtung, „Cynthius aurem/ vellit et admonuit“ - eine Person am Ohr zu zupfen war die in Rom gebräuchliche Art, diese an etwas zu erinnern, die Geste zeigt den feinen griechischen Gott gleichsam in freundlicher Hinwendung zu seinem Adepten im bäurisch-wilden „Ausland“. <sup>14</sup> „Cum canerem reges et proelia“ endet vor der *bukolischen* Diärese, ein Markenzeichen der Bukolik stoppt quasi das anrollende Epos,<sup>15</sup> aber das Projekt wird bloß simuliert, damit es untersagt werden kann. Der Gott, Patron der „Schönen Künste“ und Meister der siebensaitigen Leier (sowie heimisch in Medizin und

<sup>11</sup> Robert Brasillach, *Gegenwärtiger Vergil* (= *Virgile* 1931), 1961: S. 82

<sup>12</sup> P. Alfenus Varus, möglicherweise Konsul des Jahres 39. Vergil soll ihm - wie erwähnt - die Rückgabe seines konfiszierten Landgutes zu verdanken haben. Die Scholien überliefern aber, dass CORNELIUS GALLUS, der für seinen Freund Vergil wohl auch den Kontakt zu Varus hergestellt hat, eine Rede *In Alfenum Varum* verfasst habe, weil dieser Vergil in dessen Kampf gegen die drohende Einteilung nicht wirklich geschützt habe. Varus könnte dafür verantwortlich gewesen sein, dass Mantua in die zu konfiszierenden Gebiete aufgenommen wurde, womit das Landgut der Familie Maro in Gefahr geriet. Ettore Paratore meint, Gallus werde auch deshalb in der 6. Ekloge gefeiert, um Varus zu verstehen zu geben, dass er mit einer ähnlichen Behandlung rechnen könne, wenn er Vergil entsprechend entgegenkomme (*Struttura, ideologia e poesia nell'ecloga VI di Virgilio* 1964: S. 527 Anm. 2; cf. *ecl.* 9, 27: „Vare, tuum nomen - superet modo Mantua nobis, / Mantua vae miserae nimium vicina Cremonae! - / cantantes sublime ferent ad sidera cycni“). Auch wenn man dieser Vermutung nicht nahetreten will, bleibt der erklärungsbefürchtete Befund, dass in einem dem Varus gewidmeten Gedicht, ein anderer Politiker, Gallus, wenn auch in seiner Funktion als Dichter, jenem den Rang abzulaufen scheint.

<sup>13</sup> GROSS-SCHREIBUNG (= Metonymie); *kursiv* (= Metapher); **fett**: Lautwiederholungen (Alliteration, Assonanz, Konsonanz, Homoioteleuton); unterstrichen: Wiederholung von Wörtern (Geminatio, Anapher, etc).

<sup>14</sup> „Graecia capta ferum victorem cepit et artes / intulit agresti Latio“ (Horaz, *ep.* 2, 1, 156f)

<sup>15</sup> cf. C. Weber, HSCP 91 (1987), 268 zitiert bei Clausen, Wendell (1994): *A Commentary on Virgil, Eclogues*, ad loc.

Mantik), gleichzeitig „ferntreffender“ Bogenschütze mit viel destruktivem Potential (apólymi), wird in der Ekloge noch viermal genannt werden (29/66/73/82), beim letzten Mal bleibt in der Schweben, ob Apollon auch der *Autor* all der Lieder ist, die in der Ekloge gesungen worden sind, sein Gewicht wirft er gleich bei seinem ersten Erscheinen in die Waage - in Form der in den *Bucolica* einmaligen, wohl Kallimachos abgelassenen Antonomasie „Cynthius“ (3), von *Cynthus*, -i, dem Berg auf der Insel Delos, auf der Apoll geboren und besonders verehrt wurde,<sup>16</sup> und in (4) wird der Leser davon überrascht, dass die Worte des Gottes sich nicht an Vergil richten, sondern den Hirten Tityrus: „Tityre“ steht nach einer Diärese wie „Cynthius“ im Vers zuvor, seine Figur, nicht der Autor selbst soll sich in der verbotenen Sparte versucht haben, der Sprecher der Ekloge ist Tityrus, auch wenn er mit der *persona* des Dichters, die sich in den beiden Eingangswersen der Ekloge als „Erster (Er-)Finder“ dieses Genres (in Rom) deklariert, zu verschwimmen scheint, der schmale Spalt zwischen Vergil und „Tityrus“ ist jedoch offen zu halten, genau genommen wendet sich in der Folge eine literarische Figur an den historischen Varus, ein einfacher Hirte,<sup>17</sup> so einfach dann auch wieder nicht, Tityrus, wollte gerade zu einem Großen Gedicht ansetzen; aber den Spielregeln der Gattung gemäß wird der Leser hier in der Buchmitte an den Beginn der Sammlung zurückgerufen - „Tityre, tu patulae recubans sub tegmine fagi / silvestrem tenui musam meditaris avena“ -, der dort unter diesem Namen figurierende Hirte wird von seinem Dialogpartner, Meliboeus, als Adept der „Muse des Waldes“ apostrophiert.

Vergil verbindet die Eingangsgedichte der beiden Buchhälften, die ländliche Muse („*agrestis musa*“, 6,8) zitiert die des Waldes („*silvestris musa*“ aus 1,2), was in der ersten Ekloge deren Beschreibung war, wird in der sechsten als kallimacheisch-neoterisches Programm des „*deductum carmen*“ sprachlich ebenso leichtfüßig wie kostbar deponiert:<sup>18</sup> Das Zentrum des *versus aureus* „AGRESTEM TENUI MEDITABOR HARUNDINE MUSAM“<sup>19</sup>, der als dritter in Serie von (vier) Daktylen dominiert wird, bildet das *konkrete* Verbum „*meditari*“ = „einüben, einstudieren“, flankiert von zwei Metonymien:

- „*agrestem-musam*“, die Muse als Urheberin steht für ihr Produkt, das Syntagma wurde von Lukrez geprägt,<sup>20</sup> es bringt den Lehrdichter zum ersten Mal ins „Spiel“, den der Silen, der „Autor“ der Ekloge, zu Beginn seines Gesangs imitieren wird (31ff);
- „*harundo*“, das „Rohr“, ist (zusätzlich) Metapher für die (rohrförmige) „Flöte“, die „*tenuis*“ ist, „dünn(gesponnen)“, eine Eigenschaft, die vom Instrument auf die von ihm produzierte Musik übergeht.

Vorbild ist Apoll: „Phoebus ...meditante“ (82), auch er hat seine Lieder „eingeübt“, und sagt zu Tityrus, Hände weg vom „Großen“ und „dick Aufgetragenen“, so will es der Gott bzw. die Poesie *an sich*, die er personifiziert oder inspiriert, ein „schlankes“ Gedicht soll es sein, ein „*deductum carmen*“, „feingesponnen“ und „sorgfältig verarbeitet“, in Analogie zu textilen Produkten. Die apollinische Anweisung: 'PASTOREM, TITYRE, PINGUIS/ PASCER(E) OPORTET

<sup>16</sup> cf. Kallimachos *Hymn.* 4.9f - Clausen ad loc.

<sup>17</sup> Sein Name erscheint in 6 Eklogen (1, 3, 5, 6, 8 und 9)

<sup>18</sup> cf. die kanonischen Stellen bei Kallimachos, *Hymn.* Ap. 105; Theokritos *id.* VII, 45-48; Catull, c.95; zum „Binnenproömium“ cf. G. B. Conte 1980: *Il genere e i suoi confini*, S.128

<sup>19</sup> Coleman, Robert (1977): *Virgil: Eclogues* (= Cambridge Greek and Latin Classics), ad loc.

<sup>20</sup> *De rerum natura* 5,1398 „*agrestis enim tum Musa vigeat*“



OVIS<sup>21</sup> wird abgebildet durch die „feingespinnene“ Syntax des Gottes – Parallelismus, Antithese und Asyndeton -, untermalt von Alliterationen (3mal **p** und zweimal **o**) und der *figura etymologica*: „Pastorem - pascere“. Die Wahl des Verbums fügt sich nicht in das schöne Bild, „oportet“ wird in der Dichtung vermieden, es ist das einzige „prosaische“ Wort der Ekloge, das kann kein Lapsus sein, bleibt zu rekonstruieren, ob und wie diese „Dissonanz“ auf das Ohr des Primärrezipienten gewirkt hat, vielleicht sollte das Urban-Kallimacheische „bukolisch“ imprägniert, „auf dem Land“ *geerdet* werden.<sup>22</sup> Immerhin sind nicht nur für den Hirten, sondern auch den Hirtendichter wohlgenährte Schafe unerlässlich, denn der feine Faden wird aus deren Wolle gesponnen, das „bukolisch-kleine“ Gedicht speist sich aus der epischen Substanz des Großen und Erhabenen, formt diese aber auf seine Weise und „entlockt der scheinbar so einfachen Thematik einen unendlichen Reichtum an Facetten“, <sup>23</sup> es will im Kleinen hoch hinaus.

„Paulo maiora canamus“ kündigt die vierte Ekloge im ersten Vers an, nicht jeder habe Freude an Gehölzen und Weiden, „si canimus silvas, silvae sint consule dignae“ (4,3), räumt Vergil ein, um sich vor dem Freund und Konsul Asinius Pollio zu verneigen, unter dessen Konsulat nicht weniger als „eine große Zeit“ anbrechen wird (4,12), auch hier in der 6. Ekloge sollen die kleinen Wälder und bodennahen Tamarisken der Würde des Widmungsträgers Varus keinen Abbruch tun: „te nostrae, Vare, myricae, / te nemus omne canet“ (10f.), Wälder und Tamarisken stehen *concreta pro abstracto* für die Musik der Hirten, die Varus gar nicht bestellt hat, gar nicht bestellen konnte, sie ist neu für römische Ohren, unerhört, eine Premiere, als solche wieder schmeichelhaft: „prima“, das erste Wort der Ekloge, schillert, die lateinische Syntax macht's möglich, es kann sich in der Bedeutung von „primum“ auf „Syracosio... versu“ beziehen<sup>24</sup> - zum ersten Mal widme ich mich der Bukolik und gebe damit zugleich mein literarisches Debüt - und/oder auf „nostra...Thalea“ - als Erster habe ich diese Gattung entdeckt (*prootos heuretees*); unüberhörbar ist jedenfalls Vergils Anspruch auf (Er-)Finderlohn, den römische Autoren mit Stolz erheben, wenn es um die Aneignung griechischer Gattungen geht.<sup>25</sup> Das in Vers 1 gewählte griechisch getönte „Syracosio“ (cf. griech. „Syracósios“) - statt dem lateinischen „Syracusano“ - verweist auf den Geburtsort des Archegeten des Genres, so beginnt die „Ekloge ohne Theokrit“, d. h. ohne relevante Bezugnahme auf Motive in dessen *Eidyllia*,<sup>26</sup> mit Theokrit; die „Muse vom Land“, die „agrestis musa“ (8), heißt in (2) Thalea, die eigentlich für die Komödie zuständig ist, die Einführung der Gattung „Bukolik“, deren Ambiente Wälder, Haine und Weiden bilden (cf.

<sup>21</sup> cf. Kallimachos, *ait.* fr.1 Pfeiffer, 21-24: „Denn als ich erstmals eine Schreibrtafel legte auf meine / Knie, da sprach Apollon zu mir, der Lykier: ‚Ein Opfertier sollst du möglichst fett / füttern, die Muse aber, mein Lieber, muß ganz zart und schlank bleiben.‘“

<sup>22</sup> „... perhaps to give the essentially Callimachean passage a colloquial/rustic colour“ (Lipka, Michael 2001: *Language in Vergil's Eclogues*, S.140). Coleman verschweigt das Problem, Clausen verweist auf eine (inklusive Elision) vergleichbare Stelle bei Catull 70,4: „scribere oportet aqua“, zieht daraus aber keinen Schluss. In c. 70 vertritt die zweimal in vier Versen so angededete „mulier“ den blind Verliebten mit hyperbolischen Beteuerungen, die so verlässlich sind, wie in den Wind gesprochen oder ins Wasser geschrieben; Catull könnte mit der Wahl des unpoetischen „oportet“ die hochtrabende Ansage: „Nulli se dicit mulier mea nubere malle / quam mihi, non si se Iuppiter ipse petat“ konterkarieren und zugleich sich selbst auf den harten Boden der (für ihn) „prosaischen“ Realität *herunterholen*.

<sup>23</sup> Von Albrecht, Michael (1992): *Geschichte der römischen Literatur. Von Andronicus bis Boethius*. Bd.1, S.525

<sup>24</sup> Coleman, *ad loc.*

<sup>25</sup> Man denke an Horaz: c. 3.30, 13f. oder an die Trompetenstöße eines Lukrez, mit denen er seine Transponierung des Lehrgedichts à la Empedokles in die lateinische Sprache verkündet (DRN 1,926-30)

<sup>26</sup> Coleman: S.175

27f./39f./56/70ff.), wird in der Gestalt der Muse konkretisiert, „die sich nicht schämte in Wäldern zu wohnen“, im „neque erubuit silvas habitare“ wird die Aussage von „Syracosio dignata est ludere versu“ aus dem ersten Vers präzisiert, ein für Vergil typisches *dicolon abundans*, die Wortwahl wirkt höchst gesucht, der Ausdruck „dignata est“ ist in der vorliegenden Bedeutung der Poesie vorbehalten und erscheint in der Prosa erst in der Nachklassik, während das „erubesco“ („erröten“) klassisch nur als Metapher („sich schämen“) gebraucht wird.<sup>27</sup> „Ludere“ (1), das Erkennungszeichen par excellence der kallimacheisch-neoterischen Programmatik, kündigt ein „Spiel“ von raffinierter Einfachheit und scheinbarer Schwerelosigkeit an, auch in dem Sinn, dass nicht Haupt- und Staatsaktionen und ein erhabenes Sujet den Inhalt bilden, sondern das Kleine und Unscheinbare, zumeist erotisch grundiert, Catull hat diese Liaison von Dichten&Lieben im „Spiel“ mit Worten und mit seinem Freund Licinius in c. 50 zum neoterischen Emblem gemacht: „Hesterno, Licini, die otiosi / multum LUSIMUS in meis tabellis.“ Und wie gerät gerade Thalea, sie kommt nur hier in den Eklogen vor, in unser Genre? Mit seiner Wortwahl setzt Vergil (cf. Thalea statt der Schreibung Thalia) das griechische Kolorit von „Syracosio“ (1) fort, den beiden Wörtern ist zusätzlich gemeinsam, dass sie *metonymisch* gebraucht sind, in „Syracosio“ wird statt des Autors dessen Herkunftsort genannt, „Thalea“ vertritt ihr Produkt, eine neue Form der Dichtung, Vergil setzt auf die Assoziationen des sprechenden Namens, *thalea / thalia* = „blühendes Glück“, „fröhliches Gelage“ (cf. *thálos* = „Sprössling“ bzw. *thállēin* = „blühen“), „nostra...Thalea“ - der *daktylisch*-beschwingte Vers mit auffälliger Zäsur nach dem 1. Trochäus und durch das Hyperbaton gerahmt - konnotiert Freude und Feierstimmung.<sup>28</sup>

Nach dem Aufruf zur Neuorientierung durch Apolloneeilt Tityrus sich in den beiden jeweils durch vier Daktylen beschleunigten, enjambierenden Versen 6/7 („Nunc ego“), den Widmungsträger Alfenus Varus mit seiner *recusatio* zu behelligen. Dem *prima vista* Brüskierten wird mit einem artigen Parallelismus („dicere laudes/condere bella“) zur Kenntnis gebracht, dass sich ohnehin genug andere Panegyriker finden (werden), um seinen „Ruhm zu besingen“ und (seine) „Kriege zu schildern“, die als „tristia“ qualifiziert werden, in *tristis* schwingen Traurigkeit, Trauer und düster Abstoßendes mit.

5 (....) *deductum dicere carmen!*  
Nunc ego | (namque super tibi erunt, | qui dicere laudes,  
Vare, | tuas cupiant | et tristia condere bella)

Wer die positionsäquivalenten parallelen (unterstrichenen) Kola liest, erlebt - zumal, wenn er sie laut liest, wie es sich ziemt! - den syntaktischen Gleichschritt am Ende von 6 und 7, hat aber auch das darüberstehende „(deductum) dicere carmen“ aus dem Vers vorher im Ohr. Die Wiederholung von „dicere“ in zwei aufeinanderfolgenden Versen an der gleichen Versstelle wirkt erzwungen, es scheint, als sollte damit „nur“ das metrisch ungeeignete „canere“ vermieden werden, das übrigens in den ersten 12 Versen schon dreimal zum Einsatz kommt (3/9/11), „condere bella“ ist *variatio* zu „dicere/canere“, die Vergil hier offenbar vermeiden wollte. Der „Schönheitsfehler“ unterliefe gerade in dem Moment, als Tityrus sich zu dem von Apollon eingeforderten „feingespinnenen Gedicht“ bekennt.

<sup>27</sup> Coleman, *ad loc.*

<sup>28</sup> Die Kompetenz der Muse der Komödie auf das Hirtenmilieu auszudehnen, wie Coleman es tut, wenn er darauf verweist, dass Thalia mit einem Hirtenstab dargestellt wird, ist nicht zwingend erforderlich. „Thalea“ vertritt hier *pars pro toto* das Schreibhandwerk und wird als diejenige personifiziert („dignata est/non erubuit“), die sich „als Erste“ innerhalb des Vergilischen opus und/oder „als Erste in Rom“ im griechischen Genre der Hirtendichtung betätigt. Sie wird erst *in und durch* diese beiden Verse zu einer „agrestis musa“ (gemacht).



Was zeigt das Filigran des Gewebes unter der Lupe? „Deductum *dicere* carmen“ und „qui *dicere* laudes“ verwenden „dicere“ auf unterschiedlichen Ebenen, mit der morphologischen Identität dissoniert das syntaktische Ungleichgewicht, das erste Kolon steht in einem Acl („pastorem oportet deductum dicere carmen“), das zweite abhängig von „cupiant“ in einem Relativsatz, in beiden Fällen ist vom „Singen“ die Rede, die jeweiligen *Themen* des Gesangs bilden eine Antithese: (5) beschreibt das bukolische „dicere“, das das epische „dicere“ in (6) verhindern wird; jetzt verstehen wir, die syntaktische „Schieflage“ von „dicere“ ist nicht „passiert“, sondern motiviert: Die „Dissonanz“ ist ein Bild für die Unvereinbarkeit der beiden Stile, kallimacheisch-neoterischer *lepos* und sein „ludere“ reimen sich nicht auf Heldenehrung und „*tristia bella*“, andere werden sich finden, *deinen* Geschmack zu bedienen, Varus, der von dem, was Apollon von mir will, maximal entfernt ist, de gustibus est disputandum, aber ich - Tityrus - stehe unter „Befehlsnotstand“, die Litotes „non iniussa cano“ (9) signalisiert dem (realen) Auftraggeber, dass (der fiktionale) Tityrus seinem Wunsch nicht entsprechen darf, wie die bukolische Muse in (1) geruht auch Vergil zu scherzen, „spielt“ mit den Erwartungen seines Gönners: Gerade das von Varus nicht bestellte Hirtenpoem wird von ihm künden - der Name „Varus“ erscheint dreimal in sechs Versen -, das Versprechen ist durch die *te*-Anapher, den Chiasmus *nostrae-myricae/nemus omne* und die Platzierung des Namens *nach* der bukol. Diärese zwar feierlich - „... te nostrae, Vare, myricae, / te nemus omne canet“ - untermalt von der r-Konsonanz in „nostrae, Vare, myricae“- , aber an zwei Bedingungen geknüpft, nämlich dass

(A) ein Leser, nachdem er die (von anderen verfassten) *laudationes* auf Varus gelesen haben wird, „dennoch auch noch das da“ (die 6. Ekloge) zur Hand nehmen wird, Tityrus/Vergil stellen die Bescheidenheit des *genus humile* zur Schau, und

(B) wenn dieser Leser - die Anapher „si quis“ wird zusätzlich durch ein Enjambement betont, das den Beginn von Vers 10 ins Scheinwerferlicht rückt - „Si quis tamen haec quoque, si quis / captus amore leget“ - „das von Liebe ergriffen lesen wird“. Wer oder was soll geliebt werden? Varus? Grammatikalisch eher nicht, das würde eine Ergänzung durch „tui“ erfordern.<sup>29</sup> Aus Liebe zur bukolischen Dichtung?<sup>30</sup> Das ist syntaktisch möglich und reichert die (Be-)Deutung der Stelle an, steigert diese Lesung doch den Bescheidenheitsgestus des „wenn einer dennoch auch noch das da (liest)“, und konterkariert ihn zugleich: „wenn er (das so Unscheinbare) mit Liebe/Hingabe liest bzw. als ein (diese *Form* von Poesie) Liebender“,<sup>31</sup> dann wird er vernehmen, dass auch ein *tenue carmen* Varus zur Freude gereichen wird – „leget“ als Ursache des „canet“, die an gleicher Versposition ein Homoioteleuton bilden -, denn Varus wird (a) auch *patulae ... sub tegmine fagi* als ein Akteur der Welt anerkannt, in deren Macht es u.a. liegt, sich „besingen“ zu lassen, um (b) auf die Weiden einer Poesie gelockt zu werden, die ihn nicht besingen, sondern betören und verwandeln will, man kann von einem Versuch sprechen, den *patronus* Varus und die von

<sup>29</sup> cf. Coleman, *ad loc.*

<sup>30</sup> Dafür spricht auch, dass „amor“ hier eindeutig positiv, also *nicht* als (morbide) Leidenschaft konnotiert ist, im Unterschied zu seinem zweiten Auftreten in 6,46 im Zusammenhang mit dem als göttliche Strafe über Pasiphae verhängten *furor* für ihren Stier („amore iuveni“).

<sup>31</sup> Coleman *ad loc.* schließt das kategorisch aus, „since the required connection with haec in the preceding line would be obscure“. Er glaubt, dass damit jemand gemeint ist, der sich für „Liebe/Erotik“ als literarisches *Thema* interessiert, das auch zu den Sujets der *Bucolica* zählt und in unserer Ekloge durch den lüsternen Silen (6,26) und die von ihm vorgetragenen erotischen Mythen (erotiká pathémata) vertreten ist. In dieser Lesart hält das syntaktisch/metrisch stark hervorgehobene „captus amore“ nicht, was es verspricht, wenn es letztlich *nur* besagen soll, dass die Hirtengedichte auch Leser ansprechen, die sich für die erotische *Thematik* interessieren.

ihm repräsentierten Verhältnisse zum „Tanzen zu bringen“ (= in numerum ... /ludere, 27f), den Politiker nach Arkadien zu (ver)föhren:

ad (A) Die Hyperbel, nichts freue Apollon mehr, als ein Gedicht mit dem Namen „Varus“ als Widmung auf dem Deckblatt, „pagina“ als Synekdoché für das *carmen* - „nec Phoebio gratior ulla est / quam sibi quae Vari praescipsit pagina nomen“ - kann als (dank der hellen i-Konsonanz) wohlklingende Schmeichelei rezipiert werden, um dem höhergestellten Adressaten die Verweigerung zu versüßen - „Varus steht ganz oben in Apollons Sympathie und in meinem Werk“, lies: „Dein Name ist meiner Seite vorangeschrieben“. In *praescribere* schwingt auch „vorschreiben, verordnen“ mit, lies: „pagina, quae nomen Vari sibi praescipsit“ – wie Vergil auf Apollons Geheiß die Gattung wechseln muss, so kann er weder der Widmung an Varus sich entziehen noch dem durch Varus' Namen gleichsam personifizierten *factum brutum* der Existenz der „tristia bella“ auf der Titelseite der Ekloge: Arkadien, obwohl zeitlos, ist für *Zeitgeschichte* durchlässig.

ad (B) Dem Hirten/Dichter ist es ernst, wenn er sagt: TE NEMUS OMNE CANET (11).<sup>32</sup> Varus ist der 6. Ekloge nicht nur „vor(aus)geschrieben“, er wird als „Fremdkörper“ in das „Land des Geistes und der Dichtung“ (B. Snell) *ein-* und *umgeschrieben*; was ihm die *recusatio* vorenthält, wird die Ekloge reichlich erstatten, die seinen Namen umso leichter (mit)trägt, da sie in Lesern (weiter)lebt, die von von ihr hingerissen sind („captus amore“). Dieser selbstsicheren Versöhnlichkeit des vergilischen Versprechens ist Ironie fremd, und es bleibt auch gültig, wenn dem Empfänger das alles zu „feingespinnen“ gewesen ist, wenn dem so genannten Mann der Tat und den im Unterschied zu Gallus und Asinius Pollio<sup>33</sup> nicht praktizierenden Dichter vom poet(olog)ischen Geschenk seines Schützlings möglicherweise nur dessen freundliche Verpackung in Erinnerung blieb.<sup>34</sup>



Und freuen kann man sich auf die Wiederbegegnung mit dem Original des „best poem of the best poet“ (John Dryden). Das unüberbietbare Lob aus dem 17. Jahrhundert könnte etwa so in die Sprache der modernen Literaturwissenschaft übersetzt werden: „Die *Georgica* enthalten ein Maximum an Intensität und Konzentration: Erst das Nacheinander der Teile, die Struktur, ergibt, zusammen mit dem planen Wortlaut, den vollen Sinn. In der römischen Literatur wird diese dem Leser ein großes Maß eigener Anstrengung zumutende Verbindung von Text und Komposition nur noch durch die *Oden* des Horaz überboten“.<sup>35</sup>

Dem gelegentlichen Leser von Vergils *Georgica* kommen zuerst die Proömien, „Exkurse“ und Schlusspartien in den Sinn, die „besonders leserfreundlich gestaltet“ sind,<sup>36</sup> etwa das ausführliche Proömium des ersten Buches, das „Lob Italiens“ und das „Lob des Landlebens“ in Buch 2, das Proömium des dritten Buches mit seinem allegorischen Tempel und dem Festzug für Augustus, der als „Ausblick in die Zukunft mit der Schildbeschreibung der *Aeneis* vergleichbar“ ist und naturgemäß - am Ende von Buch 4 - das „meisterhafte Epyllion von Aristaeus, Orpheus und Eurydice als Krönung des Werkes“<sup>37</sup>, gleichsam ein Gedicht *im* Gedicht, das immerhin fast ein Drittel des gesamten Buches abdeckt. Daher mag es vielleicht

<sup>32</sup> cf. *ecl.* 10, 8: „respondent omnia silvae“ als Echo auf das über Gallus Liebesleid angekündigte Lied.

<sup>33</sup> Dieser „liebt“ das bukolische Genos, cf. *ecl.* 3, 84: „Pollio amat nostram, quamvis est rustica, Musam“!

<sup>34</sup> „What Varus made of it all or was intended to make of it, is beyond even conjecture“ (Coleman, S.206). - Aber man sollte Alfenus Varus, wenn Vergil ihn einer Widmung für würdig hält, auch nicht unterschätzen!

<sup>35</sup> Manfred Fuhrmann, *Geschichte der römischen Literatur* 1999: S.206

<sup>36</sup> von Albrecht, *Nachwort*: S.523

<sup>37</sup> von Albrecht, *ebd.*: S.524



seinen Reiz haben, zunächst die „Niederungen“ des Landlebens zu besichtigen, die es genau genommen in Vergils Perspektive nicht gibt, da die leitende Absicht der *Georgica* es ist, das Land und die Lehre von ihm durchgängig zu „sublimieren“. So wird in der Mühsal, die die Pflege der Landschaft und die Sicherung des Ertrages der Landwirtschaft mit sich bringt, die Würde der Arbeit sichtbar gemacht und als „fundamentaler Teil der Kultur“ gewürdigt.<sup>38</sup> Und wir werden an dem folgenden Beispiel des Weinbauern (2, 397–419) sehen, wie Vergil darauf abzielt, gerade die konkreten Handgriffe poetisch zu veredeln, ohne sie zu idealisieren oder zu verniedlichen: „Für ihn ist der Beruf des Landwirts eine Berufung, kein bloßes Metier“.<sup>39</sup>

<p>Est eti(am) ille labor curandis vitibus alter, cui numqu(am) exhausti satis est: namque omne quotannis terque quaterque solum scindendum glaebaque versis aeternum frangenda bidentibus, omne levandum 400 fronde nemus. redit agricolis labor actus in orbem, atqu(e) in se sua per vestigia volvitur annus. ac i(am) olim, seras posuit cum vinea frondes frigidus et silvis Aquilo decussit honorem, iam tum acer curas venient(em) extendit in annum 405 rusticus, et curvo Saturni dente relictam persequitur vitem attondens fingitque putando. primus humum fodito, primus devecta cremato sarment(a), et vallos primus sub tecta referto; postremus metito. bis vitibus ingruit umbra, 410 bis segetem densis obducunt sentibus herbae; durus uterque labor: laudat(o) ingentia rura, exiguum colito. nec non eti(am) aspera rusci vimina per silv(am) et ripis fluvialis harundo caeditur, incultiqu(e) exercet cura salicti. 415 iam vincet vites, iam falcem arbusta reponunt, iam canit effectos extremus vinitor antes; sollicitanda tamen tellus pulvisque movendus et iam maturis metuendus IUPPITER uvis.</p>	<p>Es gibt noch eine weitere Arbeit zur Pflege der Weinstöcke, die sich nie erschöpft, muss doch der ganze Grund drei- und viermal im Jahr aufgerissen, die Scholle immer und ewig mit dem gedrehten Karst zerschlagen, die ganze Weinkultur vom Laub befreit werden. So erneuert sich den Bauern die vollbrachte Arbeit im Kreislauf, und stets wiederholt sich das Jahr auf der eigenen Bahn. Und wenn der Weinstock spät erst sein Laub fallen ließ und der kalte Nordwind den Schmuck der Wälder herabwehte, dann richtet der eifrige Winzer seine Sorge längst schon aufs künftige Jahr, geht mit dem gekrümmten Zahn der Saturnischen Hippe dem kahlen Weinstock nach, stutzt ihn und formt ihn beim Schneiden. Grabe als erster den Boden um, fahre als erster die abgeschnittenen Reiser weg, verbrenne sie und bringe als erster die Stützpfähle unter Dach; bei der Lese hingegen sei der letzte. Zweimal droht Schatten den Reben, zweimal überzieht Unkraut die Pflanzung mit dichten Dornen. Beidemale kostet es saure Mühe. Lobe immer riesige Güter, bestelle aber nur ein kleines! Du musst auch die scharfen Ruten des Mausdorns im Wald und das Schilf an den Flussufern abhauen, und die Sorge um das wild wachsende Weidicht treibt einen um. Und sind die Reben gebunden, brauchen Gehölze nicht mehr die Sichel, besingt der Winzer am Ende des Weinbergs schon die besorgten Reihen, muss er gleichwohl die Erde lockern und Staub aufwirbeln, und selbst noch reife Trauben müssen Iuppiters Hagel fürchten. (Ü: O. Schönberger)</p>
--	--

Die Arbeit des Winzers wird als ein Kreislauf beschrieben, der jedes Jahr von Neuem beginnt, die Unablässigkeit des *labor* unterstreicht die Wiederholung des Gedankens in 403-07.<sup>40</sup> Nachdem Anfang und Ende des Winzerjahres bezeichnet wurden (408- 410a), wird in 410b-419 die Zeit dazwischen behandelt, zunächst mit Hinweisen auf das Ablauben und das Jäten, woran sich in 412b-413a der Rat schließt, sich auf ein kleines Stück Land zu beschränken. Dabei bezieht sich 411 nicht auf den Wein-, sondern den Getreideanbau. Der Hinweis auf die Bindemittel Ruten und Rohr in 413b-415 führt wieder zum Weinbau zurück, 416a erwähnt

<sup>38</sup> „Die grundlegende Bedeutung der Landwirtschaft für das allgemeine kulturelle Leben wird heute vielfach verkannt. Diese moderne Perspektive versperrt den Zugang zum Literalsinn der *Georgica*. Geht es doch nicht um eine Allegorie der Kultur, sondern um ihr Grundmuster. Landwirtschaft dient Vergil nicht als Vorwand, um Kultur zu lehren, sie ist auch nicht nur ein Exempel für Kultur, sondern der fundamentale Teil der Kultur“, so von Albrechts erhellendes Fazit (*Nachwort*: S. 537).

<sup>39</sup> von Albrecht, ebd.: S. 535

<sup>40</sup> cf. im Folgenden R. Cramer, *Vergils Weltsicht. Optimismus und Pessimismus in Vergils Georgica*, 1998: S. 278ff.

die angebundenen Reben, danach ist vom Umgraben und Einstauben die Rede, womit wir dann in 419 kurz vor der Ernte stehen.

Zu dieser Stelle liefern Schönbergers „Erläuterungen“ im vorliegenden Buch gerade einmal vier: 401f. erinnerten an Vergils Freund L. Varius Rufus, aus dessen *Thyestes* ihm offenbar der Vers „mundi resonat canor in vestigia se sua volventis“ in Erinnerung geblieben sei, während er in 404 einen Vers aus den *Argonautica* des Varro Atacinus übernommen habe; dann gibt es noch den Hinweis auf Saturn (406), der „mit einem gebogenen und spitzen Winzermesser dargestellt wurde“ und dass Jupiter in 419 als „Metonymie für Hagel und Unwetter“ zu lesen sei.<sup>41</sup> Den Leser würde sicherlich auch ein Hinweis auf die raffinierte Metapher/Metonymie-Verschrankung in „iam falcem arbusta reponunt“ (416) freuen, an der man illustrieren kann, wie Vergil „gewöhnliche“ Wörter zu einer poetischen *iunctura* „verschraubt“ und so dem trockenen Sachverhalt auf die Sprünge hilft; auch die Übertragung der Göttin – „schon wächst ohne Sichel der Weinberg“<sup>42</sup> – unterschlägt, dass die Aktion des Winzers auf die Bäume (*arbusta*) übertragen wird, die (den Beschneider) die Sichel niederlegen lassen, zugleich eine Personifizierung und eine Ersetzung des Täters durch das Objekt seiner Handlung!<sup>43</sup> Vers 417 – „schon singt froh durch fertige Reihen der letzte der Winzer“<sup>44</sup> –, hat eine Enallage: „extremus vinitor“ zu bieten, das Adjektiv benennt nicht den „hintersten“ Winzer, sondern lokalisiert ihn im Weinberg, „an dessen Ende“ er steht. Die Vermittlung des „Lernstoffes“ erfolgt in einer ausgewogenen Mischung aus beruhigender Beschreibung zu leistender oder schon erledigter Arbeiten (Präsens, Perfekt) und klaren Anweisungen, die durch den Imperativ II „archaisierend“ verbrämt (408ff) oder als Gerundiva indirekt formuliert werden (399f.; 418f.).<sup>45</sup> Im Unterschied zu vielen „technischen“ Passagen bei Lukrez, haben wir hier nie den Eindruck, die Stelle widersetze sich einer dichterischen Behandlung und erreiche nur einen minimalen *ornatus*. Auch von der Sache selbst nahegelegte Wiederholungen (*labor, cura*, das Wortfeld „Weinbau“) wirken bei Vergil mit leichter Hand platziert, sein Netz von wiederkehrenden Lauten und Worten schmiegelt sich an den Inhalt ebenso ungezwungen an wie die sorgfältig integrierten Metaphern/Metonymien (cf. Markierungen im Text).<sup>46</sup>



Maßgeblich beeinflusst war die Entstehung des Lehrgedichts durch die Erschütterungen der Bürgerkriege und den Aufstieg Octavians. Nach seiner Aufnahme in den Kreis um Maecenas (38 v.) stellt Vergil sich in den Dienst eines in diesem Umfeld forcierten „Wiederaufbau“-

<sup>41</sup> *Erläuterungen*: S. 389

<sup>42</sup> Johannes und Maria Götte, *Vergil. Landleben. Bucolica. Georgica. Catalepton*, 1970 – Manfred Erren übersetzt: „die Sträucher geben der Sichel Ruhe“ (*Georgica, Band I* 1985).

<sup>43</sup> Diesem Sachverhalt steht R. Cramer (s.u.) verständnislos gegenüber, wenn er den Ausdruck „falces arbusta reponunt“ als „befremdlich“ bezeichnet (S.283).

<sup>44</sup> cf. Anm. 42

<sup>45</sup> R. Cramer, *Vergils Weltsicht...t.* 1998: S. 281; Cramer hegt übrigens „erhebliche Zweifel“, was die Echtheit der Verse 403-19 betrifft (cf. S.278ff). Das für ihn schlagende Argument – neben angeblich etlichen Vergil unwürdigen Stilemen, wie die Imperativhäufung (408ff.), den oben erwähnten Vers 416 etc. – ist, dass „der Gedanke, der in 420-22 und 426-28 von entscheidender Bedeutung ist, daß Öl- und Obstbäume nämlich im Unterschied zum Wein keine Pflege mehr benötigen, wenn sie erst einmal die erste Wachstumsphase hinter sich haben“ (Hervorhebung: RC), in 403-19 kein Gegenstück finde, wohl aber in 397-402“ (S.283f.). Anderer Meinung ist Richard F. Thomas, der in der Stelle Vergils „Kunstwollen“ kohärent am Werke sieht: „Six imperatives (balancing the six gerundives) carry forward the theme of unremitting toil“ (*Georgics, Volume 1* 1988: *ad loc.*)

<sup>46</sup> GROSS-SCHREIBUNG (=Metonymie); *kursiv* (=Metapher); fett: **Lautwiederholungen** (Alliteration, Assonanz, Konsonanz, Homoioteleuton); unterstrichen: Wiederholung von Wörtern (Geminatio, Anapher, etc); (...): Elision/Synalöphe



Programms, das die Mittelschicht der Landbesitzer, von Vergil als „wissenschaftlich denkende Landwirte“<sup>47</sup> imaginiert, durch das „Lob Italiens“ (2, 136-176) und die Auffrischung der in Vergessenheit geratenen Tugenden der Bauern-Soldaten der Frühzeit, die Rom groß gemacht hatten,<sup>48</sup> an ihre Scholle und den kommenden Prinzeps binden sollte. Dieser vollmundige Optimismus der Propaganda wird von Vergil allerdings konterkariert, indem er „gelegentlich so weit geht, Zweifel am Vorrang der Politik und des Krieges zu äußern: Den glücklichen Landwirt kümmern *res Romanae perituraque regna* (2, 498) nicht“<sup>49</sup> - hier die Stelle im größeren Zusammenhang des „Lobes des Landlebens“ (2, 458-542), die mit der bekannten Anspielung auf Lukrez einsetzt, dessen rationalistischer Welterklärung, die ohne Götter auskommt, Vergil die „von Göttern erfüllte Welt des Landmannes“ entgegensetzt.<sup>50</sup>

Felix qui potuit rerum cognoscere causas atque metus omnis et inexorabile fatum subiecit pedibus strepitumque Acherontis avari: fortunatus et ille deos qui novit agrestis Panaque Silvanumque senem Nymphasque sorores. Illum non populi fasces, non purpura regum flexit et infidos agitans discordia fratres, aut coniurato descendens Dacus ab Histro, non res Romanae perituraque regna; neque ille aut doluit miserans inopem aut invidit habenti. quos rami fructus, quos ipsa volentia rura sponte tulere sua, carpsit, nec ferrea iura insanumque forum aut populi tabularia vidit.	490     495            500	Glücklich, wer den Urgrund allen Geschehens zu ergründen vermochte und sich alle Ängste, ja selbst das unerbittliche Schicksal und das Tosen des gierigen Acheron unterwarf. Beglückt aber auch er, dem die ländlichen Götter vertraut sind, Pan, der alte Silvanus und die schwesterlichen Nymphen. <u>Ihn beugen weder die Rutenbündel des Volkes noch der Könige Purpur, noch Zwietracht, die treulose Brüder aufreizt, noch der Dacer, der von der mitverschworenen Donau herabstürzt, auch nicht Roms Geschick und der Sturz vergänglicher Reiche. Ihn quält nicht der Jammer um den Armen oder die Missgunst auf die Reichen.</u> Früchte, die ihm Äste, ja die Fluren selbst willig eintragen, pflückt er, sieht nicht das eiserne Recht, das heillose Forum oder das Archiv des Volkes. (Ü: O. Schönberger)
--	---	---

An den mir vorliegenden Übersetzungen fällt auf, dass alle die Perfekta des Textes präsentisch wiedergeben. „novit“ (493) ist als präsentisches Perfekt erkennbar, die anderen Formen versetzen die Beschreibung jedoch eindeutig in eine wie auch immer vage Vergangenheit, die abgeschlossen scheint. Erst im weiteren Verlauf der *laudes vitae rusticae* (ab 503ff.) verwendet Vergil wieder das allgemein gültige Präsens, bevor er gegen Ende zur Vergangenheit der alten Sabiner und Etrusker, zum Rom der sieben Hügel („septemque una sibi muro circumdedit arces“) zurückkehrt (532ff.), einer entspannten und friedlichen Zeit, die mit dem Godenen Zeitalter (Saturns) vergleichbar sei (538). In unserer Stelle (495 bis 502) ist jedenfalls von früheren glücklichen (*fortunati*) Landbewohnern die Rede, die „willigen“ („volentia“), von selbst (*sponte sua*) fruchtbaren Fluren (500f.) verweisen auf die Goldene Zeit mythischen Friedens am Lande, insofern kann man die Stelle als eine zusammenfassende Vorwegnahme der detaillierten Schilderung einerseits der Freuden des Landlebens (513-31) ansehen und der Gefahren und Verderbtheit des mit der STADT verbundenen Lebensstils (503-12) andererseits, gegen den das Landleben immunisiert.

Schönbergers Übersetzung von 495-98 reizt zu zwei „Verbesserungen“: „beugen“ passt eigentlich nur zu den ersten Subjekten des Satzes, den „Rutenbündeln des Volkes“ und dem „Purpur der Könige“, für die folgenden („Zwietracht, die treulose Brüder aufreizt noch der

<sup>47</sup> von Albrecht, *Nachwort*: S.536

<sup>48</sup> *haec genus acre virum* (2, 167)

<sup>49</sup> von Albrecht, *Nachwort*: S.535

<sup>50</sup> Schönberger, *Erläuterungen*: S.390

der Dacer...“) wäre das in „flectere“ liegende Potential („rühren, beeindrucken“) zu aktivieren, verschwommen wirkt auch die Übersetzung von *infidos agitans discordia fratres* mit „Zwietracht, die treulose Brüder aufreizt“, es geht ja um die (römischen) Bürgerkriege, die Mitglieder derselben Familie zu Todfeinden machten, wenn auch der konkrete Konflikt zwischen den Arsacidenbrüdern Phraates und Tiridates um den Parthischen Thron ab 31 v. Chr. gemeint sein könnte.<sup>51</sup>

Die Göttes übersetzen „Zwist, selbst Brüder in Heimtücke hetzend“, Vergils Wortwahl ist nicht das Problem, wohl aber die *iunctura* „infidos fratres agitans“, in der das Adjektiv dem Substantiv „proleptisch“ eine Eigenschaft beilegt, die es eigentlich erst durch die im Prädikat ausgedrückte Handlung erhält.<sup>52</sup> Wenn Schönberger die Prolepse nicht auflösen wollte, war für „agitare“ und „infidos“ eine andere Bedeutung zu suchen, etwa „Zwietracht, die Brüder umtreibt, die einander nicht (mehr) trauen“ – „die Zwietracht, die die treulosen Brüder treibt“, übersetzt Manfred Erren und meint damit wohl „umtreibt“.<sup>53</sup> Schillernd ist die Bedeutung des Syntagmas *res Romanae perituraque regna*, das die inneren Angelegenheiten der Republik *nicht* eindeutig von der Gefahr des Untergangs zu trennen scheint, der oberflächlich nur ausländischen (Klientel-)Staaten droht, Vergils „zweite Stimme“ erklärt auch Rom zu einer endlichen Entität; andererseits kann man sich fragen, inwiefern es für die Bauern eine Erleichterung gewesen sein soll, wenn sie *nicht* an das Schicksal der ihnen (auch geographisch) denkbar fernstehenden „regna“ denken mussten.<sup>54</sup> Jedenfalls lassen (oder *ließe*) den ewig in sich ruhenden Landbewohner die (wie auch immer vergängliche) Innen- und Außenpolitik kalt ebenso wie das menschliche Elend der Stadtbewohner. Denn die Fortsetzung der Stelle (498f.) lautet bei den Göttes so: „(...) Auch schmerzt ihn / weder das Mitleid mit Armen, noch plagt ihn Neid auf die Reichen“ – zweifellos wird erst in *dieser* Übersetzung der Sinn von „miserans inopem“ wirklich klar. Der Kontext, der auf das Lob der *agricolae* abzielt, will diese sicher nicht in ein negatives Licht rücken, der Vers soll die (einst?) unüberbrückbare Distanz der gesunden „Provinz“ mit ihren „ländlichen Göttern“ (*di ...agrestes* – 2, 493) zur „Zivilisation“ der Großstadt zeigen, die gleichsam naturgegebene Fremdheit des genügsamen Bewohners des offenen Landes, wo dank der *iustissima Tellus* genug da war für alle, gegenüber den Extremen von Armut und Reichtum in den Häuserschluchten der Zukunft, wo das „eiserne Recht“ und das „heillose/wahnsinnige Forum“ („ferrea iura / insanumque forum“) entwurzelte Bewohner nötigen und verblenden. Das „konservative“ Format seines Appells an den „denkenden Landwirt – oder leitenden Grundbesitzer“<sup>55</sup> kleidet Vergil in die damals modernste Form alexandrinisch-urbaner Sprachverwendung. Sein Bild vom Leben am Lande ist bar jeder Beschönigung, das Goldene Zeitalter ist lange vorbei und die neue Tugend heißt, wie wir oben am Beispiel des Winzers gesehen haben, „labor“, ein Begriff, der – „für uns kaum übersetzbar – einerseits Mühe und Not, andererseits das daraus entspringende rastlose Wirken meint“, durch das der „bisher vielfach auf Krieger Ruhm bedachte Römer in der Landwirtschaft einen neuen – unblutigen Kampfplatz, ein neues ‚Feld der Ehre‘ (*gloria* - 1,168; *laus* - 3, 288)“ finden soll.<sup>56</sup> Und die Lehre der *Georgica* soll vermitteln, dass „Glück für den möglich wird, der den *labor* eines

<sup>51</sup> Schönberger, *ebd.*: S.391

<sup>52</sup> cf. Joachim Richter-Reichhelm, *Compendium scholare troporum et figurarum*, 1988: S.47

<sup>53</sup> *Georgics*, Band I 1985

<sup>54</sup> cf. R.A.B. Mynors, *Georgics*, 1990: *ad loc.*

<sup>55</sup> von Albrecht, *Nachwort*: S.532

<sup>56</sup> von Albrecht, *Nachwort*: S.534f.



einfachen und regel-gemäßen Lebens auf dem ‚mythischen‘ Boden Italiens auf sich nimmt („O fortunatos nimium... 2, 458f.“)<sup>57</sup>.

□

Diese erbauliche Tendenz wird z.B. auch durch die apokalyptischen Visionen und Verheerungen des Krieges, die am Ende von Buch 1 ausführlich ins Bild kommen, nicht in Frage gestellt. Pessimistisch gestimmte Inhalte integriert Vergil in seine *Form* des Ausgleichs, die – durch Elend und Massaker – eine friedliche Zukunft durchschimmern lässt: Die Zeilen über die *bella civilia* (489-97) krönen eine längere Aufzählung düsterer Naturereignisse, die im Gefolge von Caesars Ermordung aufgetreten sein sollen: Sonnenfinsternis, Ausbruch des Ätna, Waffengetöse, das man vom Himmel über Germanien vernimmt, Erdbeben in den Alpen, Blut statt Wasser in den Brunnen, andauerndes Wolfsgeheul in der Nacht etc., die Hoffnung aber lebt schon in Gestalt des jungen Octavian (1, 500ff.). Nur wenige Jahre nach den traumatischen Ereignissen und während sich die Rivalitäten zwischen Octavian und Antonius abzuzeichnen beginnen, rührt Vergil an die offenen Wunden von Philippi und Pharsalos (1, 489-92). Bauern, die in Frieden arbeiten möchten, müssen im tobenden Krieg (*saevit Mars*, 511) als Dauerzustand ihre Pflüge (V. 494 und 506) samt Grund und Boden (494: *terram* – 507: *arva*) verwaist zurücklassen und ihre Sicheln zu Schwertern umschmieden (508: *curvae... falces* – 494: *incurvo ...aratro*). Deswegen attackiert Vergil den Gott des Krieges – durch die Metonymie nur wenig abgeschwächt – als „impius“ (511), hat aber zum Ausgleich vorher schon die „Vatergötter“ (498) vertrauensvoll angerufen, sie möchten Octavian wenigstens nicht an seiner Rettungsmission in einer Welt hindern (500), wo „Recht sich in Unrecht verkehrt hat“ (505). Mitten in das Getümmel der historischen Zeit, das er nicht verschweigen will, stellt er als ruhenden Pol den Bauern, der Zeit hat und zeitlos seiner Arbeit nachgeht auf den Feldern, die manchmal auch vom Blutvergießen dieser Geschichte gedüngt werden (494-97):

scilicet et tempus veniet, cum finibus illis agricol(a) incurvo terram molitus aratro exes(a) inveniet scabra robigine pila 495 aut gravibus rastris galeas pulsabit inanis, grandiaque effossis mirabitur ossa sepulcris.	So wird wohl auch die Zeit kommen, da auf jenen Fluren der Landmann, der die Erde mit dem krummen Pflug aufwirft, auf Speere stößt, zernagt vom fressenden Rost, oder mit seinem wuchtigen Karst <sup>58</sup> an hohlklingende Helme schlägt und Riesengebeine in aufgehackten Gräbern anstaunt. (Ü: O. Schönberger)
--	---

□

Im dritten Buch folgen auf die Abschnitte über die Stallhaltung von Schafen und Ziegen der Libyen- und der Skythenexkurs, die beide zeigen sollen, wie jeweils der libysche Hirte und der Bewohner Skythiens das Beste aus ihren schwierigen Lebensbedingungen machen und wie sie insofern „dem italischen Hirten Vorbild und Ansporn sein können. Um wieviel mehr muß dieser sich dann nämlich angesichts der weit besseren Ausgangsbedingungen bemühen, die Vorzüge der Welt, in der er lebt, zu nutzen!“<sup>59</sup> Niklas Holzberg hat in seinem Vergilbuch den Skythenabschnitt als „eindeutig komisch gefärbt“ eingeschätzt, er agiert hier

<sup>57</sup> Gian Biagio Conte, *Aristeo, Orfeo e le Georgiche: una seconda volta* in: Conte, *Virgilio. L'epica del sentimento*, 2002: S.65-90 – hier: S.87

<sup>58</sup> Der Terminus „Karst“, den Schönberger auch in den Anmerkungen nicht erklärt, wird wohl die meisten Leser ratlos zurücklassen – man könnte „rastrum“ auch mit „Hacke“ übersetzen; und das Staunen der Bauern der Zukunft bezieht sich übrigens darauf, dass frühere Generationen von größerem Wuchs waren (cf. Francesco della Corte, *Le Georgiche* 1986: S.80).

<sup>59</sup> R. Cramer, *Vergils Weltansicht. Optimismus und Pessimismus in Vergils Georgica*, 1998: S. 180

bewusst *à rebours* und traut Vergil jede Menge Humor zu;<sup>60</sup> wir wollen den Befund an einem Ausschnitt überprüfen.

<i>Semper</i> hiems, <i>semper</i> spirantes frigora Cauri; tum Sol PALLENTIS haud umquam discutit umbras, nec c(um) <i>invectus equis</i> altum petit aethera, nec cum <i>praecipitem</i> Oceani rubro lavit aequore <i>currum</i> . Concrescunt subitae currenti in flumine crustae, 360 undaque iam tergo ferratos sustinet orbis, puppibus illa prius, patulis nunc hospita plaustris; aeraque dissiliunt vulgo, vestesque rigescunt indutae, caeduntque securibus umida vina, et totae solid(am) in glaciem vertere lacunae, 365 stiriaqu(e) impexis induruit horrida barbis. <sup>61</sup> interea toto non setius aere ningit: intereunt pecudes, stant circumfusa pruinis corpora magna boum, confertoque agmine cervi torpent mole nov(a)et summis vix cornibus exstant. 370 hos non immissis canibus, non cassibus ullis puniceaeve agitant pavidos formidine pennae, sed frustr(a) oppositum trudentis pectore montem comminus obtruncant ferro graviterque rudentis caedunt et magno laeti clamore reportant. 375 ips(i) in defossis specubus secreta sub alta oti(a) agunt terra, congestaque robora totasque adolvere focus ulmos ignique dedere. hic noctem ludo ducunt et pocula laeti ferment(o) atqu(e) acidis imitantur vitea sorbis. 380 talis Hyperboreo Septem subiecta trioni gens effrena virum Riphaeo tunditur Euro et pecudum fulvis velatur corpora saetis.	Stets herrscht Winter, immer bläst eiskalt der Nordweststurm. Kaum je zerstreut die Sonne die bleichen Schatten, weder, wenn sie mit ihren Rossen zum hohen Äther emporstrebt, noch, wenn sie herabstürzend ihren Wagen in die rötliche Flut des Ozeans eintaucht. Plötzlich schießen im strömenden Fluss Schollen zusammen, und schon trägt die Woge auf ihrem Rücken eisenbeschlagene Räder und lädt, nachdem sie erst Schiffe trug, nun geräumige Wagen ein. Häufig zerspringen Gefäße von Erz, selbst die Kleider am Leib erstarren, man zerhackt sonst flüssigen Wein mit Äxten, ganze Weiher sind tief hinab in Eis verwandelt, und am zottigen Bart hängt starrend ein Zapfen. Ebenso fallen indes die Flocken im ganzen Luftraum, das Kleinvieh versinkt, die mächtigen Leiber der Rinder stehen als Schneehügel da <sup>62</sup> , in dichtgedrängtem Rudel frieren die Hirsche starr unter der unerklärlichen Last, und kaum ragen die Enden ihrer Geweihe heraus. Man jagt sie nicht, indem man Hunde auf sie hetzt, erschreckt auch die ängstlichen Flüchter nicht mit Netzen oder roten Federn <sup>63</sup> , die Angst erregen, nein, wenn sie vergeblich die Brust gegen den Schneewall vor sich stemmen, stößt man sie aus der Nähe mit dem Eisen nieder, schlachtet die dumpf brüllenden Tiere ab und trägt sie froh unter Jubel zur Siedlung. Sie selbst genießen in tief in die Erde gegrabenen Höhlen sichere Muße und wälzen gestapelte Klötze, ja ganze Ulmen an ihren Herd und werfen sie ins Feuer. Dort vergeht ihnen die Nacht beim Spiel, und sie ahmen fröhlich den Weintrank durch Korngärung (sc. eine Art Bier) und saure Elsbeeren (sc. eine Art Obstwein) nach. Diese unbändige Horde, <sup>64</sup> die unter dem Siebengestirn im Norden wohnt, wird vom Riphäischen Ostwind gepeitscht und hüllt sich in braunhaarige Rinderfelle. (Ü: O. Schönberger).
--	--

Die Frage ist, ob Vergil selbst es für möglich hielt, dass die Skythen den Wein mit Äxten zerhacken müssen, „aber die Vorstellung von einem solchen Umgang mit dem edlen Rebensaft ist auf jeden Fall ähnlich amüsant“, meint Niklas Holzberg, „wie das, was der Dichter über die Jagd auf Hirsche schreibt“, die sich für die Jäger ja recht bequem gestaltet. „Kein Wunder, daß die Skythen ein fröhliches Völkchen sind und die ganze Nacht in Erdhöhlen am Herdfeuer beim Spiel verbringen!“<sup>65</sup> Zugegeben, beiden Szenen haftet etwas Surreales an. Wenn wir die die Verse mit dem gefrorenen Wein und den vereisten Bärten (366), die mitten in der Beschreibung der Natur des Frostes und des Frierens der Gewässer nicht optimal platziert erscheinen – man beachte das Zappen vom vereisenden „Weiher“ zum vereisenden Bart – trotzdem als von Vergil gewollt anerkennen, dann vermitteln die Verse primär das Gefühl der Großen Kälte, unter der Natur und Mensch leiden und die die

<sup>60</sup> Niklas Holzberg, *Vergil. Der Dichter und sein Werk*, 2006: S.9 bzw. S.114

<sup>61</sup> Die Verse 363f. und 366 gelten manchen als interpoliert, dazu R. Cramer, ebd.: S.176, A 685 – Argument: Die Verse 360-62 und 365 scheinen eng verbunden zu sein, in 360-62 entsteht eine Eisschicht auf den fließenden Gewässern, in 365 verwandeln sich stehende Gewässer zur Gänze in festes Eis.

<sup>62</sup> „...Dastehn, von Raufrost umschimmert, / mächtig die Leiber der Stiere“ (Götter).

<sup>63</sup> „Die Jäger spannen Seile mit bunten Federn um das Gebüsch, um das Wild in die Netze zu scheuchen“ (Schönberger, *Erläuterungen*: S.399).

<sup>64</sup> M. Erren (cf. Anm. 53) übersetzt *gens effrena* als „ausgelassener Menschenschlag“, Thomas (cf. Anm. 45) ist – wie Schönberger – der Meinung, dass „effrena“ die Skythen als außerhalb der Zivilisation stehend charakterisieren soll.

<sup>65</sup> Niklas Holzberg, *Vergil. Der Dichter und sein Werk*, 2006: S.114



Tiere wehrlos und zur leichten Beute macht: Die Nähe des Blutbads zur Freude der Schlächter: „man schlachtet die dumpf brüllenden Tiere ab und trägt sie froh unter Jubel zur Siedlung“ (374f.) erscheint dann nicht unbedingt erheiternd, man könnte allenfalls heraushören, dass Vergil den durch ihr Klima schwer geprüften Skythen die Freude (über den mühelosen Erfolg) gönnt (cf. die *non-Anapher*), müssen sie doch, wenn „laeti“ in 379 wiederholt wird, diese ihre „sichere Muße“ - dem epikureisch gefärbten Terminus „secura...otia“ lässt sich in diesem Zusammenhang vielleicht sogar ein Hauch von Ironie abgewinnen - in Erdlöchern feiern, die nur unter großem Aufwand warm gehalten werden können (377f.). Der sprachliche Befund<sup>66</sup> ergibt keine Anhaltspunkte (Ironiesignale, Ambiguität, Leerstellen) dafür, dass Vergil die für mediterrane Verhältnisse exotische Zone zu einem anderen Zweck beschreiben wollte, als dem oben als *communis opinio* angeführten, der als Appell an die italischen Hirten, sich ihres privilegierten Klimas immer bewusst zu sein, ernst gemeint ist und die Adressaten nicht zum Schmunzeln über die „Schrecken des Eises und der Finsternis“ einladen will.



Am Ende des dritten Buches wütet im Ostalpengebiet eine Seuche, die alle Arten von Vieh hinwegrafft. In diesem von Friedrich Klingner so genannten „Totentanz der Tiere“ (3, 480ff.) gewinnt die Empathie Vergils gerade vor dem Hintergrund seines literarischen Vorbildes besonderes Relief: Am Ende von *De rerum natura* schildert Lukrez das Wüten der Pest im Athen des Jahres 429 v. Chr. und scheint in gnadenlos-ungeschönten Bildern sein eigenes Theorem zu liquidieren, das dekretiert, Todesfurcht sei für den epikureisch aufgeklärten Menschen schlicht „unmöglich“. In der Darstellung der Pest zeigt er als ungerührter Chronist, wie frenetisch die Menschen das Leben um jeden Preis verlängern wollen, wie die durch die Seuche verstümmelten Menschen, ohne Hände und Beine, ohne Augen und ohne Geschlechtsteile, aller Vernunft zum Trotz den Tod fürchten und nichts als weiterleben wollen (6, 1208ff).<sup>67</sup> Vergil „ersetzt die ‚klinische‘ Objektivität der lukrezischen Diktion durch den auch sonst von ihm gewohnten subjektiven Stil“,<sup>68</sup> mit dem er in kühner Perspektive die Trauer eines Stieres über den Tod eines Artgenossen, eines „Mitstieres“, zum Ausdruck bringt:

Ecce autem duro fumans sub vomere taurus concidit et mixtum spumis vomit ore cruorem <u>extremosque ciet gemitus. it tristis arator</u> maerentem abiungens fraterna morte iuencum, atque <u>opere in medio defixa relinquit aratra.</u> non umbrae <u>altorum nemorum</u> , non mollia possunt prata movere animum, non <u>qui per saxa volutus</u> <u>purior electro campum petit amnis; at ima</u>	515       520
--	------------------------------------

<sup>66</sup> GROSS-SCHREIBUNG (=Metonymie); *kursiv* (= Metapher); fett: **Lautwiederholungen** (Alliteration, Assonanz, Konsonanz, Homoioteleuton); unterstrichen: Wiederholung von Wörtern (Geminatio, Anapher etc.); (...): Elision/Synalöphe

<sup>67</sup> Lukrez inszeniert die Seuche als nihilistische Apotheose, mit der DRN schließt: „Und es blieb in der Stadt nicht mehr des Begräbnisses Sitte, / nach der früher dies Volk immer pflegte begraben zu werden; / ganz war nämlich ein jeder, verwirrt, in panischem Schrecken / und begrub seinen Toten in Trauer je nach Vermögen. / Vieles riet die plötzliche Lage und starrende Armut; / denn sie legten die Blutsverwandten hinauf auf die fremden / hoch errichteten Schichten des Haufens mit mächtigem Schreien, / legten die Fackeln an, unter Strömen von Blute sich oftmals / lieber prügelnd, als daß man die Leichen hätte verlassen.“ (6, 1278-86 Ü.: K. Büchner).

<sup>68</sup> Niklas Holzberg, *ebd.*: S.120

solvuntur latera, atque oculos stupor urget inertis <u>ad terramque fluit devexo pondere cervix.</u> <u>Quid labor aut benefacta iuvant? quid vomere terras</u> invertisse gravis? atqui non Massica Bacchi munera, non illis <u>epulae nocuere repostae:</u> frondibus et <u>victu pascuntur simplicis herbae,</u> pocula sunt fontes liquidi atque exercita cursu flumina, nec somnos <u>abrumpit cura salubris.</u>	525       530
---	------------------------------------

Sieh nur, unter dem harten Pflug schweißdampfend bricht der Stier zusammen und speit vermischt mit Schaum aus dem Maule Blut und tut ächzend die letzten Atemzüge. Fort geht betrübt der Pflüger, halftert ab den über den Tod des Bruders trauernden anderen Stier und läßt mitte in der Feldarbeit stecken den Pflug. Nicht die Schatten hochgewachsener Wälder, nicht weiche Wiesen können trösten das Herz des Tieres, nicht in seinem Wirbeln über die Felsen der klarer als Bernstein zur Ebene strömende Fluß; nein, ganz schlaff hängen herab die Flanken, matt und hilflos starren die Augen, und zur Erde sinkt, bedrückt von der eigenen Last, der Nacken. Was nützen nun Arbeit und Verdienst? Was nützt es, mit dem Pflug schwere Erde gewendet zu haben? Haben doch nicht der Massikerwein, die Gabe des Bacchus, nicht reihenweise aufgetischte Speisen ihnen geschadet. Laub nur und die Kost des einfachen Grases weiden sie ab, ihr Getränk sind klare Quellen und rastlos fließende Ströme, und nicht vertreibt Sorge das Labsal des heilsamen Schlafes. (Ü: N. Holzberg)

Sieh nur, der Stier, der unter dem drückenden Pflug dampft, stürzt nieder, speit blutigen Schaum und stöhnt ein letztes Mal. Bekümmert schleicht der Pflüger davon, schirrt den anderen Stier aus, den der Tod des Bruders grämt, und lässt den Pflug mitte in der Furche stecken. Nicht der Schatten hoher Haine, nicht weiche Wiesen vermögen das Herz des Tieres zu trösten, nicht der Bach, der heller als Mischgold über Felsen stürzt und der Ebene zueilt; schlaff hängen die Flanken, matt starren die hilflosen Augen, erdwärts sinkt die Last des gebeugten Nackens. Was frommen da Fleiß und Verdienst? Was nützt es, schwere Erde mit dem Pflug gewendet zu haben? Schadet ihnen doch nicht der Massikerwein, die Gabe des Bacchus, auch nicht üppig bereitete Speisen; sie weiden ja nur Laub und einfache Kräuter, ihr Trank sind lautere Quellen und rasch fließende Bäche, und nicht scheucht ihnen Sorge den heilsamen Schlaf (Ü: O. Schönberger).<sup>69</sup>

Der Darstellung, mit der Vergil „beabsichtigt mit allen Mitteln zu zeigen, wie die tödliche Seuche die bisherige Ordnung auf den Kopf stellt“ und wie „dabei aus sterbenden Tieren gewissermaßen Menschen werden“, gelingt es, „das Mitleid des Lesers mit der Kreatur zu wecken“. <sup>70</sup> Auch Tiere, wie genügsam, gesund, und fleißig sie immer leben, wie „primitiv“ sie uns immer erscheinen mögen, sind durch nichts über den Verlust eines Mit-Tieres zu trösten und dieser Zug macht sie „menschlich“. Auch Menschen werden mit Krankheit(en) und Tod „belohnt“, mögen sie auch noch so harte Arbeit geleistet haben, und durch die Erwähnung des „heilsamen Schlafes“ in 530 nähert Vergil die Tiere absichtsvoll den Bauern an, die durch

<sup>69</sup> „der im Lauf fortstürzende Strom ist ihr Gelage und kein Arg raubt ihnen den heilsamen Schlaf“ (M. Erren)

<sup>70</sup> Holzberg, S.121 – Hinter der Beschreibung der trauernden Stiere steht bekanntlich eine Stelle aus Lukrez (2, 352ff).



eben diese Nachtruhe neue Kräfte schöpfen können. Ebenso können diese sich hin und wieder durch den Luxus einer ausgiebigen Mahlzeit oder den Genuss von Wein aufheitern und belohnen, das Leiden der Tiere ist nicht Folge einer falschen Lebenswahl, sie haben sozusagen immer gesund und einfach gelebt - „atqui non Massica Bacchi/ munera, non illis epulae nocuere repostae (526f) - Haben doch nicht der Massikerwein, / die Gabe des Bacchus, nicht reihenweise aufgetischte Speisen ihnen geschadet“ - aber jetzt können der leidenden Kreatur, die sich von „einfachen Kräutern“ und „klaren Quellen“ nährte, weder „weiche Wiesen“ noch der über die Felsen „klarer als Bernstein“<sup>71</sup> wirbelnde Bach Ablenkung bieten und dieses Ende – so der vergilianische Subtext - haben sie nicht verdient.<sup>72</sup>

Ein Vergleich der (markierten Stellen) der beiden Übersetzungen ergibt meiner Meinung nach klare Vorteile für Niklas Holzberg.

- *extremosque ciet gemitus. it tristis arator:*  
*tut ächzend die letzten Atemzüge. Fort geht betrübt der Pflüger vs*  
*stöhnt ein letztes Mal. Bekümmert schleicht der Pflüger davon –*  
 Holzberg erfasst das Tier „in seinen letzten Zügen“ originalgetreuer, Schönberger gewährt seinem Pflüger einen stilistisch unglücklichen Abgang...
- *opere in medio defixa relinquit aratra:*  
*läßt mitten in der Feldarbeit stecken den Pflug vs*  
*lässt den Pflug mitten in der Furche stecken –*  
 Die Freiheit, die Schönberger sich nimmt, erzeugt das stimmigere Bild.
- *altorum nemorum:*  
*hochgewachsener Wälder vs*  
*hoher Haine –*  
 Die Alliteration der wörtlichen Übersetzung vermag den semantischen Verlust nicht auszugleichen, denn das Original will das Schattenspendende durch die Höhe der Stämme verstärken, „Hain“ ist jedoch als „kleiner (lichter) Wald“ konnotiert!
- *qui per saxa volutus / purior electro campum petit amnis:*  
*nicht in seinem Wirbeln über die Felsen / der klarer als Bernstein zur Ebene*  
*strömende Fluß vs*  
*der Bach, der heller als Mischgold über Felsen stürzt und der Ebene zueilt –*  
 Was die Qualen des Tieres lindern könnte, sind die erfrischenden Sinneseindrücke der Klarheit/Helligkeit des Gewässers und von dessen motus *volvendi*, dem „Wirbeln“, das Schönbergers „stürzen“ unterschlägt.
- *ad terramque fluit devexo pondere cervix:*  
*zur Erde sinkt, bedrückt von der eigenen Last, der Nacken vs*  
*erdwärts sinkt die Last des gebeugten Nackens*<sup>73</sup> -  
 das Tier ist zu geschwächt, um seinen Hals noch aufrecht halten zu können, der es mit seinem Gewicht zu Boden zieht, die (eigene) Last beugt den Nacken, „der Nacken

<sup>71</sup> „reiner als von Gold und Silber“ (M. Erren)

<sup>72</sup> „The life of simplicity and toil (528-30), carefully contrasted with the life of luxury (526f.), has as its reward agony and death.“ (Thomas)

<sup>73</sup> „Und der Nacken fließt unter dem Übergewicht zu Boden“ (M. Erren) – „erdwärtsgeneigt von eigener Last, schwankt haltlos der Nacken“ (Götte)

schwankt haltlos“ (Götte), was Schönberger mit seinem Hysteron proteron vielleicht sagen wollte, Holzberg mit seiner Übersetzung aber *sagt*.

- *Quid labor aut benefacta iuvant? –*  
*Was nützen nun Arbeit und Verdienst? vs*  
*Was frommen da Fleiß und Verdienst? –*  
 In Schönbergers sonst am zeitgenössischen Deutsch orientierten Übersetzung stört das antiquierte „frommt“, das auch vom Original nicht nahegelegt wird.
- *non illis epulae nocuere repostae:*  
*Haben doch (...) nicht reihenweise aufgetischte Speisen ihnen geschadet vs*  
*Schade(n) (...) ihnen doch nicht üppig bereitete Speisen –*  
 Sowohl die vom Original gewollte Vorstellung der (ungesunden) *Frequenz* der Speiseaufnahme als auch die Aussage („die Tiere sind unschuldig an ihrem Leiden“) kommen bei Schönberger zu kurz, aber auch Holzbergs „haben ...geschadet“ ist im Vergleich mit Errens Übersetzung<sup>74</sup> undeutlich, wenn nicht irreführend.
- *frondibus et victu pascentur simplicis herbae:*  
*Laub nur und die Kost des einfachen Grases weiden sie ab vs*  
*sie weiden ja nur Laub und einfache Kräuter –*  
 Schönbergers transitive Verwendung von „weiden“ im Sinn von „abweiden“ ist zumindest nicht die geläufige (cf. „sich an etwas weiden“), „victu“ fällt ohne Not&Ersatz unter den Tisch!
- *nec somnos abrumpit cura salubris:*  
*und nicht vertreibt Sorge das Labsal des heilsamen Schlafes vs*  
*und nicht scheucht ihnen Sorge den heilsamen Schlaf –*  
 Mir scheint evident, dass das offenbar gesuchte „scheucht“ hier zur Darstellung der Schlafstörung kein Gewinn ist, ganz abgesehen von der – vom Original nicht erforderten – Verkrampfung der deutschen Syntax (cf. „die Sorge scheucht mir den Schlaf“)!

Der Kontext der Stelle, die die Trauer um den gestorbenen Bruderstier nacherlebt, ist eine Stätte des Grauens, Tiere verenden in großer Zahl, „die Luft ist selbst den Vögeln verderblich“ (546), die Bauern, die ihre Helfer bei der Arbeit verloren haben, „scharren Samenkörner sogar mit Nägeln ein“ (535)<sup>75</sup> und können weder das Fell verwenden noch das Fleisch der Kadaver, die „in widerlicher Verwesung zerfließen, bis man es lernt, sie mit Erde zu bedecken und in Gruben zu verscharren“ (557f.). Mitten in diesem Horror ziehen die (auch in der Übersetzung) wunderbaren Verse so tief in die Trauer des Tieres hinein, so nah an dessen stummes Leid heran, dass es (be)rührt. Und dann schließt das Buch ziemlich abrupt mit einem ungeschönten Tableau der Zerstörung aller Ordnung durch Krankheit und Tod:<sup>76</sup>

<sup>74</sup> „Hat doch hier nicht ...ausgedehnte Schmauserei (= *epulae repostae*) die Schuld!“ (M. Erren)

<sup>75</sup> Schönbergers „Nägel“ lassen zunächst nicht das richtige Bild im Leser entstehen - cf. Götte: „mit bloßen Nägeln graben sie Früchte ein“.

<sup>76</sup> cf. Holzberg, S.123



<p>nam neque erat coriis usus, nec viscera quisquam aut undis abolere potest aut vincere flamma; ne tondere quidem morbo inlueque peresa vellera nec telas possunt attingere putris; verum etiam invisos si quis temptarat amictus, ardentes papulae atque immundus olentia sudor membra sequebatur, nec longo deinde moranti tempore contactos artus sacer ignis edebat.</p>	<p>560 565</p> <p>Man konnte nämlich weder die Haut brauchen, noch vermochte einer das Gift in den Eingeweiden auszuwässern oder mit Feuer auszukochen; nicht einmal abscheren konnte man die von Krankheit und Schmutz zerfressenen Felle oder mürbe Fäden am Webstuhl anknüpfen; ja versuchte einer so eklige Hülle zu tragen, brachen ihm gleich brennende Beulen und schmutziger Schweiß auf den stinkenden Gliedern aus, und es währte dann nicht mehr lang, bis ihm das verfluchte Feuer den verpesteten Leib zerfraß. (Ü: O. Schönberger)</p>
---	--

Als Kontrast zu diesem düsteren Buchende, in der auch die Welt des „gelobten Landes“ aus den Fugen ist, illustriert Vergil im zweiten Teil des Vierten Buches, in dem „kleinen Epos“ um Aristäus und Orpheus (315ff.), „das Geheimnis eines Glücks, das für den möglich wird, der den *labor* eines einfachen und regel-gemäßen Lebens auf dem ‚mythischen‘ Boden Italiens auf sich nimmt“. <sup>77</sup> Dieses Glück personifiziert sich hier emblematisch in Aristäus, dem *pius agricola*, <sup>78</sup> der im Kollektiv, in Gehorsam und Ausdauer Geborgenheit und letztlich trotz seiner schweren Schuld die verlorenen Bienen wiederfindet <sup>79</sup> – im Unterschied zum zweiten Protagonisten im Großen Finale der *Georgica*, Orpheus, der ungeborgen in seinem Egoismus als Dichter&Liebender und ungehorsam gegenüber den Göttern, unproduktiv bleibt, was den Zweck seiner Bemühungen anlangt, nämlich Eurydike zurückzuholen. Aber dieses den Guten und Gottesfürchtigen favorisierende Lehrstück Vergils verliert die Poesie nie aus den Augen, dadurch wird der Ernst von Tod und Verlust märchenhaft, aber die poetische Leichtigkeit ihrerseits ist „georgisch“ geerdet und Vergils Empathie macht deutlich, wie schwer es ihm fällt, Orpheus scheitern und ohne seine Frau an der Oberwelt stranden zu lassen: <sup>80</sup> Der begeisterte Sänger, der andere mitreißen kann, nicht aber sich selbst, ist monoman in sein Liebesleid verliebt und zu wenig „widerstandsfähig“, wenn es darauf ankommt, oder - positiv ausgedrückt - zu „empfindsam“ (= *mollis*), <sup>81</sup> der (elegische) Dichter *par excellence*, endet - durch den Trennungsschmerz auf sich zurückgeworfen - im Liebeswahn (*furor*).

Ebenso scheitert in der 10. Ekloge der Versuch Vergils, den Freund und Elegiker Gallus vom Leid der Liebe(selegie) - „*insanus amor*“ (10, 43) - kraft eines literarischen „Ortswechsels“ zu befreien, ihn an „kühlen Quellen“ und auf „weichem Rasen“ (10, 42) als Dichter auf andere Gedanken und „Textsorten“ zu bringen: Gallus ist im bukolischen Universum fehl am Platz, er repräsentiert die „Stadt“ und eine Form des Eros, die den bukolischen Rahmen sprengt. Liebe bleibt für Gallus, was sie für ihn immer war, ein bitter-süßes *servitium*, auch wenn er sich tapfer vorstellt, mit Lycoris „auf dem Land“ zu leben und zu sterben, er weiß, dass das ein Gedankenspiel ist, er bleibt ein Gefangener der Liebe, die er als „Krieg“ und als Leiden

<sup>77</sup> Gian Biagio Conte, *Aristeo, Orfeo e le Georgiche: una seconda volta* in: G.B.Conte, *Virgilio. L'epica del sentimento*, 2002: S.65-90

<sup>78</sup> cf. Conte, S.84

<sup>79</sup> „magna luis commissa“ (454) – Aristäus verursachte bekanntlich durch seine ungezügelte Liebesleidenschaft Eurydikes Tod, da sie auf der Flucht vor ihm die „am Ufer lauende Schlange“ übersehen hatte.

<sup>80</sup> cf. Conte, S.80

<sup>81</sup> cf. Conte, S.83: Ein jüngerer dichtender Zeitgenosse Ovids, Domitius Marsus, bezeichnete Tibull als „*elegis mollis qui fleret amores*“, eine Definition, die man zur Charakterisierung der Gattung selbst heranziehen kann, und zur Beschreibung der vor Liebe zerfließenden *personae*, die Vergil hier als mythischen Orpheus und in der 10. Ekloge als den historischen Gallus auftreten lässt, der das elegische Geschick auf den Punkt gebracht hat: „*omnia vincit amor: et nos cedamus Amori*“ (*eccl.* 10, 69)

versteht. Vergil kann Gallus nicht helfen, aber seine letzte Ekloge, mit der auch er selbst Abschied von dem Genre nimmt, ist ein Liebesdienst am Elegiker und eine Verneigung vor der avanciertesten Poesie seiner Zeit.

Nun, in seiner Rolle als Lehrdichter, will Vergil die Liebeselegie mit ihrem Kult der *privacy* und des *servitium amoris* dem Dienst an Heimat&Gemeinschaft unterordnen. Dementsprechend schmerzhaft gestaltet sich das Aufeinandertreffen der beiden Welten am Schluss der Geschichte von Aristäus und Orpheus:

<p>Quid faceret? Quo se rapta bis coniuge ferret? Quo fletu Manis, quae numina voce moveret? Illa quidem Stygia nabat iam frigida cumba. Septem illum totos perhibent ex ordine menses rupe sub aëria deserti ad Strymonis undam flevisse et gelidis haec<sup>82</sup> evolvisse sub antris mulcentem tigres et agentem carmine quercus; qualis populea maerens philomela sub umbra amissos queritur fetus, quos durus arator observans nido implumes detraxit; at illa flet noctem ramoque sedens miserabile carmen integrat et maestis late loca questibus implet.</p>	<p>505 510 515</p> <p>„Was nun sollte er tun? Wohin gehen, da ihm die Gattin zweimal entrissen war? Mit welchen Tränen die Manen, mit welchem Flehen die Götter erweichen? Sie schwamm ja, schon erkaltet, im Stygischen Nachen. Sieben volle Monate, so erzählt man, durchweinte er unter einem himmelragenden Felsen an den Wogen des verödeten Strymon, besang in eiskalter Höhle sein Leid und rührte Tiger und zog Eichen durch sein Lied herbei, wie die Nachtigall unter Pappellaub voll Trauer den Verlust ihrer Kinder beweint, die der grausame Pflüger erspähte und sie nackt noch dem Nest entriss; sie aber weint die ganze Nacht, sitzt auf einem Zweig, singt wieder und wieder ihr jammervolles Lied und erfüllt die Flur ringsum mit klagenden Tönen.“ (Ü: O. Schönberger)</p>
--	---

Noch einmal singt Orpheus für sich – an wen soll er sich jetzt noch wenden? - und das die Gefilde erfüllende Klagelied, das Flora und Fauna in seinen Bann zieht, vergleicht Vergil mit den nicht enden wollenden Klagelauten, die eine Nachtigall, Sinnbild des Dichters, ausstößt, nachdem „rohe Bauern“ mit Bedacht ihr Nest beobachtet und ihre Jungen – zu welchem Zweck auch immer <sup>83</sup> – entwendet haben. Der *arator* ist „grausam“, aber auf seine Art gerechtfertigt, das Bild des ins Mark getroffenen Orpheus enthält auch den Trennungsschmerz, der den Lehrdichter selbst ereilt, wenn er dem Elegiker in sich abschwört. Vergil weiß: Es ist sicherer zu lehren, wo andere lieben, aber man zahlt einen hohen Preis. <sup>84</sup> Es ist kein Geheimnis, dass der Vergil-*persona* das Image des „the shy unmarried poet“ <sup>85</sup> anhaftet, was wie ein Euphemismus klingt, wir scheuen uns, Maro als verklemmt und phobisch zu psychologisieren, obwohl offensichtlich „erotische Annäherung und sexueller Vollzug“ - mit einer kurzen Ausnahme im 8. Buch der *Aeneis* und hier ist es eine Göttin, die ihren Sexappeal zum Vorteil ihres Sohnes und im Dienst einer „guten“ Sache einsetzt (8, 404-06) - ausgespart werden, „in Vergils Werken (ist) von Liebeslust nahezu gar nicht, von Liebeswahn aber umso mehr die Rede“ (cf. 2., 6. und 10. Ekloge). Der von Vergil perhorreszierte *furor* ist bei Ovid, Horaz und den Elegikern kein krankhafter, unheilbarer Zustand ist, sondern eine „temporäre Verstrickung, ein extremes Verhalten, dessen Ursache Verliebtsein ist“, letzteres ein Zustand, der primär „Erfreuliches zeitigt“. Wiederum in seinem Sinne gedacht, kann man auch sagen, dass der *vates* aus Mantua schlicht Gelegenheiten zu meiden scheint, sich zur Normalität des Phänomens Liebe zu äußern, es gibt keine Zeiten

<sup>82</sup> « haec » bezieht sich nach Thomas (s.o) auf die gesamte Leidensgeschichte des Orpheus – „und (hat) in der Grotte *alles* vorgetragen“ (M. Erren)

<sup>83</sup> Die Vögel wären als ausgewachsene eine Gefahr für die Lämmer, deshalb die für moderne Begriffe unverständliche Brutalität der Bauern (cf. R.A.B. Mynors, *Georgics*, 1990: *ad loc.*). – Vorbild sind zwei Stellen aus der *Odyssee* (cf. Schönberger, *Erläuterungen*: S. 416)

<sup>84</sup> cf. Conte, S.88

<sup>85</sup> Wilkinson, *The Georgics of Virgil: A Critical Survey* (Cambridge), 1969, zitiert bei Binder, Gerhard (2000): *AMOR OMNIBUS IDEM. Liebeswahn als Konstante in Vergils Dichtung* in: Effe, B./Glei, R.F. (Hg): *Genie und Wahnsinn. Konzepte psychischer 'Normalität' und 'Abnormalität' im Altertum* (Trier), S. 123-148: hier S.146



uneingeschränkten Glücks, weder auf mythischer noch historischer Ebene, die Liebe an sich ist für Vergil (...) „von der Gefahr des Selbstverlustes und der Selbstvernichtung begleitet verbunden mit der Verletzung von Normen in Politik und Gesellschaft“. Davon ausgenommen scheinen Vergils Gefühle für Gallus bzw. das emotionale *setting* der Dichter-*persona* in den Eklogen 6 und 10: Hier schreibt der Scheue „captus amore“ (*eccl.* 6,10 – cf. oben S.7), aber dieser *amor* ist implizit als *sanus* qualifiziert, wenn er auch viel weniger entspannt und „verliebt“ klingt als etwa Catulls „Andichten“ des Licinius in c. 51<sup>86</sup>: Dieser *amor* ist nicht von *furor*, wohl aber von Verlustangst bedroht, Vergil wird seinen Geliebten um sieben Jahre überleben. Denn Vergil *liebt* – das steht außer Zweifel – den zukünftigen Präfekten von Ägypten und führenden Elegiker, einen Offizier und Gentleman, „cuius amor mihi crescit in horas“ (*eccl.* 10, 72), denn mit Freundschaft im Literatenzirkel oder übergroßer Dankbarkeit für dessen (letzlich nicht nachweisbarer) Unterstützung gegen die drohende Enteignung seines Landgutes allein ist die Zuneigung schwerlich zu erklären, die Cornelius Gallus in den beiden Eklogen zuteil wird.<sup>87</sup> In der sechsten Ekloge ist Gallus sogar Drehscheibe und im Zentrum, die Verse 64-73 haben explizit ihn zum Thema:

Tum canit, errantem Permessi ad flumina Gallum  
Aonas in montis ut duxerit una sororum,  
utque viro Phoebi chorus adsurrexerit omnis;  
ut Linus haec illi divino carmine pastor,  
floribus atque apio crinis ornatus amaro,  
dixerit: „Hos tibi dant calamos, en accipe, Musae,  
Ascraeo quos ante seni, quibus ille solebat  
cantando rigidas deducere montibus ornos.  
His tibi Grynei nemoris dicatur origo,  
ne quis sit lucus quo se plus iactet Apollon.“

Ferner singt er (= der Silen) davon, wie eine der Schwestern den Gallus, der am Permessus-Strom umherstreifte, in Aoniens Berge führte und wie sich vor dem Mann der ganze Chor des Phoebus erhob. Wie dann der Hirt Linus, das Haar mit Blumen und bitterem Eppich geschmückt, ihm in einem gottbegeisterten Lied folgende Worte zusprach: „Diese Rohrflöte geben dir – da nimm sie! – die Musen; einstmal schenken sie diese dem Alten von Ascra, der durch sein Spiel hochragende Eschen von den Bergen herabzuziehen pflegte. Auf ihr sollst du den Ursprung des gryneischen Waldes besingen, auf dass es keinen Hain gebe, der Apollon mit größerem Stolz erfüllt.“  
(Ü: v. Albrecht)

Es geht um die Wandlungsfähigkeit und Macht der Dichtung, GALLUS mutiert dank der Liebe Vergils unter dem Beifall der Musen, nach dem Vorbild Hesiods, zur Freude Apolls und in der Gegenwart eines weiteren Großen Sängers, LINUS, vom Elegiker zum Lehrdichter und Mythenschöpfer. Hier – das ist zumindest die Illusion, die Tityrus/Vergil dem Geliebten schenkt – schafft sich ein Dichter neu. „Aoniens Berge“ ist eine Synekdoche für Hesiods Heimat Böotien. Auf diese Berge wird Gallus von „una sororum“ geleitet, aus dem Kontext mit „Aonas“ ergibt sich, dass es eine Muse ist, wohl Kalliope; die Muse zeigt Gallus den Weg nach oben, als dieser am Permessus „allein umherstreift“, *errantem*, d.h. sich seiner Sache nicht ganz sicher und auf der Suche. Was sucht Gallus? Vor dem „viro“ (66) – die Position neben „Phoebi“ betont den Gegensatz zur Welt der Götter –, vor einem Menschen also erheben sich in Ehrerbietung der Musenchor und Linus, ein Hirte „mit göttlichen Liedern“, die beiden Versanfänge (utque viro Phoebi – ut Linus haec illi) sind durch das identische metrische pattern, Anapher und Homoioteleuton parallelisiert, unter dem Blumenschmuck des Linus: „crinis ornatus“ befindet sich auch *apium amarum*, *apium* soll als Schmuck der

<sup>86</sup> Hesterno, Licini, die otiosi / multum lusimus in meis tabellis, / ut convenerat esse delicatos: / scribens versiculos uterque nostrum / ludebat numero modo hoc modo illoc, / reddens mutua per iocum atque vinum. / atque illinc abii tuo lepore / incensus, Licini, facetiisque, / ut nec me miserum cibus iuaret...

<sup>87</sup> „Unverkennbar ist die Bindung zwischen Vergil und Gallus (in der 10. Ekloge) von anderer Natur als etwa die zwischen Vergil und Varus in der 6. Ekloge“, befindet auch Dorothea Gall, die Vergils Widmungen an Gallus an das „freundschaftliche ‚Andichten‘ des anderen erinnert, das zahlreiche Gedichte Catulls prägt, vor allem solche, die Liebe und Leid des lyrischen Sprechers bekenntnishaft vortragen“ (*Zur Technik von Anspielung und Zitat in der römischen Dichtung. Vergil, Gallus und die Ciris*, 1999: S.158).

Nemeischen Sieger an den frühzeitigen Tod eines Archemorus erinnern, das verstärkt die tragische Aura um Linus, dieses mit Orpheus in einem Atemzug genannten Sängers, der von Apoll nach einem Wettstreit getötet werden wird.

Die Szenerie imitiert Hesiods *Theogonie*, eine Szenerie, die Kallimachos in seinen *Aitia* nachgeahmt hatte und auf die der Text anspielt, wenn die Musen Gallus bitten, er möge den „Ursprung“ (aition) des Apollon-Haines besingen. Wie die Verse 3-5 von Ekloge 6 auf das 1. Fragment des Kallimachos anspielen (s.o. S.4ff.), so 64-73 auf dessen fr.2. Zweck der Übung ist es natürlich, dass der Leser die beiden Textstellen miteinander vergleicht, um zu erkennen, dass sie einen Kontrast bilden: Am Anfang der Ekloge weist Tityrus die kriegerische Epik zurück, um Bukoliker zu bleiben, hier am Musenberg soll Gallus die Liebesdichtung, die wie die Bukolik als „niedere“ Gattung eingestuft war, hinter sich lassen und sich zur höheren Gattung des Lehrgedichts in der Nachfolge Hesiods emporschwingen, möglicherweise auch zum Epyllion oder zur aitiologischen Elegie, die Form müsse aber jedenfalls die des „deductum carmen“ sein. Beide Stellen sind auch durch Apollon verbunden, am Anfang warnt er vor der Epik, jetzt erhebt sich der „Phoebi chorus“ vor dem neuen Lehr-und/oder Sagendichter, der von Erhabenerem als seinem *servitium* künden wird; und wie dem Gott am Anfang nichts willkommener ist als die „Seite“ (eines Liedes), die dem Varus gewidmet ist (12), so ist ihm nun keines seiner Heiligtümer lieber als eines, das auf den Seiten eines Werkes von Gallus besungen wird. Wie um den Bezug auf die apollinische Poetik der Ekloge überzudeterminieren, wird der zentrale Terminus „deducere“ (5) wiederaufgenommen im Bild der Bergeschen, die von Hesiods Gesang mobilisiert und vom Berg ins Tal „herabgezogen“ werden, „quibus ille solebat / cantando rigidas deducere montibus ornos“ (71), wobei „rigidas“ auf (28) zurückweist, wo der Silen „starre Eichen“ zum Tanzen brachte.

Wird der „neue“ Gallus Ähnliches vollbringen? Das Lehrgedicht über den Gryneischen Hain weist in die Richtung, die Vergil wohl auch für sich selbst – mit den geplanten *Georgica* – schon verfolgte, und ist als poetologisches Signal an den Liebesdichter lesbar, dem der Bukoliker großen Ruhm in Aussicht stellt, wenn er in einen anderen Modus der Poesie gewechselt haben wird bzw. – was auch gemeint sein kann – zur schon erfolgten „Konversion“ in dieser Form gratuliert. Der Höhepunkt in (73) – „ne quis sit lucus quo se plus iactet Apollon“ – ermöglicht auch eine retrospektive Gewichtung der zunächst unschlüssigen Widmung an Varus im Proömium (s.o.): „nec Phoebus gratior ulla est / quam sibi quae Vari praescrispsit pagina nomen“ hieß es in (12) und die Parallelität von Syntax und Semantik in den beiden Versen rückt nicht nur den Gott als Programmierer dieser Dichtung, sondern auch die Wahrheit des Dichter&Freundespaars in den Blick, Vergil widmet sein *carmen deductum* Varus, und die fiktive Freude Apolls darüber soll den für ihn wohl wichtigen Politiker dafür entschädigen, dass er nicht das gewünschte Große Gedicht bekommen hat, ebenso fiktiv freut sich Apoll in dem von ihm angeordneten Kleinen Gedicht über ein ihm gewidmetes *aition*, das Gallus vielleicht nie geschrieben haben wird, in der Fiktion des Freundes aber überlebt Gallus als Liebling der Musen, der sich soeben dichterisch neu erfindet. In diesem Sinne ist der, um den sich in der sechsten Ekloge alles dreht, Gallus,<sup>88</sup> auch er gehört zu den Lesern, die die Verse 9f. meinen – „si quis tamen haec quoque/captus

<sup>88</sup> „Der Chor des Phoebus, die Musen, huldigen dem Dichter, indem sie sich von ihren Plätzen erheben. Hierin liegt eine gewaltige Erhöhung eines historischen realen Menschen.“ (v. Albrecht, *Interpretierender Kommentar*. S.317)



amore leget“ – und die Tityrus/Vergil sich für diese Ekloge wünscht. Mit den Worten, die dem (halbgöttlichen) Hirtendichter Linus in den Mund gelegt werden, will die Dichterpersone Gallus verwandeln und zwar in den Schöpfer einer Dichtungsform, die zwar ebenfalls „feingesponnen“ ist, aber den Geliebten im Grunde aus den Fängen seiner „amores“ befreien kann, die ihn unglücklich machen.

Die sechste Ekloge setzt in die Gegenwart einer Fiktion um, was die vierte für die Zukunft der Politik prophezeit, eine *aurea aetas*, die durch den Zauber der Poesie und die „apollinische“ Liebe Vergils zu Cornelius Gallus ein Glücksversprechen *realisiert*. Möge der „parvus puer“ aus Ekloge 4 das Licht der Welt der 6. Ekloge erblicken, in der ein „feingesponnener Gesang“, solange er dauert, die Fragwürdigkeit des Daseins suspendiert: „...das Kunstwerk Teil der natürlichen und geschichtlichen Welt? Ja. (...) Als eine gelungene menschliche Antwort, endlich, immer wieder“.<sup>89</sup>

<sup>89</sup> „Ist das Kunstwerk Teil der natürlichen und geschichtlichen Welt? Ja. Aber als was ist es Teil? Als Zier? Nein. Als Krönung? Nein. Als Kritik? Nein. Als was also? Als eine gelungene menschliche Antwort, endlich, immer wieder. (Peter Handke, *Die Geschichte des Bleistifts*, 1985: S.43)

## Von Salamis zur Normandie Schlachten für Freiheit und Demokratie

Friedrich Maier

Salamis und die Normandie liegen mehr als 2.000 km auseinander. Zwischen dem, was sich da im Westen Europas, und dem, was sich im Südosten des Kontinents ereignet hat, sind fast zweieinhalb Jahrtausende vergangen. Und doch haben Lage und Ereignisse vieles gemeinsam. Man kämpfte erbittert im Meer oder an der Meeresküste um Freiheit und Demokratie – Entscheidungsschlachten als Wendepunkte der Weltgeschichte, die für die Zukunft richtungsweisend geworden sind. An beiden Stätten hat eine Unzahl von Menschen für eine alles überragende Idee ihr Leben gelassen.

### Die Griechen gegen Xerxes

Das Perserreich war auf Expansion angelegt. Es war ein Großreich, dessen Herrscher „Großkönig“ (μέγας βασιλεύς) hieß. Dieses Großmachtstreben hatte in der Mitte des 6. Jh. v.Chr. dazu geführt, dass nach Westen hin unter Kyros II. ganz Kleinasien und nach Süden hin u.a. Babylonien und Ägypten besetzt wurden. Der imperialistische Zug der persischen Herrschaft deutet sich in einem von Herodot überlieferten Traumbild treffend an: Kyros sei im Traum sein zweiter Nachfolger Dareios mit zwei Flügeln ausgestattet erschienen, von denen der eine Persien, der andere Europa beschattete. Darin manifestierte sich die Absicht der Perser, auch die „nach Westen hin wohnenden Griechen“ zu unterwerfen, also „den Westen“, d.h. Europa, soweit es damals als solches existent war, unter ihre Herrschaft zu bringen (Her., Hist. 1, 209). An anderer Stelle äußerte zudem ein persischer General, „Europa sei ein schönes und fruchtbares Land, das nur der Großkönig zu besitzen verdiene (Her., Hist. 5, 5). Solchem Denken lag die ideologische Überzeugung zugrunde, dass der Größere, Mächtigere über alles, was ihm gefiel, verfügen dürfe. Daraus ergab sich auch für die Perser der tiefere Grund ihrer Kriegsführung. Den äußeren Anlass lieferten die Griechen, besonders die Athener, selbst. Sie hatten die in Ionien, also an der Westküste Kleinasiens lebenden Landsleute in ihrem Kampf gegen die Besatzung durch die Perser unterstützt. Athen sollte dafür büßen.

Der erste Angriff zur See unter Dareios schlug 490 v.Chr. fehl. In der zum Meer hin abfallenden Ebene von Marathon wurden die persischen Truppen von der Phalanx der Athener geschlagen und zur Flucht zurück auf ihre Schiffe getrieben. Xerxes, der machthungrige Nachfolger des Dareios, konnte weder diese Schmach der Niederlage ungerächt noch den Expansionstrieb der Perser unerfüllt lassen. Zehn Jahre später griff er Griechenland, d.h. Europa zu Wasser und zu Land mit einem Millionenheer an. Vor dem Übergang „nach Europa“ am Hellespont hielt er eine Heeresschau ab, um sich mit Stolz



Relief mit Darstellung des Großkönigs Xerxes, Persepolis (Foto: Nick Taylor)



seiner überlegenen Macht zu vergewissern. Dazu wollte er sich auch noch von einem in seinem Heer dienenden Griechen die Bestätigung einholen.

Dieser Grieche hieß Demaratos; er war König in Sparta gewesen, aber nach seiner unrechtmäßigen Absetzung nach Persien geflohen und Berater des Herrschers geworden. Auf die Frage, ob denn diese Griechen, „die restlichen nach Westen hin wohnenden Menschen“, seiner zahlenmäßig haushoch überlegen Armee im Kampf gewachsen seien, soll dieser geantwortet haben: „Xerxes mein Herr, ich will dir die Wahrheit sagen. Die Griechen werden sich gegen dich zur Wehr setzen. Denn sie besitzen eine Tapferkeit, die ihnen durch Klugheit und durch ein starkes Gesetz allmählich zugewachsen ist. Damit werden sie sich gegen eine Knechtschaft, die du ihnen bringst, zur Wehr setzen. Sie sind freie Menschen (ἐλεύθεροι ἄνθρωποι) und wollen es bleiben.“ Diese Freiheit, die keine Zügellosigkeit sei, sondern von einem über allem herrschaftlich stehenden Gesetz in Schranken gehalten werde, verleihe ihnen Energie, sich gegen Angriffe zu verteidigen, selbst wenn dabei nur 1.000 Kämpfer gegen eine ganze Million anzutreten hätten (Her., Hist. 7, 101–104). Die Athener kämpften damals, das möchte der Historiker Herodot mit diesem Bericht verdeutlichen, für eine Idee, für ein in ihrem Innersten angelegtes Bedürfnis, nämlich selbständig und keinem unterworfen zu sein. Freiheit (ἐλευθερία) war ihr Lebensprogramm. Der daraus kommende Antrieb zum Kampf, zur tapferen Verteidigung der Heimat sollte sich bald bewähren müssen.

Die Perser näherten sich 480 v.Chr. vom Norden her auf dem Landweg der griechischen Metropole. Sie hatten schnell den von Leonidas und den Seinigen verteidigten Schutzwall Griechenlands an den Thermopylen überrannt. Mit einer Flotte von Großschiffen fuhr Xerxes an der Insel Euböa vorbei auf Athen zu. Themistokles stellte sich, als nach der Einnahme der Stadt die „Barbaren“ ihrer Zerstörungswut freien Lauf ließen und die Akropolis bereits lichterloh brannte, dem persischen Anführer, dem Großkönig Xerxes, als Einziger in den Weg. Mit List und rigoroser Befehlsgewalt. Das in ihrer Existenznot von den Athenern angerufene Orakel von Delphi hatte eine rätselhafte Antwort gegeben, die nur er richtig verstehen konnte. Die „hölzernen Mauern“, hinter denen sich die Athener verteidigen sollten, hatte er als „Schiffe“ gedeutet. Er hatte demnach alle Bürger per Erlass aus der Stadt verwiesen, sie sollten besonders auf den Inseln das Kommende abwarten. Die wehrtüchtigen Männer sollten in die 200 Trieren steigen und „um ihrer eigenen und der Freiheit aller Griechen willen gegen die Barbaren kämpfen“. So wörtlich in Themistokles' Evakuierungsbefehl, der durch einen Zufall der Geschichte erhalten geblieben ist.

Durch eine listige, als geheim getarnte Botschaft konnte der athenische Stratege den Perserkönig davon überzeugen, dass die zu erwartende Seeschlacht in der Meerenge von Salamis ihm am ehesten Erfolg bringen würde. Da die Griechen in ihre Heimatstädte abziehen wollten, hätte er, Xerxes, später keine Chance mehr, sie alle auf einen Schlag zu besiegen. Xerxes, der auf diese Täuschung hereinfließ, ließ es sofort zum Kampf kommen. Er musste auf einem Plateau an der überhöhten Küste miterleben, wie seine gewaltigen, aber schwerfälligen Großschiffe von den schnellen und wendigen Trieren der Griechen von vorne



(Vermutlich) Darstellung des Themistokles, aus: A. Baumeister: Denkmäler des klassischen Altertums, München–Leipzig 1884–1888, Band III, S. 1762. (Foto: Wikimedia)

und hinten angegriffen und durch deren eisenbeschlagene, spitze Rammspieße der Reihe nach versenkt wurden. Die Schlacht hat an die zwölf Stunden gedauert. Weit über 500 Schiffe der Perser unterlagen der viel kleineren Anzahl der griechischen Trieren. Im Kampf „David gegen Goliath“ siegte der Schwächere (s. SCHMITZ, 322).



Die Seeschlacht bei Salamis, Gemälde von Wilhelm von Kaulbach (1805–1874), Stiftung Maximilianeum, München (Foto: Mattes)

Der Biograph Plutarch (2. Jh. n.Chr.) hat die Schlacht im Rückblick – orientiert an überlieferten Informationen, aber sicherlich enthusiastisch überhöht – folgendermaßen beschrieben:

„Man steht unter dem Eindruck, Themistokles habe den Zeitpunkt der Schlacht mit nicht weniger Scharfsinn und Klugheit gewählt als den Ort. Denn er stellte seine Trieren den Perserschiffen erst zum Kampf entgegen, als die Stunde gekommen war, da eine frische Brise wie gewöhnlich die Wellen von der offenen See her in den Sund hineintrief. Für die griechischen Schiffe war dies kein Nachteil, da sie flach und niedrig gebaut waren. Die Perserschiffe hingegen, welche mit hochragendem Deck und Verdeck schwerfällig heranfuhr, wurden vom Winde abgedreht und schief vor die Griechen hingetrieben. Diese griffen scharf an, wobei sie genau auf Themistokles achteten, weil sie darauf vertrauten, dass er im richtigen Augenblick die richtige Maßnahme zu treffen wisse. Die Perser, deren zahlenmäßige Überlegenheit im engen Sund nicht zur Geltung kam, konnten nur einzeln zum Angriff vorgehen und brachten einander gegenseitig in Verwirrung. So wurden sie, obschon sie bis zum Abend Widerstand leisteten, von den Griechen geschlagen, und diese erfochten jenen herrlichen und viel besungenen Sieg, einen Sieg zur See, wie ihn strahlender weder Griechen noch Barbaren je errungen haben. Sie verdankten ihn der Tapferkeit und dem freudigen Einsatz der Soldaten, aber ebenso sehr der Klugheit und dem durchdringenden Verstand des Themistokles.“ (Plut., Them. 14)

Themistokles hat die Griechen zum Sieg geführt; durch seine raffinierte Taktik gelang es, der Übermacht der Perser den Zugriff auf den „Westen“ zu verwehren. Die Kämpfer auf den Trieren haben, wie von ihrem Anführer befohlen, „ihre eigene und aller Griechen Freiheit“ gegen ein monarchisches Regime und gegen brutale Unterdrückung verteidigt. Der Römer



**Cornelius Nepos**, der seine Themistokles-Biographie eng an den überlieferten historischen Fakten ausrichtete, stellte im 1. Jh. v.Chr. nüchtern, aber anerkennend fest:

„So ist durch die Klugheit eines einzigen Mannes Griechenlands Freiheit erhalten worden und Asien ist Europa unterlegen.“

*(Sic unius viri prudentia Graecia liberata est Europaeque succubuit Asia.)* (Them. 5,3)

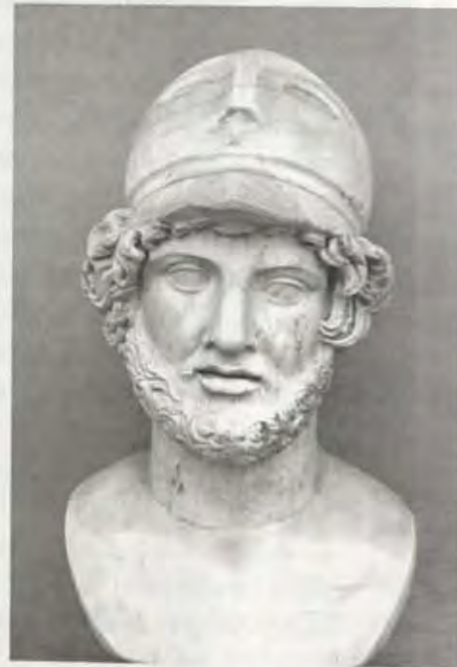
Offensichtlich ist der Seesieg von Salamis sehr bald als ein Wendepunkt der Geschichte begriffen worden. In ganz Griechenland empfand man die Abwendung der Bedrohung aus dem Osten als eine Befreiung. ROBERT PAYNE (214f.) versucht die Stimmung von damals in Worte zu fassen:

„Freiheit lag in der Luft, so spürbar, dass die Menschen sie zu greifen meinten, und sie besangen sie in ihren Liedern ebenso wie sie die Götter besangen. Freiheit machte sie Trunken mit ihrer Machtfülle. Die plötzliche Begeisterung ergriff das ganze Mutterland Und befeuerte die Fantasie der Ionier. Für immer waren die Tage der Tyrannis vorüber. Die wehrhaften Bürger verlangten ihren Anteil an der Regierung und bestanden wieder Auf einer Demokratie mit Archonten, die unter allen Athenern ausgewählt wurden.“

Auch die moderne Geschichtsforschung misst diesem Wendepunkt große Bedeutung bei. Erst durch ihn sei es möglich geworden, dass sich Europa als eigenständiger Machtraum gegenüber dem mächtigen Asien behaupten und dass sich in ihm die Demokratie als ein neues politisches Ordnungsmodell frei entwickelt konnte. Dieses Urteil bedarf allerdings einer vertiefenden Ergänzung. Europa wurde zu jener Zeit keineswegs als ein von einer eigenen politischen Idee getragener Erdteil begriffen. Insofern konnte auch die Demokratie nicht als die diesen Kontinent auszeichnende Staatsform bewertet werden. Die Griechen siegten bei Salamis für ihre Freiheit und für die Rettung ihrer Heimat.

So viel gilt freilich: Durch die erfolgreiche Schlacht bei Salamis wurde Europa auf die Spur gebracht, auf der es in den kommenden zweieinhalb Jahrtausenden allmählich zu einem eigenständigen politischen Machtraum wurde.

Zudem hielt der Sieg den „Westen“ frei für die Entwicklung einer Kultur, die von damals an für einen Großteil der Erde bis heute prägend und vorherrschend geworden ist. Weiterhin darf als gesichert angenommen werden, dass das seinerzeit mit Griechenland geografisch gleichgesetzte Europa von der persischen Despotie frei geblieben ist. Nur deshalb – auch das ist zuzugestehen – konnte hier die Demokratie allmählich zu ihrer ersten Hochblüte heranwachsen. Denn aus den bereits in der solonischen Gesetzgebung angelegten demokratischen Wurzeln ist nach Salamis gegen Mitte des 5. Jh. v.Chr. unter dem großen Staatsmann Perikles die sogenannte Attische Demokratie entstanden, die weltweit heute als Orientierungsmodell für diese Staatsform gilt. In seiner sog. Gefallenenrede, die ihm der Historiker Thukydides für das Jahr 431/30 v.Chr. in Mund legt, stellt der Athener die Demokratie in ihrer Idealform begeistert dar:



Darstellung des Perikles,  
Musei Vaticani, Rom (Foto: Jastrow)

„Wir leben in einer Staatsverfassung, die nicht den Gesetzen der Nachbarn nachstrebt, sondern wir sind eher das Vorbild für andere als deren Nachahmer. Ihr Name ist Demokratie, weil sie nicht auf einer Minderheit, sondern auf der Mehrzahl der Bürger beruht. Vor dem Gesetz sind bei persönlichen Rechtsstreitigkeiten alle Bürger gleich; das Ansehen jedoch, das einer in irgendetwas besonders genießt, richtet sich im Blick auf das Gemeinwesen weniger nach seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Volksklasse, sondern nach seinen persönlichen Leistungen wird er bevorzugt. Auch den Armen ist, wenn er für den Staat etwas zu leisten vermag, der Weg nicht durch die Unscheinbarkeit seines Standes versperrt. Und wie in unserem Staatsleben Freiheit herrscht, so halten wir uns auch in unserem Privatleben fern davon, das tägliche Tun und Treiben der Nachbarn mit Argwohn zu verfolgen. Wir verargen es niemandem, wenn er tut, was ihm gefällt [...]. Aber bei dieser Weitherzigkeit im persönlichen Verkehr verbietet uns die Ehrfurcht vor dem Gesetz, die Gesetze zu übertreten. Wir gehorchen den jeweiligen Behörden und den Gesetzen, und zwar am treuesten denjenigen, die zum Schutze der ungerecht Behandelten gegeben sind, und jenen ungeschriebenen Gesetzen, deren Übertretung die Verachtung aller nach sich zieht.“ (Thuk., Hist. II 37, Übersetzung: August Horneffer)

Unter Perikles kommen sich Idee und Wirklichkeit recht nahe. Vor diesem Hintergrund lässt sich mit einem gewissen Recht feststellen: Die Schlacht von Salamis ist für die Freiheit und Demokratie Europas geschlagen worden. Der Sieg hat vom Westen die Tyrannis eines Xerxes ferngehalten, er hat aller Zerstörungswut der „Barbaren“ des Ostens, also Asiens eine Grenze gesetzt.

#### Demokratie – auf dem Weg in die Neuzeit

So sehr die attische Demokratie Athen auf eine später nie mehr erreichte kulturelle Höhe geführt hat – die Stadt galt da schon als „Bildungsstätte ganz Griechenlands“ –, so begeistert sie im Geschichtswerk des Thukydides von Perikles als das von Freiheit und Gleichheit getragene politische Ordnungsmodell gepriesen worden ist, so brutal wurde sie bald darauf im Peloponnesischen Krieg zertrümmert. Perikles war 429 v.Chr. gestorben. Schuld am politischen Verfall waren die Exzesse einiger „Volksführer“ (Demagogen) und die Niederlage gegen die eher monarchisch organisierte Stadt Sparta. Sie setzte in Athen 404 gleich 30 Tyrannen ein. Zwar hat nach deren Vertreibung eine kleine, tollkühne Gruppe von Freiheitskämpfern die Demokratie in der Stadt revitalisiert, zwar ist diese Staatsform darauf von anderen griechische Stadtstaaten (Poleis) übernommen worden und hat sich für längere Zeit dort gehalten, ihre Strahlkraft aber ist ihr verloren gegangen.

Das mag auch an der sich in dieser Zeit entwickelnden Staatstheorie gelegen haben. **Platon**, ihr größter Vordenker, war der Demokratie nicht wohlgesonnen. Der Hinrichtungstod seines Lehrers Sokrates 399 v.Chr. war für ihn eine Fehlleistung solcher „Volksherrschaft“. In seinem Staatskonzept der „Politeia“, die für alle Zeiten Modellcharakter erhalten sollte, hatte die Freiheitsidee keinen Platz. Freiheit war für Platon letztlich kein besonderer Wert. Sein „Staat“ als streng reguliertes Ordnungssystem von „Ständen“ sollte ja von der übergreifenden Idee der Gerechtigkeit bestimmt sein. Deshalb rangiert die Demokratie in Platons System eines „Kreislaufes der Verfassungen“ in der Nähe der Tyrannis, so als würde er darin gewissermaßen die „Tyrannei des Volkes“ sehen. Für den Philosophen war die Demokratie „eine Krankheit“, die sie tragende Idee der Freiheit würde seiner Auffassung



nach alle staatliche Autorität aushöhlen und jede Gemeinschaft verunsichern (vgl. *Politeia*, VIII, 558 c ff.).

Kein Wunder, dass in der Zeit nach Platon die Demokratie weder politisch noch philosophisch eine nennenswerte Größe darstellte. Sie verschwand allmählich in den geschichtlichen Untergrund, zumal seit jenem Jahrhundert, als die Römer Griechenland zu ihrer Provinz machten. Denn für Rom erwies sich dieses politische Ordnungsmodell als untauglich. Die Römer waren zwar nach dem Sturz der Könige (ca. 490 v.Chr.) geradezu freiheitsbesessen; ihr neu organisierter Staat erhielt ausdrücklich den Namen *civitas libera* („Freistaat“). Doch in der damals installierten Mischverfassung hatte das demokratische Element nur in der Möglichkeit der Beamtenwahl und der Gesetzgebung durch das Volk, in den sogenannten Komitien, eine Funktion. Hier allein lag für die Römer die Chance, ihren Freiheitsdrang auszuleben. Darin barg sich freilich auch der Zündstoff für die Bürgerkriege, die Rom in den folgenden Jahrhunderten nahe an den Abgrund führten. Das Attentat auf Caesar 44 v.Chr. geschah unter der Parole „Cicero“, die Symbolfigur der Freiheit schlechthin. Im Kaisertum unter Augustus und seinen Nachfolgern verkümmerte „Demokratie“ zu einem nahezu unbekanntem Begriff. Als Leitidee stand über dieser Zeit nicht „Freiheit“ (*libertas*), sondern „Sicherheit“ (*securitas*). Und das sollte über eine enorme historische Distanz lang so bleiben.

Fast zwei Jahrtausende dauerte es, bis man sich vornehmlich auf dem Wege der überlieferten griechischen und römischen Literatur (Plutarch, Cicero, Livius) an diese Staatsform und der sie tragenden Wertvorstellungen wieder erinnerte. Die großen Denker der europäischen Aufklärung in Frankreich, England und Deutschland zeichneten im 18. Jh. dafür verantwortlich. In der Französischen Revolution erhielt die Idee der Freiheit zusammen mit den ihr zugeordneten Werten der Gleichheit und Toleranz eine neue Schubkraft. Demokratie als Begriff und Idee kam aus der Tiefe der Vergangenheit wieder an die Oberfläche der aktuellen Politik. Ein europäisches Erbe wurde neu entdeckt. Das verlorene Staatsmodell wurde wiedergefunden. Paradoxerweise entstand die moderne Version dieser europäischsten aller Entdeckungen nicht in Europa, sondern in der Neuen Welt, in der amerikanischen Verfassung von 1787 – allerdings unter starkem Rückgriff auf das antike Vorbild. Von dort setzte „das demokratische Ordnungsmodell“ zu „einem weltweiten Siegeszug“ (STÜWE/WEBER, 98) an. Es fasste in Europa zunächst in Polen-Litauen 1791 Fuß, von dort dehnte es sich in der Form der „Parlamentarischen Demokratie“ über die Länder des Kontinents aus. Das demokratische Verfassungsprinzip setzte sich überall durch. Auch in Deutschland (s. dazu MAIER 3, 49ff.).

#### Die Alliierten gegen Hitler

Die Weimarer Republik war eine parlamentarische Demokratie. Sie bestand von 1918 bis zur Ernennung **Adolf Hitlers** zum Reichskanzler am 30. Januar 1933. Hitler war der Antidemokrat schlechthin. Und noch dazu großmachtsüchtig. Seinem Ziel der Beherrschung des Kontinents wurden alle Bedenken, politische wie moralische, hintangestellt. Der Krieg war das Mittel, das von diesem Zweck geheiligt wurde. Der europäische Traum des „Führers“ schien in Erfüllung zu gehen. Nach nicht einmal einem Kriegsjahr war Europa nach dem Westen hin von deutschen Truppen besetzt, bis zur Atlantikküste. Hitlers berühmt-berühmte Rede im Sportpalast Berlin am 30. Januar 1940 beleuchtet die militärisch-politische Situation wie auch das von Machtwahn beherrschte Denken des Mannes. Darin sticht die eigenartige

Verwendung der Freiheitsidee hervor. Hitler deutet sie als Befreiung, die er sich, seinen Parteigenossen, seinem Volk verschafft, Befreiung von den Belastungen der Weltwirtschaftskrise, vor allem von den Bedingungen des Diktats von Versailles.

Diktator war der Mann längst geworden, nachdem er zügig – auch unter Anwendung von brutaler Gewalt – alle Spielregeln der Demokratie ausgehebelt, sich durch das Ermächtigungsgesetz von 1933 praktisch die Alleinregierung im deutschen Reichstag zugeeignet hatte. Dadurch dass er nach Hindenburgs Tod auch noch das Amt des Staatspräsidenten an sich riss, war seine Diktatur zementiert. Die Demokratie als das neue Ordnungsmodell der europäischen Staaten war in Deutschland erstickt worden. „Das demokratische Deutschland“ war zu Ende. „Das Erbe der Demokratie“ und „die demokratischen Ideale“, gegen die Hitler in seiner Rede mehrmals vom Leder zog, sollten auch aus den anderen Staaten verschwinden, die Deutschlands Existenz abzuwürgen versuchten. Diesen „sogenannten Demokratien“ kündigt er Kampf und Krieg an. Als die nun „größte Weltmacht“ werde Deutschland – unter „Mobilisierung seiner ewigen inneren Werte“ – zum Sieg kommen. Dabei stehe, so Hitler, „über allem die Sicherung der Freiheit unseres Volkes“.

Das Wort „Freiheit“ aus dem Munde eines damals schon großenwahnsinnigen Diktators musste wie Hohn klingen, zumal sich die Nazi-Gefängnisse mit missliebigen Bürgern füllten und die Angehörigen der „nichtarischen Rasse“ bald der Barbarei des Hitler-Regimes massenweise zum Opfer fielen. Von den europäischen Gegnern wurde Hitlers Freiheitsmotiv deshalb als Propagandaparole diskreditiert, mit der er das Volk hinter sich bringen und die Truppen an den Fronten zum Kampf auf Leben und Tod antreiben wollte. Als im Westen nur mehr die Weite des Atlantik dem Expansionsstreben von Hitlers Armee eine Grenze setzte und England deren Überfall erwartete, hielten die führenden Politiker der angegriffenen Völker eben diese Freiheit und die darauf gegründete Demokratie für im höchsten Maße gefährdet. England sah sich durch den Angriff vom Meer her bedroht. London galt als Hauptangriffsziel der siegessicheren Deutschen. In den legendären Reden **Churchills** „Blut, Schweiß und Tränen“ sowie „Wir werden an den Stränden kämpfen“ wird diese Bedrohungssituation unmittelbar vergegenwärtigt. Der britische Premier kündigt seinen Landsleuten „eine der größten Schlachten der Geschichte“ an, in der es um Sein oder Nichtsein des Staates gehe und in der es deshalb nur eines geben könne: „Sieg um jeden Preis, Sieg trotz allen Terrors“. „Without victory there is no survival.“ Und diese Schlacht sollte vor allem an den Küsten des Atlantiks geführt werden.

Dieser aus dem Gefühl schlimmster Bedrängnis kommende Notruf **Churchills** musste von den Briten als Kampfbefehl, als ein politischer Erlass zu höchstem Einsatz im Krieg gegen die Aggressoren verstanden werden. Auch in den übrigen Demokratien Europas wurde Churchills Rede vernommen und als Generalappell gedeutet. Die Widerstandsbewegungen in den besetzten Räumen orientierten sich daran. Englands Notruf aus existenzbedrohter Lage wurde auch in Amerika vernommen. Die Amerikaner fühlten sich davon mitbetroffen. Stand ihnen doch das von Europa (nämlich Frankreich) gestiftete Symbol ihrer bereits bewährten neuen Staatsordnung stets unmittelbar am Eingang zu New Yorks Hafen vor Augen: the Statue of Liberty. Die Alte Welt im Stich zu lassen, mussten sie als Verrat an ihren politischen wie existentiellen Idealen empfinden. Diese waren ja bereits am 4. Juli 1776 in der Präambel der Unabhängigkeitserklärung von **Thomas Jefferson** wie in Stein gemeißelt fixiert worden:



„Wir halten diese Wahrheiten für ausgemacht, dass alle Menschen gleich erschaffen wurden, dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt wurden, worunter Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit sind; dass zur



Thomas Jefferson, Gemälde von John Trumbull (1756–1843), Weißes Haus, Washington D.C. (Foto: The White House Historical Association)

Versicherung dieser Rechte Regierungen unter den Menschen eingeführt worden sind, welche ihre gerechte Gewalt von der Einwilligung der Regierten herleiten; dass, sobald eine Regierungsform diesen Endzwecken verderblich wird, es das Recht des Volkes ist, sie zu verändern oder abzuschaffen, und eine neue Regierung einzusetzen, die auf solche Grundsätze gegründet und deren Macht und Gewalt solchergestalt gebildet wird, als ihnen zur Erhaltung ihrer Sicherheit und Glückseligkeit am schicklichsten zu sein dünket.“

(Deutsch so veröffentlicht von „Pennsylvanischer Staatsbote“, am Tag nach der Erklärung)

Die Vereinigten Staaten traten 1941/42 in den Krieg ein. Vorher – im Januar 1941 – hatte Präsident **Franklin D. Roosevelt** seine programmatische „Vier-Freiheiten-Rede“ gehalten, in der er „die Verteidigung von Freiheit und Demokratie gegen die Aggression der Tyrannei“ für notwendig

erklärte. Die „Anti-Hitler“-Koalition war geschmiedet. Die Schlacht um die Freiheit Britanniens und um die Befreiung Frankreichs ging in die Planung. Mobilmachung, waffentechnische Aufrüstung, Kampftraining nahmen Zeit in Anspruch. 1944 glaubte man sich hinreichend vorbereitet – zum Überfall auf „die Festung Europa“, und zwar an der Atlantikküste der Normandie. Die Chancen auf einen Erfolg standen fifty-fifty. Oberbefehlshaber General **Dwight D. Eisenhower** selbst mochte ein Scheitern der Invasion nicht ausschließen.

Die dort in mächtigen Schutzwällen sitzenden, waffenstarrten deutschen Verteidiger sollten überrascht werden – mit einem listigen Täuschungsmanöver. Man stellte in Südengland eine „Geisterarmee“ mit unzähligen Panzer-Attrappen auf, die die deutsche Spionage den Angriff über den Ärmelkanal erwarten ließ. In der Normandie war man darauf nicht vorbereitet. Doch eines Nachts geschah es. Urplötzlich „konnten deutsche Soldaten durch Ferngläser und Zielfernrohre die größte je gesehene Armada auf sich zukommen sehen.“ (So im Bericht eines daran Beteiligten).

In der Nacht zum 6. Juni 1944 – am sogenannten D-Day – landeten die Alliierten an fünf Stellen der Küste mit einer überwältigenden Mehrheit von Soldaten, Fahrzeugen und Geschützen unter pausenlosem „Feuerschutz“ der Schiffsartillerie und Flugzeugbomber. Die List der Strategie war erfolgreich, der Atlantikwall wurde durchbrochen – allerdings unter schlimmsten Verlusten auch der Angreifer: „Als unser Boot auf Sand auflief und die Rampe herunterging, wurde ich zu einem Besucher der Hölle“, berichtete ein überlebender GI. Das Glück stand auf Seiten der Befreiungsarmee. „An einem einzigen Tag hätte General Eisenhower den Krieg verlieren können.“ (Notiz in einem Kriegsbericht). Doch in den zwölf Stunden des D-Days war die „Festung Europa“ gestürzt. Die Unermesslichkeit des Augenblicks wurde in der westlichen Welt sofort begriffen:



Franklin D. Roosevelt, Library of Congress/ Prints & Photography Division, Washington D.C. (Foto: Elias Goldensky)

„Die ‚New York Daily News‘ nahm ihre Titelgeschichte aus dem Blatt, um auf der ersten Seite das Vaterunser abzdrukken. In Ottawa erhob sich das kanadische Parlament und sang God Save the King und die Marseillaise. In einer Sendung aus London sagte König Georg seinem Volk: ‚Diesmal besteht die Herausforderung nicht darin, zu kämpfen um zu überleben, sondern darin, zu kämpfen um zu gewinnen.‘“

(George W. Bush, 6. Juni 2004)

Der Triumph an der Küste der Normandie war der Anfang vom Ende der Nazi-Diktatur. Für CHURCHILL war der Erfolg bei der Invasion der „Höhepunkt des Krieges“ (s. WIEGREFE, 5). Die Kunde vom Sieg begeisterte die westliche Welt. London behielt, Paris erhielt seine Freiheit wieder. Bis zur Einnahme Berlins und zur Kapitulation des nationalsozialistischen deutschen Reiches am 7./8. Mai 1945 dauerte es kein Jahr mehr. Hitler nahm sich das Leben. Seine Gewaltherrschaft war beendet, der Traum von einem „tausendjährigen Dritten Reich“ ausgeträumt. In Europa hatte Freiheit und Demokratie wieder den Raum erhalten, in dem sie sich bewähren konnte und sollte. Diese gelang allerdings nur mühsam und bis zu einer erstarrenden Grenze im Osten.

Alle Kommentare an den Jubiläumsgedenktagen jenes geschichtlichen Ereignisses sind sich im Rückblick darin einig, dass sich in „der höchsten Schlacht“ (so General de Gaulle) an der Atlantikküste die Alliierten „in den Dienst der Demokratie“ gestellt und die „Fackel der Freiheit und des Rechts, der Würde und der Achtung der Menschen, der Gerechtigkeit und der Demokratie“ (JACQUES CHIRAC, 2004) getragen haben. An den Küsten der Normandie fand eine der größten Entscheidungsschlachten für Freiheit und Demokratie statt. „Die Normandie 1944 erwies sich als ‚Brückenkopf‘ für das demokratische Zeitalter.“ (so Präsident BARACK OBAMA, 2015).

### Zwei Wendepunkte der Weltgeschichte im Vergleich

Beide Schlachten, darin ist man sich in der zeitgenössischen Berichterstattung wie auch in der späteren wissenschaftlichen Forschung einig, markieren weltgeschichtliche Wendepunkte. Sie drängen zum Vergleich.

#### Die militärische Situation

Xerxes hat als Herrscher eines Großreiches die Griechen, die vor langer Zeit die Westküste Kleinasiens kolonisiert hatten und dort lebten, besiegt; er hat sein Herrschaftsgebiet bis an die Küste der Ägeis ausgedehnt. Die Perser waren dort demnach eine Besatzungsmacht. Da die Griechen des Mutterlandes, besonders Athen, die freiheitsliebenden Landsleute in Kleinasien unterstützt hatten, sollten sie dafür bestraft werden.

Hitler hatte als Führer der nach seinem Verständnis „größten Weltmacht“ Europa bis an die Küsten des Atlantiks besetzt, als Besatzungsmacht ließ er seine Armee einen Schutzwall gegen jede Aggression errichten. Diese erwartete er vor allem von Seiten Englands, dessen Truppen ihm schon vorher in Frankreich ziemlich zugesetzt hatten. Dem Angriff Londons wollte er mit allen Mitteln zuvorkommen.

#### Die ideologische Begründung

Persiens Herrschaft gründete auf einer Ideologie. Sie war bestimmt von der Überzeugung, dass das große, mächtige, vor allem militärisch überlegene Reich dazu berufen sei, auch das „schöne und fruchtbare Land“ im Westen, das sich Europa nannte, aber zu allererst von



Griechenland repräsentiert wurde, zu besitzen. Persien war eine Monarchie, ihr Herrscher hieß „Großkönig“. Das verpflichtete ihn zur Expansion. Ziel war ein persisches Großreich. Der Angriff auf Griechenland war deshalb auch und gerade ein Akt der Eroberung.

Hitlers Diktatur war bestimmt vom Führungsanspruch einer Partei, der der Nationalsozialisten. Diese wiederum hatte das Ziel, das deutsche Volk aus den Fesseln zu befreien, die ihnen die europäischen Demokratien angelegt haben. Deshalb hatte Hitler selbst zuvor innerhalb eines demokratischen Systems mit Tricks und Gewalt die höchste Macht an sich gerissen und eben dadurch die Demokratie zerstört. So konnte er als mächtiger Führer, als „Reichskanzler“, seinem Ziel nahekomen, durch Besetzung der Länder hin bis zur Atlantikküste Europa unter seine Herrschaft zu bringen. Zu solcher Expansion fühlte er sich berufen und das Großdeutsche Reich in der Lage. In der Antike hätte er sich selbst wie Xerxes den Beinamen „der Große“ zugeeignet. Der deutsche Angriff auf Frankreich und England war deshalb ein Eroberungsfeldzug.

#### Der Misserfolg

Xerxes hatte die Westküste Kleinasiens besetzt und griff – „nach Europa hinüberziehend“ – Griechenland zu Wasser und zu Land an. Sein Ziel war es, Athen, das er als die mächtigste und ihm gefährlichste Stadt des Westens ansah, zu zerstören und dadurch neben Asien auch Europa zu beherrschen. Das Landheer näherte sich vom Norden her, marodierend und alles verwüstend, der Metropolis, er selbst griff mit einer gewaltigen Flotte Athen zur See an. Das Heer bemächtigte sich bereits der Stadt, wütete dort barbarisch, steckte die Akropolis, das Wahrzeichen Athens, in Brand. Xerxes musste jedoch, da er sich durch eine List des athenischen Strategen täuschen ließ, mitansehen, wie in der Meerenge von Salamis seine Armada trotz erbitterten Kampfes von den Trieren der Griechen versenkt wurde. Sein „Siegesszug vom Olymp bis an den Isthmos von Korinth war zu Stehen gebracht“ (BENGTSON, 160f.). Er floh eiligst zurück nach Persien.

Hitler hatte in einem Blitzkrieg die Westküste Europas besetzt und schickte sich an, England zu Wasser und zu Lande anzugreifen. Über London ging Nacht für Nacht „der Bombenregen“ der deutschen Luftwaffe nieder. Aus dem Inferno im Zentrum der Stadt ragte die St. Paul's Kathedrale heraus, zum „Symbol für die Schlacht um Großbritannien“ geworden. Der D-Day brach die Invasionsenergie der Wehrmacht. Hitler wollte lange nicht wahrhaben, dass und wie sein Schutzwall am Atlantik von der gigantischen Angriffswucht der Alliierten zerschossen und der Zugang in die „Festung Europa“ erzwungen worden war. Mit seinen Generälen war er auf das Täuschungsmanöver der Briten (Truppenattrappe in Südengland) hereingefallen. Für die Eroberer begann der Rückzug. Gegen die schnelle Befreiung der Länder im Westen war Hitler machtlos.

#### Das Ende aller Träume

Nach der Niederlage und der Flucht zog sich Xerxes in die Hauptstadt Persiens, Susa, zurück. Dass auch sein Landheer ein Jahr später (479) bei Platäa in Mittelgriechenland vernichtet worden war, nahm er nur aus der Ferne zur Kenntnis. Sein Großreich blieb trotz einiger Aufstände bestehen (s. dazu BENGTSON, 159f.). Der Herrscher errichtete sogar in Persepolis und Susa kolossale Paläste, in denen er die bei der Plünderung Athens gestohlenen Kunstschatze aufstellte. Die Rache der Griechen erfolgte erst 150 Jahre später. Alexander der Große, ließ bei seinem Siegeszug nach Asien ab 334 v.Chr. die Prachtbauten in Persepolis so in Schutt und Asche versinken wie einst die Perser die Tempel auf der Akropolis. Der Griechen

beendete als „König der Könige“ das großpersische Reich. Der Traum von einer Weltherrschaft, nämlich über Asien und Europa, den einst König Dareios gehabt hatte, war ein für alle Male ausgeträumt.

Die Niederlage in der Normandie wurde von Hitler und seinem Generalstab letztlich doch als Realität wahrgenommen, mit Enttäuschung und Entsetzen. Denn von da an war der Krieg nur noch eine Abwehr der bevorstehenden endgültigen Niederlage, zumal an allen Fronten die Armeen zum Rückzug gezwungen waren. Die Rache der Feinde kam schon früher in den endlosen Bombardierungen der deutschen Städte. Am Ende fiel Berlin, schutzlos, in Trümmer gelegt, ausgebrannt. Was für London geplant war, musste Berlin, die Hauptstadt des Deutschen Reiches, erleiden. Der „Reichskanzler“ war tot, das großdeutsche Reich beendet. Der Traum der Hitler-Getreuen von einer Weltherrschaft („Heute gehört uns Deutschland, morgen die ganze Welt“) blieb unerfüllt.

#### Die Folgen für Europa und die Welt

Der Sieg der Athener bei Salamis wurde in Griechenland mit Begeisterung aufgenommen. Man hat sich gegen die persischen „Barbaren“ schützen können. Das Land, das als geografischer Raum auch als Europa bezeichnet wurde, behauptete sich gegen Asien. Es blieb frei von östlicher Bevormundung. Eine monarchische Fremdherrschaft, die auch als „Tyrannis“ verstanden wurde, blieb dem Westen erspart. In Freiheit konnte sich die griechische Zivilisation weiter entwickeln, die Metropole Athen erklimmte ihren Höhepunkt an Kultur, in ihr gewann das neue politische Ordnungsmodell der Demokratie Gestalt und Ansehen. Es entstanden die Grundlagen einer neuen Lebens- und Weltordnung. „Die Schlacht bei Salamis ist auch um die geistige Zukunft Europas geführt worden.“ (DAHLHEIM, 177). Überhaupt wurde damals die Zukunft Europas und der westlichen Welt auf den Weg gebracht.

Den erfolgreichen Sturm auf den deutschen Schutzwall in der Normandie nahm man im größten Teil der Welt mit einer von Dankbarkeit getragenen Hochstimmung zur Kenntnis. Man feierte den Anfang vom Ende des Hitlerregimes und seiner Barbarei. Der Weg zum endgültigen Sieg war freigekämpft. Dem Wüten des „Furor Teutonicus“, den Josef Goebbels 1943 noch teuflisch beschworen hatte, (s. HEIBER, 143), wurde Einhalt geboten. Bald sollten die von einem machtbesessenen Diktator besetzten Gebiete des Kontinents wieder zur Demokratie und zu ihrer geordneten, durch Tradition begründeten Lebensweise zurückkehren können. Die Tugenden und Werte des Westens bekamen wieder eine Zukunft. Wissenschaft und Kultur durften auf eine frische Blüte warten, befreit von den Fesseln eines totalitären Staates. Am Horizont zeichnete sich die Einheit Europas in Frieden und Freiheit ab – zumindest für seine westliche Hälfte.

Der Althistoriker CHRISTIAN MEIER (33) schreibt zur Schlacht bei Salamis: „Selten in der Geschichte [...] hat in einer Schlacht so viel auf dem Spiel gestanden. Die Enge von Salamis bildete gleichsam ein Nadelöhr, durch das die Weltgeschichte hindurch musste.“ Sonst wäre nicht statt eines großen, monarchisch regierten Reiches ein damals noch unbedeutendes Volk dazu gekommen, der Zukunft Europas und des Westens eine entscheidende Wende zu geben. Ließe sich das nicht auch für das „Nadelöhr“ des Atlantikwalles sagen? Auch da musste die Weltgeschichte durch, damit sich die Welt des Westens hin zu einer Epoche des Friedens und der Freiheit wenden konnte. Nur unter solcher Voraussetzung gelang die Vereinigung Europas, überhaupt die politisch-kulturelle Union der westlichen Welt –



zumindest in Ansätzen. Die Schlachten bei Salamis und an der Küste der Normandie waren, so viel gilt als sicher, die beiden größten, die jemals für Freiheit und Demokratie geschlagen wurden.

Man wird sich fragen: Was bringt der Vergleich zweier an die zweieinhalb Jahrtausende auseinanderliegender Ereignisse? Salamis und Normandie sind zwei Erinnerungsorte der Geschichte. Was sich da jeweils ereignete, ist in seinen Grundzügen gleich. Geschichte wiederholt sich. Ob man aus solchem Wissen etwas lernt, ist eher zweifelhaft. Doch das Erfahren solchermaßen gleicher oder ähnlicher Ereignisse im Laufe einer langen Geschichte macht jedem bewusst, dass das, was an der aktuellen Oberfläche unseres Lebens geschieht, letztlich das Ergebnis von vielen, oft dramatischen Entscheidungssituationen in früheren Zeiten darstellt. So entsteht ohne Zweifel ein gewisses, vielleicht sogar vertieftes Geschichtsbewusstsein. Zudem wächst im geschichtlich denkenden Menschen die Einsicht, dass – wie im vorliegenden Fall – Europa als nunmehr politische Größe nicht eindimensional etwa als eine Einheit der Ökonomie und der Kapitalmärkte zu begreifen ist. Dieses Europa erschließt sich uns in vielen Dimensionen, die geistig-kulturelle ist nicht die geringste davon.

#### Verwendete Literatur

- BENGTSON, H.: Griechische Geschichte. Von den Anfängen bis in die römische Kaiserzeit, München 1950
- DAHLHEIM, W.: Die Antike. Griechenland und Rom, Darmstadt 1994
- HEIBER, H. (Hg.): Goebbels Reden, Bd. II (1939-45), Düsseldorf 1972
- LIEB, B.: Unternehmen Overlord. Die Invasion in der Normandie, München 2014
- MAIER, F. (1): Themistokles. In: Cornelius Nepos. Berühmte Männer, Kommentar, Bamberg 2005, 7ff.
- MAIER, F. (2): Pegasus. Das lateinische Lesebuch der Mittelstufe. Großer Kommentar, Bamberg 2005, 7–21
- MAIER, F. (3): Demokratie – Glanz und Elend eines Staatsmodells. In: Schicksal, Glück und Lebenssinn, München 2011, 49–71
- MEIER, Chr.: Athen. Neubeginn der Weltgeschichte, Berlin 1997
- OSE, D.: Entscheidung im Westen 1944. Der Oberbefehlshaber West und die Abwehr der alliierten Invasion, Stuttgart, 1982
- PAYNE, R.: Der Triumph der Griechen. Das antike Griechenland und seine Kultur, Stuttgart 1996
- SCHMITZ, W.: Themistokles. In: Große Gestalten der griechischen Antike (hg. von Kai Brodersen), München 1999
- SEVERLOH, H.: WN 62 - Erinnerungen an Omaha Beach. Normandie, 6. Juni 1944, Garbsen 2000.
- STÜWE, K./WEBER, G.: Antike und moderne Demokratie, Stuttgart 2004
- WIEGREFE, K.: Sieg um jeden Preis. In: DER SPIEGEL 23/2004, 52–70

## Antike im Internet Online-Übungen auf [www.sofatutor.at](http://www.sofatutor.at)

Gottfried Siehs

Das Angebot an Übungen im Internet zu Latein und anderen Fächern ist nahezu unüberschaubar. Einen Ansatz, der über die meisten anderen hinausgeht, findet man auf [www.sofatutor.at](http://www.sofatutor.at).

ALLE KOSTENLOSEN VIDEOS IN 3. LERNJAHR - LATEIN

<p>Participium coniunctum und Ablativus absolutus</p>	<p>Deponentien</p>	<p>Hortativ</p>

#### Beschreibung

Es handelt sich dabei um ein Portal, das Unterstützung in vielen Fächern anbietet, wobei abgeschlossene Lerneinheiten als Video von etwa 6 bis 10 Minuten Dauer präsentiert werden. Anschließend kann der Inhalt mit interaktiven Übungen in abwechslungsreichen Aufgabenformaten gefestigt werden. Treten dabei Probleme auf, kann man sich Tipps anzeigen lassen. Außerdem ermöglicht es der Knopf *Video-Hilfe*, nochmals an die entsprechende Stelle des Videos zu springen. Nachdem der passende Ausschnitt präsentiert wurde, kommt man wieder in die Übung zurück und kann sie genau dort fortsetzen, wo man die Hilfe aufgerufen hat. Am Ende jeder Aufgabe werden immer die richtige Lösung und weiterführende Informationen und Lösungswege angezeigt.

#### Erkundung der Seite

*Fächer / Latein* anklicken. Es werden die Themenbereiche angezeigt. In einem Bereich auf *Alle Inhalte des Themenbereichs* klicken, dann auf *alle Inhalte des Themas*. Nun erhält man eine kurze Beschreibung der jeweiligen Einheiten. Auch ein Blick in das *sofatutor-Magazin* (Link ganz unten) zeigt interessante Beiträge. Auch im Schüler-Magazin gibt es Interessantes zu finden, etwa: *Welcher Lerntyp bist du?* oder *Macht es schlau, mit der Hand zu schreiben?*

#### Angebot

Videos und Übungen werden offenbar von einem großen Team von Spezialisten entwickelt und sind von hoher Qualität. Das Angebot ist für Schüler kostenpflichtig. Es gibt jedoch einen Testzugang, mit dem einige Videos und Übungen kostenlos erprobt werden können. Besonders interessant: LehrerInnen, LehramtsstudentInnen und UnterrichtspraktikantInnen erhalten freien Zugang zu allen Videos, Übungen und dem Fach-Chat.

#### Einsatz

Es lassen sich viele Anregungen für den eigenen Unterricht gewinnen, auch der Einsatz der Medien im Unterricht scheint durchaus erlaubt und erwünscht zu sein, wie aus der Seite [www.sofatutor.at/lehrer](http://www.sofatutor.at/lehrer) hervorgeht ("Bringen Sie ... Bewegung in Ihre Tafelbilder", "Zeigen Sie Schülern aller Jahrgangsstufen didaktisch ansprechende Videos", ...). Natürlich müssen dabei die AGB beachtet werden!

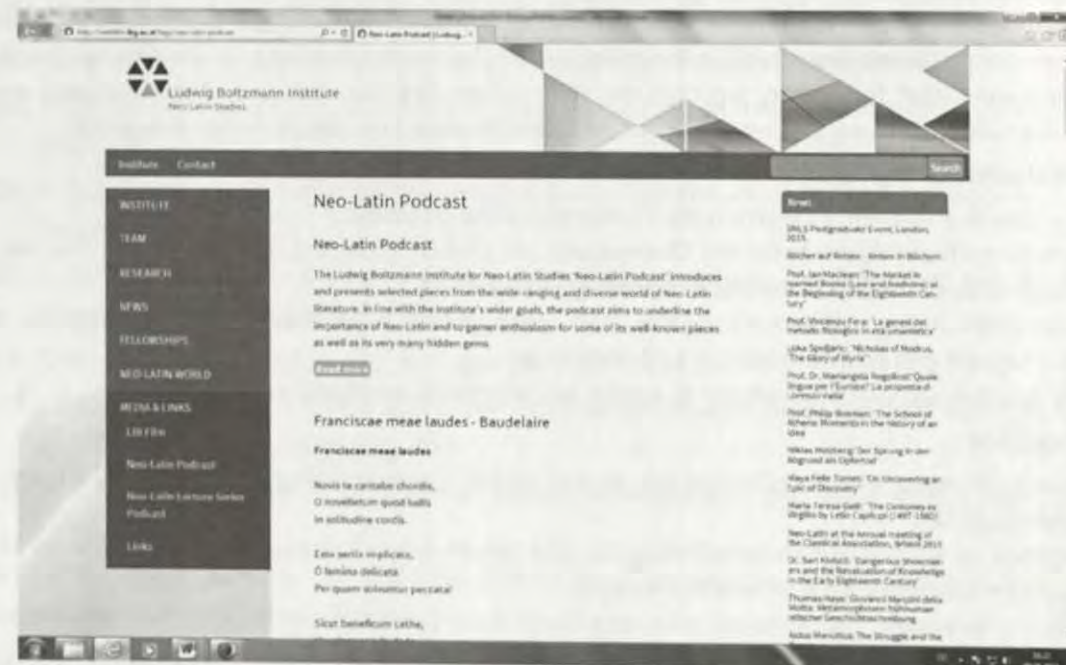


## Ludwig Boltzmann Institute for Neo-Latin Studies: Neo-Latin Podcast

<http://neolatin.lbg.ac.at/tags/neo-latin-podcast>

William Barton

The Ludwig Boltzmann Institute (LBI) for Neo-Latin Studies podcast was developed as a means to showcase the great variety, depth and quality of literature available among works written in Latin from 1350 to the modern day. Each episode constitutes a self contained moment of engagement with a short poem or prose excerpt. The piece treated in each podcast is selected from my reading throughout the course of my doctoral and (now) post-doctoral work at the LBI. This selection is made often on account of the Latin piece's relevance to current events (cf. the podcast on Pope Benedict's resignation) but also often simply because it has stood out as particularly interesting, or because it was recommended to me by a colleague. The enormous extent of Neo-Latin literature – both in the breadth of genres it represents and the (still expanding) time period in which it was written – as well as the way in which I have come across material for each episode, means that the podcast includes episodes on authors counted among the heroes of Later Latin Literature (e.g. Jakob Balde) alongside episodes on much lesser known writers. This variation demonstrates the rich tradition of writing which makes up the Neo-Latin world.



Each podcast episode begins with a short introduction to the text, the author and the key ideas presented in the piece. There are included here notes on the text and occasionally its vocabulary. Then follows first an English translation of the text and finally the Latin text. For the readers of the *Latein Forum*, I have chosen two examples.

### Example 1: John Owen's Epigrams (25.1.2012)

<http://neolatin.lbg.ac.at/podcast/john-owen-epigrams>

This month, the podcast takes its inspiration from the most recent presentation in the LBI's lecture series; Dr. Victoria Moul's 'Reading Latin Elegies in Seventeenth Century England' which turned our attention to the treasures that British Neo-Latin has to offer.

So, in this episode, we'll be taking a look at three related Epigrams by the Welsh poet John Owen.

Owen was born, it is thought, in 1564 in the Welsh county of Gwynedd and died in 1622. He's buried at St Paul's Cathedral in London. His work, published in 10 books appearing in four installments beginning in 1607, is described as the 'high-water mark of the Latin Epigram in England' in Leicester Bradner's 1940 *Musae Anglicanae*, which is incidentally a great starting point for those interested in Anglo-Latin. Bradner attributes Owen's success and widespread popularity to his wit and satirical genius. The collected epigrams of the Cambro-Britannicus were published as part of Brill's *Textus Minores Series* by John R. C. Martyn with the title *Ioannis Aodoeni Epigrammata* between 1976 and 1978, and a great online edition with introduction, translation and hyper-text notes by Dana F. Sutton can be found at [www.philological.bham.ac.uk/owen](http://www.philological.bham.ac.uk/owen) which went online in 1999

The epigrams I've chosen: book 2 epigram 152, book 2 number 85 and book 1 number 79, are aimed at at once adhering to our British theme, nodding to Owen's very favourable continental reception and also reflecting the great sense of fun and wit that the reader encounters on perusing the epigrams.

The first one I'll read, the last one numerically, plays on the story of Thomas More's reputed request to his executor, as he laid his head on the block to be executed for treason, to spare his beard as it had done nothing wrong.

It reads:

More suffered his head to be cut from his body,  
but did not want his hair cut from his head.

*Abscindi passus caput est a corpore Morus,  
Abscindi crines noluit a capite.*

The next epigram, 2. 85 addresses Dutch scholar Erasmus of Rotterdam who wrote his famous satire 'In Praise of Folly' while staying with his friend Thomas More at the Englishman's estate at Bucklersbury. The Greek name of the essay 'Morias Encomion' contains a playful pun on More's name and is even sometimes translated as 'In praise of More' This piece nicely showcases the favoured twin tools of epigram, those of paradox and antithesis, it goes

You, Erasmus, were the first to write a praise of folly  
and that folly demonstrates your talent.

*Stultitiae laudem scripsisti primus, Erasme.  
Indicat ingenium stultitia ista tuum.*

The last of our epigrams today, number 79 of book ,1 stays with the subject of the last, Erasmus, and picks up the theme of name-punning in rallying to the defence of Thomas



More by poking fun back at Erasmus. Since I think my audience is latinate so to speak, I won't spoil this already tame joke by laying it out too clearly and I'll just let the listener deduce:

When the verb is *eras* and the noun is *mus*,  
let the reader deduce what might be 'Erasmus'

*Cum verbum sit eras, mus nomen, quid sit Erasmus  
Ingenio lector colligat inde suo.*

Thanks, as always, for listening. The institute's website at [neolatin.lbg.ac.at](http://neolatin.lbg.ac.at) is always updated with the latest news and events so please pay us a visit if you'd like any further information on our work

**Example 2: Papal Resignation (22.3.2013)**

<http://neolatin.lbg.ac.at/podcast/papal-resignation>

Latin, in fact the very latest in Neo-Latin, has had a brief shining moment of attention over the last month with the resignation of Pope Benedict XVI who delivered the announcement of his abdication of the papacy in the ancient language. Indeed, the journalist who got the 'scoop', Italian reporter Giovanna Chirri, was able to report the news first because she understood the pope's announcement in Latin and unlike the other journalists did not have to wait for a translation. She tweeted the news moments after the speech.

The text, video and audio of Pope Benedict XVI's resignation is freely available on the Vatican radio website. Translations into many and varied languages are also very easy to find on the net, so I won't be reading out the text of the recent resignation. The pope did that very well himself.

Instead I'm going to provide some material for comparison. The last pope to resign from office was Pope Gregory XII in 1415 at the Council of Constance. His abdication of the post ended the Western Schism, which had divided the Catholic Church between the Papacy of Rome and the Papacy of Avignon for 39 years between 1378 and 1417. Pope Gregory the XII did not read the text of his own resignation. This was done for him by his appointed proxy Carolus Malatesta. He was succeeded by Martin V who was elected pope on 11th November 1417.

The weight of the resignation of Pope Gregory XII, given its political and ecclesiastical importance, is matched by the weight of the periodic sentence that Malatesta constructs to deliver it. This grand style is set in sharp contrast to the relatively calm and simple resignation speech of Benedict XVI.

In the usual way, I'll begin with the English and follow with the Latin.

I Carolus Malatesta of Rimini, vicar of a considerable number of other lands at this time, and indeed, governor of the province of Romagna, in the name of Christ our father, on behalf of the most holy Gregory the 12th Pope through divine providence and the leader of the Holy Roman Church, whose proxy I also now am, have for the following texts full, individual and irrevocable mandate, insofar as it is agreed through the authentic bull of our aforementioned Most Holy Lord, which has just been read out. Not forced or compelled by any violence, nor guided in error, in

order that it might be made plainly evident to all through this act, in how much sincerity and with how much love of the heart the sacred unison and the reintegration of Christians into a single unified Holy mother Church has been sought and how much it is now being sought by me, indeed, as proxy, by way of this resignation, completely, innocently and sincerely, in the name of our Holiness Lord Pope Gregory XII. In the name of the Father, the son and the Holy Ghost, I renounce and yield expressly with these words, here before you and with immediate effect, the oath, title and property that belongs to the Papacy ...

*Ego Carolus de Malatestis Armini, et nonnullarum aliarum terrarum in temporalibus Vicarius, necnon Provinciae Romandiolae Rector pro Sanctissimo in Christo Patre Nomine Gregorio divina providentia Papa Duodecimo et Sanctae Romanae Ecclesiae generalis, atque eiusdem Sanctissimi Domini nostri Papae procurator, habens ad infra scripta plenum, speciale et irrevocabile mandatum, quemadmodum constat per bullam authenticam Sanctissimi Domini nostri praedicti proxime lectam, nulla oppressus aut coactus violentia aut nullo ductus errore, ut omnibus aperte pateat per effectum, quanta synceritate, quantaque cordis affectione sacram unionem et redintegrationem Christianorum in unitate Sanctae matris Ecclesiae prosecurus fuit, prosequaturque per viam etiam renunciationis inclusive pure et libere et syncere procuratio nomine ipsius sanctissimi Domini nostri Gregorii Papae Duodecimi in nomine Patris, et Filii et Spiritus sancti renuncio et cedo expresse in his scriptis, realiter et cum effectu, iuri, titulo et possessioni quod, quem et quam ipse habet in Papatu ...*

Today's text was, for me at any rate, remarkably difficult to find given its historical importance. The version of the text I've used here I tracked down in Severinus Binius' *Concilia Generalia, Et Provincialia, Graeca Et Latina Quotquot Reperiri Potuerunt: Volume 3, Issue 2*, which is a very convenient "googlebook".

I hope, as always of course, you've found this podcast interesting. Tune in for the next episode coming soon at [www.neolatin.lbg.ac.at](http://www.neolatin.lbg.ac.at) or on iTunes.



## Stichwort: „Familie“\*

Klaus Bartels

Was ist eine Familie? Da denken wir an einen trauten Familienkreis von Vater und Mutter, Söhnen und Töchtern und weiter an vielfach verzweigte Stammbäume mit Ringlein für die Eheschließungen und Linien für die Blutsverwandtschaften: Da geht es zu den Großeltern hinauf und zu den Enkeln hinab und seitwärts zu Geschwistern, Onkeln und Tanten, Neffen und Nichten hinüber. Bei den Patchwork-Familien geht das alles ein wenig durcheinander; aber die „Familie“ selbst ist auf einem einzigen Stamm gewachsen.

### Aus dem Oskischen

Das Wort stammt aus dem Oskischen, einer in früher Zeit in Kampanien gesprochenen, später vom Lateinischen verdrängten Sprache. Seinen ersten Auftritt hat es – noch in Gestalt eines peinlich endungslosen *famul*, „Diener, Sklave“ – in einem Fragment des altrömischen Dichters Ennius, der sich stolz der „drei Herzen“ in seiner Brust rühmte, seines heimischen oskischen, eines griechischen und eines lateinischen. In zwei epischen Versen ist da die Rede von einem „höchsten Sterblichen“, den die Glücksgöttin „aus dem höchsten Königsrang“ unversehens habe stürzen lassen, *ut famul infimus esset* – „dass er der niederste Diener sei“.

Die Römer verpassten dem fremden, bloßen *famul* alsbald eine anständige lateinische Endung, stellten dem männlichen *famulus* eine weibliche *famula* zur Seite und gewannen dem Wort noch das zukunftssträchtige Kollektivum einer *familia* ab. Die so assimilierte *familia* bezeichnete eigentlich die gesamte „Dienerschaft“ oder „Sklavenschaft“ in der Wirtschaftsgemeinschaft eines antiken Haushalts, und die reichte in vermögenden Verhältnissen etwa vom Chef de service und der Küchenbrigade im römischen Stadthaus bis hin zu den Sklavenkohorten in einer stadtnahen Sommervilla oder auf weiteren Gütern irgendwo in den Provinzen. Zu einer solchen *familia* mochten schon im Stadthaus leicht Dutzende, auf den übrigen Besitzungen leicht Tausende zählen. In neronischer Zeit rühmt einer den Reichtum des petronischen Trimalchio mit den Worten: „Grund und Boden hat der, soweit die Milane fliegen [...] Und erst die *familia*: Ich glaube, nicht einmal jeder zehnte von denen kennt seinen Herrn.“ Die Schlüsselfigur in dieser „Familien“-Geschichte ist der *pater familias*, der „Vater der Familie“, der in diesem Haushalt, diesem Staat im Staate, frei schaltete und waltete und dessen „väterliche Gewalt“ sich von der *mater familias*, der „Mutter der Familie“, und den Söhnen und Töchtern bis zu derlei Sklavenschaften auf den fernsten Familienbesitzungen erstreckte. Über diesen *pater familias*, dessen ehrwürdiger, einen altlateinischen Genitiv auf *-as* bewahrender Titel den Vater der Herrschafts-„Familie“ zugleich als Vater der Sklaven-*familia* ansprach und so die freie „Familie“ des Herrn in die unfreie *familia* der Sklaven einbezog, ist die Bedeutung unseres Stichworts schon früh von der „Sklavenschaft“ auf das gerade Gegenteil, auf die „Familie“ der Herrschaft, übergegangen.

Die beiden einander entgegengesetzten Bedeutungen sind in klassischer Zeit nebeneinander gebräuchlich geblieben. So kann sich in den terenzischen „Brüdern“ ein alter Herr – zu

\* Dieser Text wurde bereits in der Neuen Zürcher Zeitung vom 6.1.2015, S. 41 publiziert.

Unrecht – über einen jungen Liebhaber aus bester Familie empören, der einen Bordellwirt und die ganze bei ihm dienstleistende *familia* halb totgeschlagen habe, und kann zugleich ein anderer Klage führen über eine weitere vermeintliche Schandtats dieses jungen Mannes und kopfschüttelnd hinzusetzen: „Und das aus dieser angesehenen *familia*!“ Später verweist Iulius Caesar einmal auf die mythische Abstammung seiner „Familie“, von Iulus, dem Sohn des Aeneas, und damit von der Liebesgöttin Venus.

### Besitz und Verwandtschaft

Das Nebeneinander dieser Bedeutungen, das seit dem alten Ennius in die Dichtersprache aufgestiegene Dienerpaar *famulus* und *famula* und eine siebenköpfige weitere *famul*-Wörterfamilie konnten allezeit daran erinnern, dass diese *familia* auch dann, wenn sie sich auf eine Generationenfolge bezog, eigentlich auf eine wirtschaftende Familie und ihr Familienvermögen deutete. Mit dem Ende der Antike und damit auch der Sklaverei in dieser Form hat sich die Bedeutung der lateinischen *familia* vollends auf den anderen, engeren Kreis unserer „Familie“ zusammengezogen; erst mit diesem Paradigmenwechsel von den Besitzverhältnissen zu den Verwandtschaftsverhältnissen hat das Wort bei uns die „familiäre“ häusliche Herdwärme gewonnen, die jetzt von ihm ausstrahlt.

### Anmerkung der LF-Redaktion

Wir möchten auf die zahlreichen Publikationen von Klaus Bartels hinweisen, unter anderem auf die folgende:



Klaus Bartels:  
**Geflügelte Worte aus der Antike.**  
*Woher sie kommen und was sie bedeuten,*  
 Darmstadt/Mainz: Philipp von Zabern 2013  
 (147 S.; ISBN: 978-3-8053-4637-5; € 19,99 [D]/ € 20,60 [A])



## Die Beziehung zwischen Katze und Mensch in der lateinischen Literatur von der Antike bis ins Mittelalter Teil 1<sup>1</sup>

Romina Lebitsch

Vorliegende Arbeit ist im Nah-Bereich der Human-Animal Studies anzusiedeln: Es wird kein Tier objektiviert und in den Fokus gestellt, sondern es werden Mensch-Tier-Beziehungen untersucht, indem kulturelle und gesellschaftliche Konstruktionen analysiert, die Entwicklung von Kategorien, denen Tiere zugeordnet werden, historisch beleuchtet und die Filter, die über literarischen und realen Tieren liegen, gelüftet werden. Dies sowie der tiersensible Sprachgebrauch (hierin folgt die Autorin den Grundgedanken der Ökoluinguistik) und ein Vermeiden jeglicher Speziesismen (Diskriminierung von Lebewesen auf Grund ihrer Angehörigkeit zu einer bestimmten Spezies) ermöglichen einen neuen Zugang zu alten Texten, der auch der Wissbegierde von Schülerinnen und Schülern entgegenkommt.

Ein Schwerpunkt der wohlkomponierten Sammlung<sup>2</sup> liegt auf lateinischen Texten des Mittelalters, die eine durchaus willkommene Abwechslung im Lateinunterricht, sowohl für LehrerInnen als auch für SchülerInnen, darstellen können. Vor allem mittelalterliche Genera wie Heiligenviten sind mitunter sprachlich und inhaltlich leicht zu entschlüsseln, was zu schnellen Erfolgserlebnissen führt. Wenn diese Texte darüber hinaus auch Themen ansprechen, die mentalitätsgeschichtlich interessant sind und dazu noch Bezüge zu eigenem Fühlen und Erleben herstellen, ist damit ein hoher Motivationsfaktor verbunden. Gerade Belege für positive Mensch-Tier-Beziehungen, wie sie auch in dieser Arbeit für den Schulunterricht aufbereitet werden (z.B. Luxurius; Plinius, NH, IX, 24f.)<sup>3</sup>, vermögen Jugendliche für lateinische Texte zu begeistern, und die Katze – „wicked beast“ mit hoher street credibility und „furry angel“<sup>4</sup> in Personalunion als auch von diesen Konstruktionen befreites reales Tier – ist eine besonders attraktive Protagonistin in Literatur und Leben (in manchen Mensch-Katze-Beziehungen ist protagonistes übrigens gewiss wörtlich zu nehmen).

Die besondere Art der Herangehensweise an das Thema (s.o.) bietet wertvolle Anregungen zur Diskussion ethischer Fragen und kann daher durchaus auch zu einer Sensibilisierung für prekäre Mensch-Tier-Verhältnisse führen und im Sinne der Human-Animal Studies somit auch gesellschaftliche Auswirkungen zeitigen.

Ao. Univ.-Prof.<sup>in</sup> Mag.<sup>a</sup> Dr.<sup>in</sup> Gabriela Kompatscher Gufler

<sup>1</sup> Anmerkung der LF-Redaktion: Der zweite Teil dieses Beitrags – mit konkreten Vorschlägen für die didaktische Umsetzung des Themas „Katze-Mensch-Beziehung“ im Lateinunterricht – wird in der übernächsten Ausgabe des *Latein Forum* erscheinen. Der Artikel basiert auf der an der Universität Innsbruck bei Univ.-Prof.<sup>in</sup> Dr.<sup>in</sup> Gabriela Kompatscher Gufler eingereichten Diplomarbeit der Verfasserin. – Druckfehler in den Editionen der lateinischen Texte wurden ohne Hinweise korrigiert.

<sup>2</sup> Hier sei auf die Sorgfalt und die Rührigkeit der Autorin bei der Recherche verwiesen – schien es doch zunächst, als sei die Zahl an erhaltenen Texten, die Bezug auf Katzen nehmen, relativ gering.

<sup>3</sup> Siehe auch G. Kompatscher/A. Classen/P. Dinzelbacher, *Tiere als Freunde im Mittelalter*. Badenweiler 2010, sowie G. Kompatscher/F. Römer/S. Schreiner Partner, *Freunde und Gefährten*. Wien 2014

Arbeitsunterlagen für den Schulunterricht stehen unter folgender Adresse kostenlos zur Verfügung:  
<https://shop.verlagholzhausen.at/hhshop/Partner-Freunde-Gefaeahrten.htm> (19.7.2015)

<sup>4</sup> Jerome K. Jerome, *The idle thoughts of an idle fellow*. Mailand 2014, cap. VI (in den Vorschlägen für die didaktische Umsetzung findet sich ein Ausschnitt daraus)

## 1 EINLEITUNG

„Die Katze ist nicht mein Gefangener, sondern ein unabhängiges Wesen von fast gleichem Status, das zufällig im selben Haus wohnt wie ich.“ – Dieser Spruch wird dem berühmten Tierverhaltensforscher Konrad Lorenz nachgesagt und lässt erkennen, welchen Stellenwert die Katze heute als Haus- und Gesellschaftstier innehat. Es ist bemerkenswert, wie sich dieses scheue und zurückhaltende Wildtier im Verlauf der Jahrhunderte als Freund des Menschen etablieren konnte. Diese Beziehung zwischen Katze und Mensch entfaltet sich allerdings nur sehr langsam, von anfänglicher Ablehnung über skeptische Distanz bis hin zur gegenseitigen Wertschätzung.



Der Schreibtisch der Autorin (Foto: R. Lebitsch)

In der vorliegenden Arbeit werden vor allem die Anfänge der Katze-Mensch-Beziehung in der lateinischen Literatur sowie deren Entwicklung bis hin ins Mittelalter betrachtet. Dabei spielen folgende Fragen und Aspekte eine Rolle: Welchen Zugang hatten die Römer zur Katze? Welche Eigenschaften wurden ihr zugeschrieben? Wie veränderte sich die Haltung gegenüber dem Tier im ausgehenden Mittelalter und welchen Einfluss hatte dabei das Christentum? Wie sahen die Menschen im Mittelalter die Katze? Zudem soll auch die Symbolik der Katze vor allem in mittelalterlichen Texten Thema sein sowie ihre vielseitigen „praktischen Verwendungen“ zu der Zeit. Diese Fragen sollen anhand von ausgewählten Textstellen verschiedener Autoren aus Antike und Mittelalter geklärt und beantwortet werden. Ein weiterer Fokus soll auf der Umsetzung und Bearbeitung der Passagen im Lateinunterricht liegen. Zur Textauswahl ist anzumerken, dass keineswegs ein Anspruch auf Vollständigkeit bestehen soll, vielmehr handelt es sich dabei um einen Überblick über die Entwicklung der Beziehung zwischen Katze und Mensch, welcher exemplarisch durch einzelne Textauszüge veranschaulicht werden soll. Die Gliederung dieser Stellen erfolgte grob nach Themengebieten, innerhalb derer einzelne Autoren diskutiert werden.

Bezüglich der Quellenlage ist zu sagen, dass es, im Vergleich zur Antike, gerade im Mittelalter zahlreiche Texte zur Katze als Tier gibt, vor allem in religiösem Kontext. Deshalb wurde gerade in diesem Bereich nur eine Auswahl bestimmter Texte getroffen. Dabei stütze ich mich anfangs auf grundlegende Sekundärliteratur zum Thema. Nennenswert ist an dieser Stelle Laurence Bobis, die einen sehr umfangreichen Einblick in alle Epochen der Katzensgeschichte liefert. Außerdem Otto Keller, dessen Werk zur antiken Tierwelt zwar



bereits 1909 erschienen ist, aber dennoch alles Wesentliche dazu beinhaltet, zudem zahlreiche Abbildungen. Für die Bearbeitung des Themas im Mittelalter konnte ich insbesondere auf Gertrud Blaschitz und Tatjana Haiders Arbeiten zurückgreifen, die sich sehr stark mit der symbolischen Bedeutung der Katze, sowohl in religiösem als auch in säkularem Bereich, auseinandersetzen.

Zum Aufbau der einzelnen Kapitel dieser Arbeit: In Kapitel 2 werden antike Autoren vorgestellt und Auszüge aus deren Werken in Hinblick auf die Katze analysiert. Dabei ist die zentrale Frage, ab wann bzw. ob die Menschen in der Antike überhaupt einen besonderen Bezug zur Katze hatten und was sie über das Tier bereits wussten. Die Einteilung der Unterkapitel erfolgte ungefähr nach Themen, wobei teilweise auch nach Textgattungen, zum Beispiel in Kapitel 2.2, gegliedert wurde.

Kapitel 3 befasst sich mit der Beziehung der Katze zum Menschen im Mittelalter. Dabei steht in den Unterkapiteln zur Katze und dem frühen Christentum sowie zur Katze und dem Teufel vorwiegend der symbolische Aspekt der Darstellung des Tieres im Vordergrund. Das Kapitel zur Katze und zur Frau soll einen Überblick geben über diese besondere Verbindung, die in verschiedenen Phasen der (lateinischen) Literatur vermehrt zum Ausdruck kommt. Schließlich finden sich in den Kapiteln zur Verwendung der Katze in der Medizin und der Wissenschaft eher praktisch orientierte Ansätze zum „Gebrauch“ des Tieres, welche aber genauso wertvoll sind, um die Beziehung desselben zum Menschen zu erforschen.

Im Anschluss werden in Kapitel 4 dieser Arbeit praktische Anwendungsmöglichkeiten zur Umsetzung des Themas im Lateinunterricht vorgestellt.<sup>5</sup> Diese sind in Form von Stundenbildern mit den dazugehörigen Übersetzungstexten, Arbeitsaufgaben und Materialien gegeben. Der fachdidaktische Hintergrund zur Ausführung des Themas wird an dieser Stelle ebenfalls erläutert.

Abschließend seien die Ziele der vorliegenden Arbeit noch einmal zusammengefasst. Zum einen soll also ein Überblick über die Erwähnungen der Katze in der lateinischen Literatur sowie die Darstellung der Beziehung des Tieres zum Menschen gegeben werden. Auf der anderen Seite steht der fachdidaktische Zugang zum Thema, unter dessen Berücksichtigung ausgewählte Textstellen Anwendung im Lateinunterricht finden sollen.

## 2 DIE KATZE IN DER LATEINISCHEN LITERATUR DER ANTIKE

Grundsätzlich weisen mehrere archäologische Funde darauf hin, dass die Wildkatze (*felis silvestris*) bereits seit der Eiszeit besonders in Mitteleuropa sowie im Bereich des heutigen Großbritannien verbreitet war.<sup>6</sup> Da es in dieser Arbeit aber besonders um die Beziehung zwischen Menschen und Katzen in der lateinischen Literatur gehen soll, wird ein Hauptaugenmerk auf den Beginn dieser Beziehung vor allem im römischen Raum gelegt. Im heutigen Silchester in Südengland finden sich zum Beispiel Trittspuren von vermutlich domestizierten Katzen auf Keramikplatten aus römischer Zeit.<sup>7</sup> Vor allem über den Handelsweg gelangten Katzen damals von Ägypten nach Griechenland<sup>8</sup> und von dort weiter nach Rom. Außerdem sorgten wohl auch römische Legionäre für deren Verbreitung

<sup>5</sup> Siehe Anm. 1.

<sup>6</sup> Vgl. Zeuner 326.

<sup>7</sup> Vgl. Zeuner 327.

<sup>8</sup> Vgl. Damjan 26f.

innerhalb des römischen Reiches.<sup>9</sup> Seit der Zeit des Augustus scheint die Hauskatze schlussendlich in Rom bekannt zu sein, in ihrer Verbindung zum Menschen vor allem in ihrer Funktion als Mäusefängerin, davor aber zudem schon als Fabeltier und als quasi Sinn- und Feindbild in religiösen Kulturen der Ägypter.

Im Folgenden wird genauer auf ausgewählte Erwähnungen der Katze bei römischen Autoren eingegangen, wobei hier die verschiedenen Rollen der Katze thematisch in drei grobe Bereiche eingeteilt wurden: Kritik der Römer am ägyptischen Katzenkult, die Katze in Fabeln und die Katze als sogenanntes Nutztier in vorwiegend landwirtschaftlichen Texten.

### 2.1 Die Katze und die Ägypter – Kritik am Katzenkult

Die Domestikation der Katze markiert sicher die Anfänge ihrer Beziehung zum Menschen. Folglich ist es interessant, diese ersten Verbindungen zwischen Mensch und Katze genauer zu betrachten und außerdem deren Außenwirkung, in unserem Fall auf die römische Welt, zu berücksichtigen. Bevor beispielhaft Textstellen einzelner antiker Autoren aufgezeigt werden, ist es wichtig, die Grundzüge des ägyptischen Katzenkults zu kennen.

Bereits im 3. Jahrtausend vor Christus wurden immer wieder einzelne Falbkatzen, afrikanische Wildkatzen, gezähmt, als Haustier hielt man die Katze dann seit Mitte des 2. Jahrtausends vor Christus.<sup>10</sup> In dieser Funktion war die Katze in Ägypten wohl schon ein vergleichbar beliebtes Haustier, wie sie es heute weltweit ist, denn man hielt sich Katzen vorwiegend als Gesellschaftstier und weniger als sogenanntes Nutztier. Zwischen 945 und 715 vor Christus war Bubastis, die Stadt der Göttin Bastet, als deren heiliges Tier die Katze galt, Hauptstadt Ägyptens. Zu dieser Zeit erlebte die Verehrung dieser Tiere ihren Höhepunkt zusammen mit ihrer Domestikation, denn ab diesem Zeitpunkt wurden Katzen fast schon massenhaft gehalten. Aus dieser Phase der ägyptischen Geschichte stammen auch Funde von mumifizierten Katzen, die oft ihren Besitzern als Grabbeigaben beigelegt wurden.<sup>11</sup> Zu dieser Zeit dürfte die Katze den Römern zwar schon bekannt gewesen sein, allerdings nicht als Haus-, Nutz- oder Gesellschaftstier. Anders als in Ägypten wurden Tiere in Rom im Götterkult eher wenig verehrt. Im Grunde galten als heilige Tiere am ehesten Schlangen oder Nattern, die in den Heiligtümern des Asklepios und verwandter Gottheiten Platz gefunden hatten. Auf Epidauros gab es neben den heiligen Schlangen noch heilige Hunde, die im Ruf standen, mit ihrem Speichel Wunden bei Kranken zu heilen. Als heilige Tiere im weitesten Sinn könnte man bei den Römern zudem Bärinnen im Zusammenhang mit der Göttin Artemis oder Stiere in Verbindung mit Dionysos nennen.<sup>12</sup> Was die Verbreitung der Katze im römischen Reich außerdem erschwerte, war, dass die Ägypter für die Tiere ein Exportverbot verhängt hatten, welches auch relativ streng geahndet worden sein dürfte.<sup>13</sup>



Darstellung der Göttin Bastet mit Katzenkopf, modern Replik einer ägyptischen Statuette (Foto: Kotofej K. Bajun)

<sup>9</sup> Vgl. Oeser 67.

<sup>10</sup> Vgl. Benecke 347.

<sup>11</sup> Vgl. Benecke 348.

<sup>12</sup> Vgl. Lorenz 208.

<sup>13</sup> Vgl. Zeuner 332.



Es ist aus diesen Gründen nachvollziehbar, dass ein für die Römer so ungewöhnliches Tier wie die Katze bei den Ägyptern ein derart hohes Ansehen genoss. Die folgenden ausgewählten Textstellen äußern sich kritisch zur Verehrung der Katze durch die Ägypter und sollen die Haltung der Römer zum ägyptischen Katzenkult beispielhaft zum Ausdruck bringen.

### 2.1.1 Cicero

Bereits Herodot<sup>14</sup> äußert sich im zweiten Buch seiner „Historien“ eher negativ zum ägyptischen Katzenkult, vor allem über die Begräbnisrituale, die die Ägypter anscheinend beim natürlichen Tod einer Katze pflegten. Auch bei anderen griechischen Autoren finden sich vorwiegend kritische Hinweise zur Verehrung der Katzen durch die Ägypter sowie generell zur Katze als Tier: so zum Beispiel bei Aristoteles<sup>15</sup>, Diodor<sup>16</sup>, Polyainos<sup>17</sup> oder Plutarch<sup>18</sup>. Ihnen zufolge war es in Ägypten tatsächlich ein schweres Verbrechen, eine Katze zu töten, was nicht selten mit der Todesstrafe geahndet wurde. Zudem war der Export der Tiere theoretisch verboten. Das Motiv der Kritik am ägyptischen Katzenkult scheint demnach nicht neu zu sein.

Cicero äußert sich dazu folgendermaßen in seinen *Tusculanae disputationes*:

*Aegyptiorum morem quis ignorat? quorum inbutae mentes pravitate erroribus quamvis carnificinam prius subierint quam ibim aut aspidem aut faelem aut canem aut corcodillum violent, quorum etiamsi imprudentes quippiam fecerint, poenam nullam recusent.*<sup>19</sup>

Wie schon Diodor kritisiert Cicero an dieser Stelle das Verbot der Ägypter, Katzen oder auch andere heilige Tiere absichtlich oder versehentlich zu töten. Diodor berichtet von einem konkreten Fall, in dem ein Römer, der versehentlich eine Katze getötet hatte, mit dem Tode bestraft wurde.<sup>20</sup> Auch Cicero macht sich darüber lustig, dass die Ägypter fast schon gern mit Folter oder sogar dem Tode für den Mord an einer Katze bezahlen würden.

Cicero greift dieses Beispiel im fünften Buch seiner *Tusculanae disputationes* auf, um auf philosophische Art die Verweichlichung der menschlichen Gebräuche aufzuzeigen, denn er fährt fort, dass unter Tieren selbst wesentlich rauere Sitten herrschen. Freilich darf man diese kurze Erwähnung des ägyptischen Katzenkults nicht isoliert betrachten, denn in erster Linie geht es dem Autor wohl darum, die generelle Eigenartigkeit und Verschrobenheit der Ägypter darzustellen, als die Katze als Tier anzuführen. Dennoch ist diese kurze Stelle eine Erwähnung wert, da sie zeigt, dass die Katze den Römern zu Zeiten Ciceros bereits geläufig gewesen sein muss, wenn wohl auch in einem eher negativen Kontext.

<sup>14</sup> Vgl. Hdt. historiae, II, 66-67.

<sup>15</sup> Vgl. Aristot. hist. an. V, 2; IX, 6. Aristoteles beschreibt die Paarung der Katze, wobei er dem weiblichen Tier ein beinahe lüsternes Verhalten vorwirft. An anderer Stelle wird die Katze nur kurz im Zusammenhang mit eigentümlichen Verhaltensweisen des Wiesels erwähnt.

<sup>16</sup> Vgl. Diod. Bibliotheca historica, I, 83-84. Die Verehrung der Katze durch die Ägypter sowie die Bestattungsrituale beim Tod einer Katze werden beschrieben.

<sup>17</sup> Vgl. Polyain. strat. VII, 9. Bei der Eroberung Pelusiums trieb Kambyses Katzen und andere den Ägyptern heilige Tiere vor sich her, um deren Kampfwillen zu schwächen.

<sup>18</sup> Vgl. Plut. Is. 63. Plutarch beschreibt die symbolische Bedeutung der Katze bei den Ägyptern.

<sup>19</sup> Cic. Tusc. V, 78.

<sup>20</sup> Vgl. Diod. Bibliotheca historica, I, 83.

### 2.1.2 Juvenal

Obwohl wir heute von Juvenal nur recht wenig wissen, so sind doch 16 seiner Satiren fast vollständig überliefert. Darin nimmt er Stellung zu verschiedensten Themen aus dem römischen Alltag des 1. und 2. Jahrhunderts nach Christus. In der 15. Satire beschreibt der Autor offenbar einen Fall von Kannibalismus in Ägypten. Er erzählt von einem Streit zwischen Ombi und Tentyra, zwei benachbarten ägyptischen Völkern, die bei einem Fest aneinandergeraten und dabei handgreiflich werden. Aus einer anfänglichen Schlägerei entwickelt sich ein blutiges Gemetzel, bei dem die Menschen sich gegenseitig ganze Körperteile mit Schwertern abschneiden, diese dann in die Menge werfen und roh verspeisen. Was würde sich wohl besser als Einleitung für diese grausige Satire eignen, als ein Verweis auf die aus römischer Sicht höchst dubiosen religiösen Bräuche und Praktiken der Ägypter:

*Quis nescit, Volusi Bithynice, qualia demens  
Aegyptus portenta colat? crocodilon adorat  
pars haec, illa pavet saturam serpentibus ibin.  
[...] illic aeluros, hic piscem fluminis, illic  
oppida tota canem venerantur, nemo Dianam.*<sup>21</sup>

Dass bei den Ägyptern neben Katzen zudem der Ibis und das Krokodil verehrt wurden, erwähnten bereits Herodot sowie Strabo.<sup>22</sup> Die für das Thema Katze relevante Formulierung ist *aeluros*, was sich bei anderen Herausgebern auch als *caeruleos* oder *caerulei* findet, sich also auf die Flussfische beziehen würde. Trotzdem ist wohl die meist bevorzugte Lesart *aeluros*, was an dieser Stelle als Aufzählung neben Fisch und Hund sehr wohl sinnvoll erscheint.

Juvenal beschreibt Ägypten und die Ägypter in dieser Satire als nur negativ, angefangen von ihren religiösen Bräuchen bis hin zu ihrem Umgang miteinander, was sicher auch einen Kontrast zu Rom bildet. Es ist allerdings wahrscheinlich, dass der Dichter selbst einmal in Ägypten war, vermutlich als Verbannter<sup>23</sup>, und so durchaus eine Ahnung von den dort herrschenden Sitten hatte. Die Verehrung von Tieren anstelle von (römischen) Göttern ist für ihn, wie schon bei Cicero, nur noch die Bestätigung für den Irrsinn der Ägypter und somit wohl recht überspitzt formuliert. Trotzdem haben wir mit Juvenal eine weitere Belegstelle, die zeigt, dass die Römer Katzen sehr wohl kannten, wenn auch hier nur als negatives Beispiel in Verbindung mit ägyptischen Bräuchen. Dennoch scheint das Wissen um diesen Katzenkult so weit verbreitet zu sein, dass Juvenal ihn beinahe beiläufig anspricht. Diese Stelle ist aber sicher auch deshalb erwähnenswert, da sie uns neben den bis dato gängigeren Begriffen für die Katze wie *felis* oder *feles* einen weiteren, nämlich das aus dem Griechischen stammende Wort *aelurus*, liefert.

<sup>21</sup> Iuv. saturae XV, 1-8.

<sup>22</sup> Vgl. Schnur 1969, 216f.

<sup>23</sup> Vgl. Schnur 1969, 216f.



## 2.2 Die Katze und die Fabel

Denkt man an die Fabel in der Antike, so ist diese eng verknüpft mit dem Namen Aesop, und das, obwohl seine Existenz als historische Persönlichkeit umstritten ist und seine Fabeln wohl nur teilweise erhalten sind. Aesop lebte vermutlich im 6. Jahrhundert vor Christus, wahrscheinlich in Phrygien als freigelassener, missgestalteter Sklave und späterer Berater des Croesus. Der Legende nach wurde er ungerechterweise von den Delphiern hingerichtet.<sup>24</sup> Es finden sich aber durchaus bereits bei Hesiod<sup>25</sup> und anderen griechischen Autoren<sup>26</sup> Fabeln, Fabelfragmente oder Anspielungen auf Fabeln.

In dieser Phase der Literaturgeschichte sah man Fabeln weniger als künstlerische Textform für sich, sondern verwendete sie, um Aussagen in Prosa oder Dichtung beispielhaft zu umschreiben.<sup>27</sup> Besonders häufig zog man zur Illustration solcher moralischer Weltanschauungen Tierfiguren heran, da sie meist für eine bestimmte menschliche Charaktereigenschaft oder einen bestimmten Wesenszug einer ganzen sozialen Gruppe standen. Folglich findet sich auch die Katze in einigen antiken Fabeln, obgleich sie offenbar kein Lieblingstier der Römer war und in dieser Textgattung wieder eher negativ dargestellt wird. Dennoch eignen sich die folgenden Textbeispiele sehr gut für den Lateinunterricht: Sie sind in sich geschlossen und leicht verständlich, können so für sich stehen oder als Vergleichstexte herangezogen werden. Außerdem sind sie wegen ihrer inhaltlichen Nähe zum modernen Märchen für SchülerInnen sicher besonders interessant.

Im folgenden Abschnitt liegt das Hauptaugenmerk auf zwei Autoren, die ihre Fabelsammlungen einerseits in lateinischer Sprache verfassten und andererseits die Katze als Fabeltier erwähnen. Daneben gab es natürlich noch weitere Autoren, zum Beispiel Babrios, Avianus oder Aelianus, die sich vor oder nach Phaedrus und Romulus mit der Fabel als Textgattung auseinandersetzten oder Fabeln zumindest abschnittsweise in ihr Gesamtwerk integrierten. Auch in deren Fabeln spielt die Katze hier und da eine Rolle. Für den Lateinunterricht könnten deren Texte in Übersetzung überdies gut als Vergleichsstellen herangezogen werden.

### 2.2.1 Phaedrus

Der erste Autor der Antike, der die bisher vorwiegend mündlich überlieferten aesopischen Fabeln lateinisch in Versform in einem Buch sammelte, war Phaedrus. Sein Werk, der im 1. Jahrhundert nach Christus erschienene *Liber fabularum*, bestand wohl aus insgesamt fünf Büchern, von denen allerdings nur Bruchstücke erhalten sind, sowie der *Appendix Perottina*. Bei letzterer handelt es sich um eine weitere Sammlung von 32 dem Phaedrus zugeschriebenen Fabeln, die der Humanist Perotti im 15. Jahrhundert sammelte. Dieser ließ aber oft Teile der einzelnen Fabeln weg und überhaupt scheinen manche Fabeln der *Appendix Perottina* untypisch für Phaedrus als Autor.<sup>28</sup> Phaedrus stützt sich nach eigener Aussage<sup>29</sup> auf Aesop als Quelle, kleidet dessen Fabeln aber in lateinische Verse, nämlich in

<sup>24</sup> Vgl. Schnur 1997, 20f.

<sup>25</sup> Hes. op. 203-212. An dieser Stelle erzählt der Autor die Fabel vom Habicht und der Nachtigall.

<sup>26</sup> Vgl. Holzberg 14f. Um nur einige von Holzberg angeführte griechische Autoren zu nennen: Archilochos, Aischylos, Sophokles, Xenophon, Platon u.a.

<sup>27</sup> Vgl. Holzberg 1.

<sup>28</sup> Vgl. Schönberger 224.

<sup>29</sup> Phaedr. fabulae IV, prol. 11-13. Der Autor nennt seine Fabeln hier lediglich aesopisch und betont, dass er selbst viel mehr Fabeln als Aesop zusammengestellt und ihnen außerdem noch eine neue Form verliehen

iambische Senare, das Versmaß der römischen Komödie. Somit machte er die Fabel sozusagen als Textgattung salonfähig, obwohl sein Werk bei seinen Zeitgenossen auf wenig Anerkennung gestoßen sein dürfte, da er von anderen Autoren, die ihn gekannt haben müssen, so gut wie nie erwähnt wird.<sup>30</sup>

Prinzipiell sind Fabeln meist nach einem grundlegenden Schema strukturiert, welches sich zusammensetzt aus der Erzählung an sich und der Lehre, entweder in Form eines *promythium* oder eines *epimythium*. Dabei handelt es sich um einen moralischen Spruch entweder zu Beginn oder am Ende der Fabel. Die Erzählung kann weiters unterteilt werden in die *actio* und die *reactio*, die Handlung und gegebenenfalls eine Gegenhandlung und schließlich in den *eventus*, also das Endergebnis der Geschichte.<sup>31</sup> Für die Bearbeitung der Fabeln als Textbeispiele im Unterricht ist es für die SchülerInnen sicher hilfreich, wenn sie diese Grundstruktur einer Fabel kennen.

Auf den ersten Blick unterscheiden sich viele Fabeln des Phaedrus thematisch und inhaltlich kaum von denen, die uns von Aesop erhalten sind. Durch den direkten Vergleich mit der Fabelsammlung des Babrios, der sich ebenfalls auf die aesopischen Fabeln als Vorlage stützte, wird allerdings klar, dass allein Phaedrus immer wieder kritisch aufzeigt, wie Stärkere ihre Macht den Schwachen gegenüber ausnutzen.<sup>32</sup> Einerseits sollen seine Fabeln zwar zum Lachen anregen (*risum movet*) und unterhalten, auf der anderen Seite will er eben kluge Ratschläge für das Leben geben (*prudens vitam consilio*)<sup>33</sup>. Seine sozialkritische Einstellung drückt der Autor explizit aus, wenn er schreibt:

*Nunc, fabularum cur sit inventum genus,  
brevis docebo. Servitus obnoxia,  
quia quae volebat non audebat dicere,  
affectus proprios in fabellas transtulit,  
calumniamque fictis elusit iocis.*<sup>34</sup>

Wenn Phaedrus die *servitus obnoxia* anspricht und die Unterdrückung dieses Standes in der römischen Gesellschaft, so ist sicher zudem zu bedenken, dass er selbst einmal ein Sklave war und erst durch das Testament des Augustus freigelassen wurde. Außerdem hatte er sich später unter Tiberius den Zorn von dessen Minister Seianus zugezogen, was schließlich zu einer Verurteilung führte, denn dieser hielt es für einen Freigelassenen nicht für angebracht, den Kaiser in einigen seiner Fabeln auftreten zu lassen.<sup>35</sup> Diese Haltung des Autors kommt jedenfalls auch zum Tragen, wenn wir die beiden Fabeln des *Liber fabularum* betrachten, in denen die Katze erwähnt wird, wobei sie, wie andere Tiere, für gewisse menschliche Figuren oder Eigenschaften steht. Dennoch ist interessant, mit welchen Charakterzügen die Römer die Katze als Tier in Verbindung brachten.

Die längere der beiden Fabeln handelt vom Adler, der Katze und dem Wildschwein (*aquila, feles et aper*): Ein Baum wird von drei Tieren bewohnt: In dessen Krone nistet ein Adler, in der Mitte hat die Katze ihre Höhle und am Fuß des Baumes haust ein Wildschwein. Alle drei haben Junge, und um den größten Vorteil zu erlangen, denkt sich die Katze eine List aus. Sie

habe: *quas Aesopias, non Aesopi, nomino, quia paucas ille ostendit, ego plures fero, usus vetusto genere, sed rebus novis.*

<sup>30</sup> Vgl. Schnur 1997, 22ff.

<sup>31</sup> Vgl. Hasubek 186.

<sup>32</sup> Vgl. Holzberg 51f.

<sup>33</sup> Vgl. Phaedr. fabulae I, prol. 3-4.

<sup>34</sup> Phaedr. fabulae III, prol. 33-37.

<sup>35</sup> Vgl. Schnur 1997, 24.



erzählt dem Adler, dass das Schwein am Fuß des Baumes plane, diesen umzustürzen, um an ihre Jungen zu kommen. Zugleich warnt sie das Schwein, dass der Adler nur darauf aus sei, ein junges Ferkel wegzutragen. Aus Angst verlassen nun weder der Adler noch das Schwein den Baum und gehen schließlich samt ihren Nachkommen zugrunde, wodurch die Katze und ihre Jungen zu einer reichlichen Mahlzeit kommen<sup>36</sup>.

Offensichtlich handelt es sich bei der Katze, wenn überhaupt, um eine Wildkatze und nicht um eine Hauskatze im heutigen Sinn, da diese wohl nicht in einem Baum lebte. Oberg stützt sich auf Keller, der meint, es könne sich genauso um einen Marder, einen Iltis oder um einen Luchs handeln, da *feles* durchaus für diese Tierarten als Bezeichnung geläufig war.<sup>37</sup> Dem wäre sicher entgegenzuhalten, dass es für den Luchs noch die Bezeichnung *lynx* gäbe, und einen Marder oder Iltis hätte man auch mit einem Wiesel gleichsetzen, also eventuell *martella* als Begriff wählen können, was Phaedrus ja in anderen seiner Fabeln bewusst tut.<sup>38</sup> Was also den Begriff an sich anbelangt, kann wahrscheinlich nicht genau beurteilt werden, auf welches Tier der Autor nun wirklich anspielte, da der Begriff *felis* oder *feles* den Römern aber seit Augustus durchaus schon bekannt war, wie hier bereits dargestellt, und wir speziell diese Fabel in dieser Form nicht bei Aesop finden, kann man davon ausgehen, dass Phaedrus bewusst diesen Begriff wählte und vielleicht doch die Wildkatze meinte.

Auch wenn man nun die der *feles* zugeschriebenen Eigenschaften betrachtet, wird deutlich, dass diese typischerweise genauso auf das Wiesel oder den Marder zutreffen könnten. Gleich zu Beginn wird klar, dass die Katze bewusst dieses einträchtige Zusammenleben der drei Tiere in Unfrieden umkehrt: *feles contubernium fraude et scelestis sic evertit malitia*. Zudem wird immer wieder auf ihre Falschheit und Verschlagenheit angespielt, wenn es heißt *dolosa* oder *pavorem simulans*. Erst im *epimythium* ändert sich die Darstellungsweise ein wenig zu Gunsten der Katze, denn sie wird hier nur noch als *bilinguis* bezeichnet, den beiden Opfern, Adler und Schwein, wird jedoch *stulta credulitas* vorgeworfen. Die Moral von der Geschichte ist also, dass man niemals so dumm sein sollte, jemandem leichtfertig Glauben zu schenken. Wenn man an die eingangs erwähnte kritische Haltung des Phaedrus gegenüber den oberen sozialen Schichten denkt, erscheint auch die Argumentation De Marias, der sich Oberg anschließt, durchwegs stimmig zu sein. Sie sieht in der Katze den Freigelassenen, der Phaedrus ja selbst war, der zwischen den unteren (*ad imam*) und den oberen (*sublimi*) Schichten steht und diese erfolgreich gegeneinander ausspielt.<sup>39</sup> Spinnt man diese Metapher weiter, hätte man die *aquila* als die obere Gesellschaftsschicht, die wörtlich an der Spitze (des Baumes) steht und von oben auf alle herabblickt. Der Adler galt bei den Römern als fast schon heiliges Tier, denn man stellte sich vor, dass er über allen anderen Vögeln in den höchsten Gebirgen nistete, nahe bei den Göttern. Man verglich ihn mit dem Blitz Iupiters<sup>40</sup>, wodurch sich auch das hohe Ansehen des Adlers bei den Römern erklärt. Zudem verehrten sie den Adler als Zeichen der römischen Legionen, Keller zufolge war „dem römischen Soldaten [...] sein heiliger Adler viel theurer [sic] als das Leben selbst“.<sup>41</sup>

Dem wäre dann die *sus* entgegengesetzt, als Tier repräsentativ für die unteren Schichten. Schweine wurden sowohl in Griechenland als auch in Rom gezüchtet und gemästet, Schweinefleisch galt als gängigste Fleischsorte. In Rom stellte das Schwein außerdem das

<sup>36</sup> Vgl. Phaedr. fabulae II, 4, 1-26.

<sup>37</sup> Vgl. Keller 1909, 65.

<sup>38</sup> Vgl. Phaedr. fabulae I, 12; IV, 6.

<sup>39</sup> Vgl. Oberg 101.

<sup>40</sup> Vgl. Keller 2001, 238f.

<sup>41</sup> Keller 2001, 243.

häufigste Opfertier dar.<sup>42</sup> Somit ist klar, dass es sich beim Schwein eher um ein zweckdienliches Tier handelte, welches man sich als Nutztier hielt. Auch formal drückt der Autor diese drei Schichten aus, indem er in den ersten drei Versen die Tiere quasi ihrer sozialen Schicht nach absteigend nennt, wobei die *feles cavernam nancta in media pepererat*, also zusätzlich sprachlich in der Mitte steht.

Der Katze gelingt es schlussendlich in dieser Fabel, beide anderen Tiere gegeneinander auszuspielen, sodass sie am Schluss als einzige Gewinnerin dasteht. Inwieweit Phaedrus diese Position der Katze auf die römische Gesellschaft übertragen wollte, kann man nur vermuten, allerdings zeigt diese Darstellung, dass man Katzen zwar einerseits als falsch und verschlagen einschätzte, andererseits aber als gerissen und schlau. Es scheint, als nehme sie, was ihre Eigenschaften anbelangt, in der Wahrnehmung der Römer eine Art Zwischenstellung ein zwischen dem Marder und dem Wiesel oder dem Fuchs und dem Wolf, die auch als scharfsinnig und zugleich hinterlistig galten.

Die zweite Fabel im *Liber fabularum* des Phaedrus, in welcher die Katze eine nicht unwesentliche Rolle spielt, ist die vom Hahn, der auf einer Sänfte von Katzen getragen wird (*gallus lectica a felibus vectus*). Obwohl der Fuchs den Hahn vor der List der Katzen warnt, lässt dieser sich stolz tragen, wird aber schließlich von seinen Sänfenträgern zerrissen und verspeist.<sup>43</sup> Wie schon erwähnt, fehlt in der *Appendix Perottina*, aus der diese zweite Fabel stammt, oftmals das *pro-* bzw. *epimythium*. Dafür wird bei dieser sogar eine weitere Überschrift gegeben: *Nimiam securitatem saepe in periculum homines ducere*. Diese Zweitüberschrift dient hier als *promythium* und erzählt der Leserin/dem Leser schon im Vorhinein, was die Moral der Fabel sein wird, nämlich, dass zu große *Sorglosigkeit* die Menschen oft in Gefahr bringt. Oberg führt in diesem Zusammenhang eine Vergleichsstelle an, in der Plinius der Jüngere in einem seiner Briefe von Sklaven berichtet, die ihren Herrn hinterrücks angreifen und töten.<sup>44</sup> Hierfür verwendet Plinius fast dieselben Worte wie Phaedrus ca. 80 Jahre vor ihm: *Vides quot periculis quot contumeliis quot ludibriis simus obnoxii; nec est quod quisquam possit esse securus, quia sit remissus et mitis*.<sup>45</sup> Diese beiden Texte gegenüberzustellen wäre sicher auch für den Unterricht interessant, denn die *feles* in der Fabel stünde für die *servi* in der von Plinius geschilderten Szene und der *gallus gloriosus* für den *dominus superbus et saevus*. Auf diese Art könnten die SchülerInnen die der Katze zugeschriebenen Charaktereigenschaften herausarbeiten.

Was uns diese Fabel über die Beziehung zur Katze zeigt, ist ähnlich wie in der ersten Fabel vom Adler, der Katze und dem Wildschwein. Wieder tritt die Katze als listig (*dolum*) und falsch auf und ist scheinbar nur auf ihren Vorteil, in diesem Fall auf ihre Beute, aus (*praedam*). Was außerdem auffällt, ist die Tatsache, dass die Katze hier mit dem Fuchs in Konkurrenz tritt, denn auch dieser wäre wohl potentiell am Hahn als Beute interessiert und warnt diesen bestimmt nicht nur aus selbstlosem Mitgefühl.

Für die Beziehung zwischen Katze und Mensch ist also relevant, dass die Katze wahrscheinlich deshalb dermaßen in Verruf war, falsch und verschlagen zu sein, weil sie sich sicher auch des Öfteren an den Haus- und Nutztieren der Römer als Nahrungsquellen bediente und nicht nur Jagd auf Mäuse machte. Die Katze als Nutztier im weitesten Sinn wird in dieser Arbeit aber noch Thema sein (siehe Kapitel 2.3).

<sup>42</sup> Vgl. Lorenz 102f.

<sup>43</sup> Vgl. Phaedr. fabulae A.P. 18, 1-7.

<sup>44</sup> Vgl. Oberg 253.

<sup>45</sup> Plin. epist. III, 14, 5.



### 2.2.2 Romulus

Ein weiterer Autor, der die Katze in seinen Fabeln behandelt, ist ein angeblicher Romulus, der seine Prosafassungen der Phaedrusfabeln ca. zwischen 350 und 500 verfasste. Als weitere Quelle diente ihm außerdem eine Prosaschrift mit dem Titel *Aesopus latinus*, die uns aber nicht mehr erhalten ist. Diese Fabelsammlung umfasst 98 Geschichten, markiert zeitlich das Ende der antiken Fabel und leitet zugleich ins Mittelalter über, wobei bei Romulus kaum christlicher Einfluss zu erkennen ist. Für die Fabel als Gattung ist das Werk deshalb erwähnenswert, da Aesop im Mittelalter hauptsächlich durch diese Bearbeitung bekannt wurde.<sup>46</sup> Sprachlich weisen die einzelnen Fabeln aus dem Romulus starke Unterschiede auf, was auf die verschiedenen Bearbeitungen und Vorlagen zurückzuführen ist. So sind die Erzählungen, die reine Bearbeitungen der Phaedrusfabeln sind, sprachlich ganz anders gefärbt als solche, die aus Phaedrus und dem *Aesopus latinus* zusammengeführt wurden, oder jene, die nur aus Letzterem stammen. Thiele spricht von einer „Verwitterung der Sprache“<sup>47</sup>, denn bei vielen der Fabeln des Romulus wurden *pro-* oder *epimythium* im Lauf der Zeit umgearbeitet, was zur Folge hat, dass die Fabelsammlung wenig sprachliche Einheitlichkeit zeigt. Im Vergleich zu den Phaedrusfabeln sind die Fabeln im Romulus, wie schon erwähnt, Prosafassungen, zudem weist die Sprache typisch spätlateinische Eigenheiten in Bezug auf Lexik, Syntax und Morphologie auf, worauf natürlich im Lateinunterricht besonders hingewiesen werden muss.

Die für diese Arbeit interessante Fabel über die Katze, die Eule und die Maus ist, laut Thiele, zurückzuführen auf den *Aesopus latinus* und keine Bearbeitung einer uns nicht mehr erhaltenen Fabel des Phaedrus.<sup>48</sup> Inhaltlich geht es in der Geschichte um die Eule und die Katze, die sich gegen die Maus zu verbünden scheinen und diese aus ihrem Haus locken wollen. Dazu steigt die Eule auf den Kopf der Katze, um die Maus zu suchen. Die beiden klopfen an das Haus der Maus, doch diese erkennt deren böse Absichten und verflucht sie.<sup>49</sup> Schon aus dieser Zusammenfassung des Inhalts der Fabel ist ersichtlich, dass sie bei Weitem nicht so viel hergibt wie die beiden vorigen des Phaedrus. Rein inhaltlich ist die Überlieferung der Zeilen 1 bis 4 fraglich, denn zuerst bittet die Eule die Katze, sie auf den Rücken zu nehmen und nach der Maus zu suchen (*secum quaereret*) und schon im nächsten Satz bringt die Katze die Eule zum Haus der Maus (*portavit eum ad domum muris*). Hier macht wohl der Vorschlag Thieles Sinn, dass es sich bei *secum* eher um *socium* handelt, denn so würden Eule und Katze eher zufällig zum Haus der Maus gelangen, zuerst in der Absicht, einen Gefährten für ihr Unternehmen zu gewinnen. Einerseits hätte so die Geschichte eine gewisse Komik und Ironie, andererseits waren Tiergesellschaften von dreien, so Thiele weiter, volkstümlich und somit üblicher. Ein weiterer Vorschlag wäre, dass es sich bei *secum* um *soricum* handelt, was dann den folgenden Satz besser erklären würde, der da lautet: *Rogavit cavannus cattum, ut clamaret se*. Thiele nimmt an, dass es sich auch bei *se* um einer verkürzte Form von *soricum* handelt, womit klargestellt würde, dass die Eule nun nicht wieder die Katze, sondern die Spitzmaus ruft, die ja im Folgenden auf dieses Rufen hin erst zur Haustüre kommt.

Für die moderne Leserin/den modernen Leser mutet eventuell der rasche Stimmungswechsel in der Fabel ein wenig seltsam an, da die Maus ohne viele Erklärungen

<sup>46</sup> Vgl. Schnur 1997, 28f.

<sup>47</sup> Thiele 92f.

<sup>48</sup> Vgl. Thiele 182.

<sup>49</sup> Vgl. Romulus XXV, 1-9.

sofort mit der Verfluchung der beiden anderen Tiere beginnt. Auf der anderen Seite wird sie ja mit zwei Hauptfressfeinden konfrontiert, was die Situation vielleicht erklärt. Auch die Fluchformel (*maledictus tu sis*) an sich scheint durchaus gängig gewesen zu sein.<sup>50</sup> Das *epimythium* der Fabel richtet sich an diejenigen, die ihren Feinden kein gutes Wort sagen können und nur Böses und Feindseliges im Sinn haben, was aber möglicherweise ebenso auf die Maus zutrifft, hier ist Platz für verschiedene Interpretationen, wie sie sicher von SchülerInnen auch kommen werden.

Die Gesellschafts- und Sozialkritik ist in dieser Fabel nicht so ersichtlich wie bei Phaedrus. Es fällt schwer, die hier dargestellten Tiere bestimmten gesellschaftlichen Schichten zuzuordnen. Allenfalls könnte man das Offensichtliche meinen, nämlich dass Eule und Katze für die oberen Schichten stehen, deren Absicht es ist, die unteren in jeglicher Form auszubeuten. Wahrscheinlicher ist an dieser Stelle sicher die etwas allgemeinere Auslegung, dass die Tiere hier für gewisse menschliche Charakterzüge stehen. Die Eule ist im Grunde diejenige, die den bösen Plan ausklügelt, wobei sie die Katze braucht, die ihr den Weg zum Haus der Maus zeigt. Katze und Eule repräsentieren das Schlechte und Böse (*inimicitia, malum*), die Maus ist hier eigentlich diejenige, die den bösen Plan (*malum consilium*) ohne Umschweife erkennt.

Ein weiterer wichtiger Punkt, der in dieser Fabel des Romulus auftaucht, ist, dass hier die Katze als *cattus* und nicht mehr als *felis* bezeichnet wird. Erstere Bezeichnung findet sich bei Palladius, worauf aber im folgenden Kapitel noch eingegangen wird. Was die Darstellung der Katze bei Romulus angeht, so ist sie wieder listig und falsch, allerdings verbündet sie sich diesmal mit einem anderen Tier, doch nur, um schließlich daraus einen gemeinsamen Vorteil zu ziehen. Man kann sich vielleicht ausmalen, dass für die Katze in weiterer Folge auch die Eule als Beute in Frage käme. Es wäre zudem eine denkbare Möglichkeit für den Unterricht, die SchülerInnen an einer Fortsetzung der Fabel arbeiten zu lassen.

### 2.3 Die Katze, die Vögel und die Mäuse – ein vielfältiges „Nutztier“

„Die Katze lässt das Mäusen nicht“ – diese Redensart ist im heutigen Sprachgebrauch weit verbreitet und Katze und Maus gelten generell als Erzfeinde. Dies war aber nicht immer so. In der Antike hielt man sich bis ca. zum 2. Jahrhundert eher Wiesel, um der Mäuse Herr zu werden. Vereinzelt übernahmen wohl auch Iltis, Schlange oder Fuchs diese Aufgabe, allerdings ohne dass der Mensch sich diese Tiere bewusst als Haustiere hielt. Die Vorteile einer Katze als Mäusejägerin im Haus liegen auf der Hand: Wiesel, Iltis und Fuchs verbreiten einerseits einen eher unangenehmen Geruch, andererseits war immer ein gewisser Abstand zum Menschen gegeben. Nie konnten sie auf die gleiche Weise domestiziert werden wie die Katze, denn es kam nicht selten vor, dass sie sich nicht nur an Mäusen, sondern auch an Hühnern oder Tauben vergingen. Auch die Schlange behielt etwas Unheimliches und Furchterregendes, wodurch sie sich als dauerhafte Mäusebekämpferin ausschloss.<sup>51</sup> Dass Katzen Mäuse jagen, war Aristoteles<sup>52</sup> anscheinend noch unbekannt, aber dass die Römer sie durchaus zur Mäusejagd einsetzten, ergibt sich aus dem ihr gelegentlich zugeordneten Namen, denn neben den bereits erwähnten Begriffen *aelurus*, *felis* oder *feles* findet man

<sup>50</sup> Vgl. Thiele 81.

<sup>51</sup> Vgl. Keller 1909, 75ff.

<sup>52</sup> Vgl. Aristot. hist. an. VI, 37; IX, 6. Aristoteles schreibt von einer Mäuseplage in Griechenland, da sich die Tiere sehr schnell vermehrten. Dagegen halfen scheinbar nur Schweine, die die Mäuselöcher aufwühlten, wilde Frettchen und Füchse. Im Endeffekt glaubt er aber, dass die Mäuse durch den Regen getötet worden sind. Mäusejagende Tier sind für ihn außerdem Schlangen und Wiesel.



auch *mus(s)io*<sup>53</sup>, *murio* oder *murilegus*. Alle diese Begriffe halten sich bis ins 4. und 5. Jahrhundert, erst dann findet sich auch *gatta*<sup>54</sup> oder *cattus*<sup>55</sup>. Neben ihrer Tätigkeit als Mäusejägerin war die Katze in der Antike auch noch als Vogelmörderin in Verruf geraten. Vögel - vor allem Singvögel oder solche, denen man beibringen konnte zu sprechen, waren in Rom als Haustiere sehr beliebt. Es gab einige Römer, die solche Vögel hobbymäßig hielten und züchteten. Vor allem in den letzten Jahren der Republik kam diese Vogelzucht auf und so vertrieben sich reiche Bürger in Rom ihre Zeit und investierten darin ihr Vermögen.<sup>56</sup> Dementsprechend war die Vorliebe der Katze für Vögel nicht gern gesehen.

Im folgenden Kapitel wird auf vorwiegend landwirtschaftliche bzw. naturwissenschaftliche Texte eingegangen, in denen die verschiedenen Aspekte und Einsatzgebiete der Katze in ihrer Funktion als sogenanntes Nutztier<sup>57</sup> erwähnt werden. Da diese Stellen eher kurz und in ihrer Darstellung der Katze weniger ausgeprägt sind, könnten sie im Lateinunterricht gut als Vergleichsstellen zu mittelalterlichen oder modernen Texten ähnlichen Inhalts verwendet werden. Da es zahlreiche bildliche Darstellungen auf Mosaiken oder auch Münzen gibt, in denen die Katze als Jägerin gezeigt wird, wäre dies eine denkbare Weise, wie das Thema im Unterricht aufbereitet werden könnte.



Römisches Mosaik, Vatikanische Museen, Rom (Foto: Wknight94)

### 2.3.1 Varro

In seinem Werk *Rerum rusticarum libri tres*, welches Varro erst in seinem 80. Lebensjahr, also um 36 v. Chr. verfasste, gibt er landwirtschaftliche Ratschläge, die nach eigener Aussage seiner Frau Fundania helfen sollten, die sich eine *villa rustica* gekauft hatte.<sup>58</sup> Während er im ersten Buch den Ackerbau und im zweiten die Viehzucht behandelt, widmet er das dritte

<sup>53</sup> Vgl. Isid. orig. XII, II, 38. Isidor von Sevilla erklärt die Bezeichnung *musio* wie folgt: *Musio appellatus, quod muribus infestus sit*. Weiters leitet er das Wort *cattus* von *captare* her, was wieder auf die Katze als Mäusejägerin verweist. Dies ist allerdings nur eine mögliche Herleitung des Begriffs. Gänzlich geklärt konnte der Ursprung des Wortes *catta* bisher noch nicht werden.

<sup>54</sup> Vgl. Rufin. recognitiones 5, 20,3.

<sup>55</sup> Vgl. Pall. agric. IV, IX, 4.

<sup>56</sup> Vgl. Jennison 99; 117.

<sup>57</sup> Im Folgenden wird der Begriff Nutztier entweder in Anführungszeichen oder mit dem Zusatz „sogenannt“ verwendet, da die Bezeichnung immer den Nutzen eines Tieres in Bezug auf den Menschen nahe legt und so eine gewisse Wertigkeit mit sich bringt.

<sup>58</sup> Vgl. Varro rust. I, 1.

Buch der *Pastio villatica*, was Flach mit dem deutschen Wort Kleintierhaltung wiedergibt.<sup>59</sup> Dieser Begriff klingt in unseren Ohren schon sehr nach Haustierhaltung im heutigen Sinn, bezieht sich aber doch eher auf die Zucht von Tieren, die zum Verzehr gedacht waren, wie diverse Vogel- und Geflügelarten, Fische und sogar Schnecken. Varro, der den Überschuss und den Luxus seiner Zeit verurteilte, empfiehlt die *pastio villatica* wohl zum einen deshalb, da man sich so quasi für den Eigenbedarf eindecken, und zum anderen, da man dadurch hohe Einkünfte erzielen konnte. Wie alle drei Bücher ist auch das dritte in Dialogform gehalten, hat aber dennoch einen starken Lehrbuchcharakter.<sup>60</sup>

Varro erwähnt die Katze in der *pastio villatica* insgesamt zweimal, und das auch nur in Zusammenhang mit dem Bau geeigneter Gehege für Enten oder Hasen. So heißt es:

*Omnēs parietes tectorio levigantur, ne faeles aliave quae bestia introire ad nocendum possit [...] Quis enim ignorat saepta e maceriis ita esse oportere in leporario, ut tectorio tacta sint et sint alta – alterum, ne faelis aut maelis aliave quae bestia introire possit, alterum, ne lupus transilire [...]*<sup>61</sup>.

An dieser Stelle wird die Katze nicht als Schädlingsbekämpferin im positiven Sinn angesprochen, sondern es ist wieder einmal von ihrer negativen Seite die Rede. Sie wird hier im gleichen Atemzug wie andere wilde Tiere (*aliave quae bestia*), zum Beispiel der Wolf (*lupus*), genannt. Offenbar waren Varro auch die Beutetiere der Katze bekannt und er empfand es als Notwendigkeit, diese vor der wilden Katze zu schützen.

Interessant an dieser Stelle ist außerdem, dass die Bezeichnung *faelis* hier scheinbar noch nicht rein für die Katze besetzt war. Flach übersetzt das Wort bei der ersten Stelle ohne weiteren Kommentar mit Marder<sup>62</sup>, bei der zweiten Erwähnung übersetzt er *faelis aut maelis* mit Wiesel oder Marder<sup>63</sup>, so ist eigentlich nicht klar, welches Tier er nun mit welchem Begriff meint bzw. ob er Wiesel und Marder hier als Synonyme gebraucht. Fest steht, dass er nicht davon ausgeht, dass an besagter Stelle von der Katze die Rede ist. Dem wären andere Autoren entgegenzuhalten, die mit Selbstverständlichkeit davon ausgehen, dass wir es hier mit einer Erwähnung der Katze zu tun haben, wie zum Beispiel Bobis<sup>64</sup> oder Schwartz<sup>65</sup>. Freilich kann die Frage, um welches Tier es sich genau handelt, an dieser Stelle nicht beantwortet werden. Sicher ist aber, dass es offensichtlich ein katzenartiges Tier gab, vor welchem man seine Haustiere in Form von Wild oder Vögeln schützen sollte. Es wird auch niemand behaupten, dass wir hier ein Zeugnis vorliegen haben, das uns die Beschreibung einer bereits vom Menschen domestizierten Katze gibt. Wenn Varro überhaupt auf eine Katze hinauswollte, dann wohl auf eine Wildkatze, was nahelegen würde, weshalb er sie zugleich mit anderen wilden Tieren (*aliave quae bestia*) nennt.

Für die Beziehung zwischen Katze und Mensch ist diese Stelle aus *Rerum rusticarum libri tres* deswegen interessant, da es sich um eine zeitlich recht frühe Erwähnung der Katze bei römischen Autoren handelt. Zudem zeigt die Passage, dass die Katze zur Zeit Varros hauptsächlich in ihrer Stellung als Schädling und weniger als Schädlingsbekämpferin und noch weniger als Freundin des Menschen bekannt war.

<sup>59</sup> Vgl. Flach 3.

<sup>60</sup> Vgl. Fuhrmann 263.

<sup>61</sup> Varro rust. III, XI, 3; III, XII, 3.

<sup>62</sup> Vgl. Flach 165.

<sup>63</sup> Vgl. Flach 166.

<sup>64</sup> Vgl. Bobis 25.

<sup>65</sup> Vgl. Schwartz 52.



### 2.3.2 Seneca

Wenn es um die Erwähnung der Katze in der römisch-lateinischen Literatur geht, ist es bei seinem umfangreichen Gesamtwerk nicht weiter verwunderlich, dass wir auch bei Lucius Annaeus Seneca Beispiele dafür finden. Der ungefähr um die Jahrtausendwende in Cordoba geborene Autor galt wohl als Cicero seiner Zeit, zählte er doch schon zu Lebzeiten zu den erfolgreichsten und meistgelesenen Schriftstellern. Allerdings war er, wie Cicero, nicht nur literarisch tätig, sondern zugleich Redner, Politiker und Staatsmann. Heute ist er vor allem als der Lehrer bzw. Erzieher Neros bekannt, der schließlich für Senecas Tod im Jahre 65 verantwortlich ist, da er ihm befahl, Selbstmord zu begehen.<sup>66</sup>

Senecas sehr umfangreiches Werk unterteilt Quintilian in Reden, Dichtung, Briefe und Dialoge.<sup>67</sup> Die Reden sind leider nicht mehr erhalten, mit Dichtung meinte Quintilian Senecas Tragödien, von denen noch neun überliefert sind, und die Dialoge umfassen die zahlreichen philosophischen Schriften des Autors, wovon auch ein Teil verloren ist. Bei der umfangreichen Sammlung *Epistulae morales ad Lucilium* handelt es sich um 124 Briefe an den Freund Lucilius in 20 Büchern, in denen Seneca sich bemüht, diesem die stoische Ethik näher zu bringen. Diese Briefe waren, im Vergleich zu denjenigen Ciceros, von Beginn an zur Veröffentlichung bestimmt.<sup>68</sup>

Neben den philosophischen Aspekten in den *Epistulae morales* erfahren wir darin außerdem viel über römisches Alltagsleben. Folglich kann man auch zur Tier-Mensch-Beziehung im alten Rom einiges erfahren. Dafür besonders geeignet ist Brief 121, in welchem die Rede, wenn auch nur kurz und beispielhaft, von der Katze ist. In diesem Brief will Seneca darlegen, dass Tiere von Geburt an und ganz natürlich Angst vor ihren Feinden und vor dem Tod haben:

[...] *tenera quoque animalia et materno utero vel ovo modo effusa, quid sit infestum, ipsa protinus norunt et mortifera devitant; [...]. Nullum animal ad vitam prodit sine metu mortis.*<sup>69</sup>

Ganz im Sinn der Stoa will Seneca darauf hinaus, dass die Tiere, ohne es jemals erlernt zu haben, von Natur aus wissen, was ihnen nützt und was ihnen schadet. In diesem Zusammenhang erwähnt er die Katze, denn es scheint den Hühnern klar zu sein, dass diese für sie eine Bedrohung darstellt, und so meiden sie sie: *quare pulli faelem timeant, canem non timeant?*<sup>70</sup> Aus diesem Beispiel der Katze geht hervor, dass sie nicht nur als Mäuse-, sondern eben auch als Vogelmörderin bekannt war. In diesem Fall sollten sich die Hühner vor ihr fürchten, ähnlich wie bei Varro die Enten und die Hasen. Ob hier nun die Wildkatze oder bereits die domestizierte Katze gemeint ist, ist schwer zu sagen, da sie in jedem Fall ein natürlicher Feind der eben genannten Tiere ist. Auf der anderen Seite wird sie in Verbindung mit dem Hund genannt, der in Rom zur Zeit Senecas – als Jagd- und auch als Schoßhund – durchaus schon einen gewissen Stellenwert als Haustier hatte.<sup>71</sup> Aufgrund dieser Nennung in einem Atemzug mit dem Hund könnte man davon ausgehen, dass Seneca sehr wohl auf die Hauskatze Bezug nimmt. Liest man aber den vorhergehenden Satz (*Quid est quare pavonem,*

<sup>66</sup> Vgl. Fuhrmann 385-388.

<sup>67</sup> Vgl. Quint. inst. X, 1, 129. Hier heißt es genau: *Nam et orationes eius et poemata et epistulae et dialogi feruntur.*

<sup>68</sup> Vgl. Fuhrmann 389-394.

<sup>69</sup> Sen. epist. XX, 121, 18.

<sup>70</sup> Sen. epist. XX, 121, 19.

<sup>71</sup> Vgl. Lorenz 94f.

*quare anserem gallina non fugiat, at tanto minorem et ne notum quidem sibi accipitrem?*), so wird deutlich, dass er parallel aufgebaut ist, und folgt man diesem Muster, müsste man die Katze mit dem hier angesprochenem Falken oder Habicht gleichsetzen. Diese galten bei den Römern, wie die Katze, als besonders gefährliche natürliche Feinde von Tauben, Hühnern und Pfauen. Sie waren in ihrer Funktion in der Beizjagd<sup>72</sup> zwar bekannt, jedoch wurde dieser Art der Jagd bei den Römern nicht nachgegangen. Daher kann man davon ausgehen, dass die Falken als wilde Raubtiere angesehen wurden, wie im folgenden Satz dann auch die Katze. Fest steht, dass der Jagdtrieb der Katze auf Vögel bekannt war, und so haben wir in dieser kurzen Erwähnung wieder ein Beispiel für die doch zumindest vorhandene Beziehung zwischen Katze und Mensch, wenn auch noch eine gewisse Distanz erkennbar ist. Diese soll aber in den folgenden Jahrhunderten immer geringer werden, wodurch der Weg für den Einzug der Katze als Haus- und Gesellschaftstier geebnet wird.

### 2.3.3 Columella

Nach dem kurzen Exkurs zu den philosophischen Schriften Senecas soll nun wieder ein Autor genannt werden, der sich und sein Werk ausschließlich der Landwirtschaft widmete. Lucius Iunius Moderatus Columella war ein Zeitgenosse Senecas und hatte mit ihm auch das Herkunftsland gemein, denn er stammte aus Gades, dem heutigen Cádiz in Spanien. Da er selbst einige Ländereien in Italien besaß, hatten diese wohl seine ungeteilte Aufmerksamkeit, war er doch weder Redner noch Politiker nebenbei wie andere Autoren seiner Zeit. Sein Werk *De re rustica libri* ist uns vollständig in 12 Büchern erhalten. Es lässt sich in verschiedene Themenbereiche gliedern, und zwar behandelt der Autor den Weinbau und Baumpflanzungen, die Viehzucht sowie den Gartenbau. Letzteres ist im Hexameter gehalten und scheinbar habe der Autor auf Bitten eines Freundes dieses Buch noch einmal in Prosafassung herausgegeben. Außerdem fügte er später noch zwei weitere Bücher über die Pflichten des Gutsverwalters und der Gutsverwalterin hinzu sowie eine weitere Schrift über Bäume.<sup>73</sup>

Ähnlich wie Varro sieht auch Columella die Landwirtschaft als gute Einnahmequelle und fast schon ein wenig wie Seneca sehnt er sich nach der alten Zeit, in der die Landwirtschaft noch hochgehalten und überhaupt unterrichtet wurde. Er beklagt sich zudem über diejenigen, die meinen, die Natur gebe nichts mehr an Erträgen her und sei gealtert wie ein Mensch.<sup>74</sup> Diese Anschuldigungen richten sich gegen die Politik und die Haltung in der Gesellschaft. Dieser Abschnitt könnte gut im Unterricht eingesetzt werden, denn auch heute beschwerten sich viele über den Stillstand in der Politik und wünschen sich die „guten alten Zeiten“ zurück.

Die Stelle in seinem Werk, die für das Thema der vorliegenden Arbeit maßgebend ist, findet sich, wenig überraschend, im achten Buch der *De re rustica libri* über die Viehzucht. Darin beschreibt der Autor im Grunde etwas Ähnliches, wie wir schon bei Varro gelesen haben, nämlich das Bauen eines geeigneten Geheges für Hühner. Dabei empfiehlt Columella, dass man die Wände dieser Behausungen unbedingt von außen mit Verputz glätten soll, damit nicht Katzen (*feles*), Schlangen (*coluber*) oder ähnliche Feinde des Vogelviehs eindringen können. Wichtig ist außerdem bei dieser Darstellung der Katze, dass sie in einem Atemzug

<sup>72</sup> Vgl. Aristot. hist. an. IX, 36; Plin. nat. X, 23. Aristoteles beschreibt an dieser Stelle, wie Falken in Thrakien bereits zur Beizjagd eingesetzt wurden und so zusammen mit dem Menschen jagten. Auch Plinius erwähnt dieses Zusammenspiel zwischen Mensch und Tier bei der Jagd später in seiner *Naturalis historia: In Thraciae parte super Amphipolim homines et accipitres societate quadam aucupantur.*

<sup>73</sup> Vgl. Fuhrmann 424f.

<sup>74</sup> Vgl. Colum. de re rustica I, 1-6.



mit Schlangen und anderen gefährlichen Schädlingen (*noxiae pestes*) genannt wird, was deutlich zu erkennen gibt, dass auch in diesem Werk die Katze noch bei Weitem nicht als „Nutztier“ im heutigen Sinn betrachtet wurde.



Auf dem Largo di Torre Argentina in Rom (Foto: Wknight94)

#### 2.3.4 Plinius der Ältere

Wie wir bei den bereits angeführten Autoren schon erkennen konnten, sprachen die römischen Autoren der Antike der Katze die Eigenschaft zu, eine Gefahr für Vögel und andere Tiere zu sein. Dass die Katze aber, wie in unserer heutigen Vorstellung, die typische Feindin der Mäuse ist, wird ersichtlich, wenn wir im Folgenden eine Stelle bei Plinius dem Älteren betrachten.

Plinius, der, wie aus einem Brief seines Neffen Plinius des Jüngeren an Tacitus hervorgeht, beim Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 starb, verfasste eine *Naturalis historia* im gewaltigen Umfang von 37 Büchern. Diese enthält ausführliche Berichte über verschiedenste naturkundliche Bereiche, wie zum Beispiel Meteorologie, Länderkunde, Zoologie, Landwirtschaftskunde, Heilmittel aus Pflanzen und Tieren sowie Metall- und Steinkunde. Dabei ist es wichtig anzumerken, dass Plinius selbst nie forschend tätig war, sondern vielmehr sammelte, was andere vor ihm bereits erforscht hatten.<sup>75</sup> Dennoch bietet die *Naturalis historia* eine bedeutende Grundlage für alles Nachfolgende im naturwissenschaftlichen Bereich.<sup>76</sup>

Wenn man an das Thema dieser Arbeit denkt, scheint es naheliegend, dass Plinius in seinem breit gefächerten Werk auch der Katze ein eigenes Kapitel widmet. Dem ist allerdings nicht so, die Katze findet sich jedoch im Zusammenhang mit anderen Tieren, besonders Vögeln, und ihren Eigenheiten an einigen Stellen. Bevor wir also zu der Stelle kommen, an der die Katze als Mäusefängerin dargestellt wird, ist es auch spannend zusammenzufassen, was Plinius und somit seine Zeit bereits über die Katze wusste: Bei der Beschreibung einiger Vogelarten, die mit ihren Krallen Bäume aushöhlen oder an ihnen hochklettern, bezeichnet er diese Art als *subrectum felium modo*.<sup>77</sup> Demnach war man sich klar darüber, dass Katzen

<sup>75</sup> Vgl. Plin. nat. I. Im ersten Buch der *Naturalis historia* gibt der Autor eine detaillierte Inhaltsangabe. Außerdem nennt er zahlreiche zum Teil römische, vorwiegend aber griechische Quellen, auf die er sich stützt.

<sup>76</sup> Vgl. Fuhrmann 477-481.

<sup>77</sup> Plin. nat. X, 40.

sehr gute Kletterer waren, was wir aber schon aus der Fabel über den Adler, die Katze und das Schwein des Phaedrus wissen (siehe Kapitel 2.2.1). Überdies führt er an, wie die Paarung und die Fortpflanzung bei Katzen vor sich gehen<sup>78</sup>, sowie deren ungefähre Lebenserwartung (*vivunt annis senis*<sup>79</sup>), die er mit der des Hundes gleichsetzt. Was die Paarung anbelangt, drückt sich Plinius wesentlich neutraler aus als Aristoteles vor ihm, der ja das Katzenweibchen als besonders lüstern beschreibt.<sup>80</sup> In Bezug auf die Lebenserwartung der Katze ist festzuhalten, dass Plinius hier mit seiner Angabe gar nicht so falsch liegt. Wenn man nun diese Aussage des Autors als Anhaltspunkt dafür nehmen wollte, ob er bei seinen Ausführungen über die Katze die Wildkatze oder doch schon eine domestizierte Katze im Sinn hatte, so könnte man meinen, Letzteres wäre der Fall. Moderne Studien zum durchschnittlichen Alter von freilebenden Katzen ohne menschliche Zuwendung und medizinische Betreuung gehen von einer Lebenserwartung von 1,4 bis 4,2 Jahren aus, abhängig von Geschlecht und Lebensraum.<sup>81</sup> Im Haus lebende Tiere können demgegenüber ein Alter von 12 bis sogar 20 Jahren erreichen.<sup>82</sup> Da Plinius' Angabe von 6 Jahren für freilebende Katzen schon recht hoch wäre, könnte man behaupten, es handle sich in seiner Beschreibung bereits um Hauskatzen. Allerdings ist auch zu berücksichtigen, dass ein Hauptproblem freilebender Katzen heute der Verkehr darstellt, was natürlich in der Antike keine Rolle spielte. Jedenfalls scheinen Katzen im antiken Rom wesentlich älter geworden zu sein als heute, auch wenn man den damals im ländlichen Bereich geringeren Straßenverkehr berücksichtigt. Bezüglich des Wissens von Plinius über physische Besonderheiten der Katze seien der Vollständigkeit halber noch deren bei Nacht leuchtende Augen (*felium in tenebris fulgent radiantque oculi*<sup>83</sup>) und deren wie bei Löwen raue Zunge (*leonibus, [...] etiam felibus, imbricatae asperitatis ac limae similis*<sup>84</sup>) angeführt.

Schließlich ist in Bezug auf die Katze noch eine Stelle zu nennen, an welcher ihre fast schon kunstfertige Fähigkeit beschrieben wird, Mäusen aufzulauern und diese zu jagen:

*Insidunt in eadem Africa pardi condensam arborem occultatque ex ramis in praetereuntia desiliunt atque e volucrum sede grassantur. Feles quidem quo silentio, quam levibus vestigiis obrepunt avibus! Quam occulte speculatae in musculos exsiliunt!*<sup>85</sup>

Bevor der Autor überhaupt auf die Katze zu sprechen kommt, berichtet er von Leoparden in Afrika und deren Kletterkünsten, die sie einsetzen, um sich so aus dem Baum herab auf ihre Beute zu stürzen. Ohne weitere Überleitung vergleicht er dieses Verhalten mit dem der Katze. Dies tut er auf eine Art und Weise, dass man durchaus glauben könnte, er habe es mit eigenen Augen miterlebt, woran auch Keller nicht zweifelt.<sup>86</sup> Diese Stelle ist beachtenswert, da die Katze dezidiert als Mäusejägerin angegeben wird. Wieder ist es schwierig, die Frage zu klären, ob es sich bei Plinius' Beschreibung um eine Hauskatze oder noch immer um eine halbwilde Katze handelt, denn beiden wäre dieses Verhalten eigen. Allerdings folgt noch ein

<sup>78</sup> Plin. nat. X, 174. Diese Beschreibung erinnert an die von Aristoteles bereits erwähnte Darstellung des Paarungsverhaltens der Katze (siehe Kapitel 2.1.1).

<sup>79</sup> Plin. nat. X, 179.

<sup>80</sup> Vgl. Aristot. hist. an. V, 2.

<sup>81</sup> Vgl. Skupin. Skupin stützt sich bei seinen Angaben auf zwei Studien, die im ländlichen Raum Schwedens von Liberg 1980 sowie im städtischen Bereich Lyons von Legay und Pontier 1983 durchgeführt wurden.

<sup>82</sup> Vgl. Skupin.

<sup>83</sup> Plin. nat. XI, 55.

<sup>84</sup> Plin. nat. XI, 65.

<sup>85</sup> Plin. nat. X, 202.

<sup>86</sup> Vgl. Keller 1909, 79.



weiterer Satz, in dem der Autor auf die Eigenheit der Katzen eingeht, ihr Geschäft im Boden zu verscharren. Er weiß bereits, warum sie dies tun: *Intelligentes odorem illum indicem sui esse*.<sup>87</sup> Auch diese Beobachtung ist im Grunde keine Bestätigung der Annahme, dass Plinius schon von einer domestizierten Katze spricht. Dennoch ist die Tatsache, dass er gewisse Verhaltensweisen überhaupt kennt, bezeichnend. Zumindest muss zu diesem Zeitpunkt der Geschichte bereits eine gewisse Vertrautheit zwischen Mensch und Katze vorgeherrscht haben, was im Vergleich bei Varro noch eher unwahrscheinlich ist (siehe Kapitel 2.3.1). Es sieht ganz danach aus, als ob wir hier ein Zeugnis dieser sich nach und nach entwickelnden Freundschaft hätten, wenn auch immer noch distanziert. Die Textstelle würde sich auch im Lateinunterricht eignen. Dazu könnte man beispielsweise heutige Texte zur Verhaltensweise von Katzen lesen und diese mit den Auszügen aus Plinius vergleichen und gegebenenfalls Gemeinsamkeiten und Unterschiede festmachen.

### 2.3.5 Palladius

Eine weitere Quelle, die für das Thema dieser Arbeit von Bedeutung ist, stellt das *Opus agriculturae* des Palladius dar. Zum Leben des Autors ist wenig bekannt, man kann sich nur auf das berufen, was er in seiner Schrift selbst anmerkt. Er scheint wohl, laut Rex, ein höheres Staatsamt innegehabt zu haben, was sein Titel *vir inlustris* vermuten lässt. Dies wiederum schließt eine Ausbildung in der Rhetorik nicht aus. Einen Zugang zu landwirtschaftlichen Themen hatte er angeblich deshalb, weil er selbst einige Güter besaß. Das *Opus agriculturae* ist mit hoher Wahrscheinlichkeit um das Jahr 360 entstanden und besteht aus 13 Büchern, die in die einzelnen Monate eines Jahres und die jeweils auszuführenden Tätigkeiten gegliedert sind, wobei das erste Buch allgemeine landwirtschaftliche Ratschläge erteilt. Zudem verfasste Palladius noch weitere landwirtschaftliche Schriften sowie ein Werk über die Tiermedizin.<sup>88</sup>

Wider Erwarten finden wir Hinweise auf die Katze allerdings nicht in letztgenannter Schrift, sondern im vierten Buch des *Opus agriculturae*, in dem der Monat März Thema ist. Darin geht der Autor der Frage nach, was man gegen verschiedenste tierische Schädlinge im Garten unternehmen könnte. Diesmal wird die Katze nicht selbst als solcher genannt, vielmehr wird sie zur Bekämpfung von Maulwürfen empfohlen, die es offenbar auf die Artischocken abgesehen haben: *Contra talpas prodest catts frequenter habere in mediis carduetis*.<sup>89</sup> Diese Wendung vom Schädling hin zum Schädlingsbekämpfer und den klaren Vorzug gegenüber dem Wiesel (*Mustelas habent plerique mansuetas*), gibt Aufschluss über die Beziehung zwischen Mensch und Katze. Diese ist zur Zeit Palladius' erkennbar vorangeschritten. Obwohl der Einsatz gegen Maulwürfe doch eher ungewöhnlich ist und auch sonst bisher nirgends Erwähnung fand, scheint es sich an dieser Stelle doch schon um eine sehr zahme Katze zu handeln. Die kleine Überschrift zu eben zitierter Stelle lautet *De hortis*, wobei es sich um einen kleineren, wahrscheinlich auch dem Haus näheren Garten handelt, was hier, im Gegensatz zu Varro, explizit gesagt wird. Zudem wird im nächsten Satz erzählt, dass manche zur Bekämpfung von Maulwürfen eben auch zahme (*mansuetas*) Wiesel haben oder halten (*habent*). Daraus könnte man nun vielleicht schlussfolgern, dass Palladius sich auf zahme Katzen bezieht, die man sich auch hält bzw. die zumindest in der Nähe des Gartens oder Hauses leben. Diese Vermutung wird gestützt durch zahlreiche Bilder

<sup>87</sup> Plin. nat. X, 202.

<sup>88</sup> Vgl. Rex 69-72.

<sup>89</sup> Pall. argic. IV, 9.

auf Vasen und Ähnlichem, die in Apulien gefunden worden sind und auf das Ende des 5. Jahrhunderts zurückgehen. Darauf sehen wir die Katze in sehr vertrauten Posen, zum Beispiel auf dem Rücken eines Mannes oder als Spielgefährtin junger Frauen. Zusätzlich fanden sich Münzen derselben Zeit aus der Gegend von Tarent und Regium, auf welchen die Katze zu erkennen ist.

Prinzipiell ist an der Stelle bei Palladius für die Geschichte der Katze-Mensch-Beziehung noch wichtig, dass der Autor zum ersten Mal den Begriff *cattus* anstatt dem bisher gebräuchlichen *felis* verwendet. Diese Bezeichnung wird sich in den folgenden Jahrhunderten durchsetzen und auch im Mittelalter der gängigste Begriff für die Katze sein.

### 3 DIE KATZE IN DER LATEINISCHEN LITERATUR DES MITTELALTERS

Das Mittelalter brachte für die Beziehung zwischen Katze und Mensch einige Veränderungen mit sich, die leider nicht alle zum Vorteil für die Katze ausfielen. Im Grunde entwickelte sich die Beziehung in dieser Zeit recht zwiespältig, nicht zuletzt bedingt durch die Verbreitung des Christentums. Diese hatte für die Katze negative, aber auch positive Folgen. Blaschitz macht diese gespaltene Darstellung zudem zeitlich fest: Im frühen Mittelalter bis zum 12. Jahrhundert gebe es vorwiegend ein positives Bild der Katze, erst ab dem 13. Jahrhundert wandle sich dieses zum Negativen.<sup>90</sup>

Einerseits trat sie als Gefährtin vor allem irischer Mönche, Eremiten und Heiliger in Erscheinung, andererseits wurde sie zum Sinnbild des Bösen und zur Begleiterin des Teufels und der Hexen. Aber auch in anderen Bereichen des mittelalterlichen Lebens drückt sich die ambivalente Stellung der Katze aus. So konnte sich das Tier von der Antike bis ins Mittelalter endlich als Mäuse- und Rattenjäger gegen das Wiesel und den Marder durchsetzen. Andererseits assoziierte man Ratten mit Krankheiten und Verderben, wodurch sich der allgemeine Ruf der Katze nicht zum Besseren wenden konnte.<sup>91</sup> Keller sieht sogar eine direkte Verbindung zwischen dem Einbruch der Ratten in Europa, den er erst nach der Völkerwanderung festsetzt, und der Verbreitung der Katze als Haustier. Zu diesem Zeitpunkt, so argumentiert er zudem, war die Katze als Haustier bereits unentbehrlich.<sup>92</sup> Dieser Annahme geben auch archäologische Funde Recht. In Haithabu und Schleswig, beides Gebiete im heutigen Norddeutschland, wurden zahlreiche Katzenknochen aus dem 9. bis 14. Jahrhundert gefunden und untersucht. Dabei ließen sich, besonders bei den Fundstücken aus Schleswig, Veränderungen im Gebiss festmachen, vor allem war eine Reduktion der Zähne nachzuweisen. Man kann davon ausgehen, dass ein solcher Wandel überwiegend durch eine Änderung der Nahrung zustande gekommen ist. Katzen in diesen Gebieten scheinen also bereits weniger Jagd auf kleine Säugetiere gemacht, sondern vielmehr andere, weichere Nahrung in Form von Küchenabfällen und Ähnlichem zu sich genommen zu haben. Daraus kann man folgern, dass die Katze mehr und mehr zum Haustier wurde.<sup>93</sup> Dem ist entgegenzuhalten, dass die Katze außer dem Mäusejagen, was ja auch nicht nur positive Konnotationen hervorrief, für die Menschen im Mittelalter keinen echten Nutzen hatte. Zudem ordnete man ihr vor allem im christlichen Einflussbereich eine zunehmend negative Symbolik zu. Die Katze stand in Verbindung mit praktisch allem Bösen, wie dem Teufel,

<sup>90</sup> Vgl. Blaschitz 5f.

<sup>91</sup> Vgl. Pascua 101.

<sup>92</sup> Vgl. Keller 1909, 76f.

<sup>93</sup> Vgl. Benecke 352f.



Ketzern und Hexen. Die Tatsache, dass die Katze bei genügend Zuwendung ein sehr zutrauliches Haus- und Gesellschaftstier werden kann, half nichts, denn nicht einmal Adelige oder höhergestellte Menschen hielten sie sich in dieser Funktion.<sup>94</sup>

In den folgenden Kapiteln wird auf diese zweideutige Beziehung zwischen Katze und Mensch eingegangen und diese anhand von ausgewählten Textstellen kommentiert. Im Vergleich zur Antike haben wir für das Mittelalter wesentlich mehr Quellen und Belege, welche die Verbindung zwischen dem Tier und dem Menschen darstellen, besonders im Bereich der Heiligenviten und enzyklopädischer Einträge. Da der Fokus dieser Arbeit auch auf der Aufbereitung des Themas für den Lateinunterricht liegt, werden an dieser Stelle einzelne Texte ausgewählt und exemplarisch aufbereitet. Daher soll hier kein Anspruch auf Vollständigkeit bestehen.

### 3.1 Die Katze und das frühe Christentum – Heilige, Mönche und Eremiten

Obwohl die Kirche die Katze ab dem 13. Jahrhundert als Begleiterin des Teufels und Verkörperung alles erdenklich Bösen klassifizierte, gab es im frühen Mittelalter, als sich das Christentum langsam in Europa etablierte, durchaus positive Berichte vom Zusammenleben mit Katzen. Viele derartige Erzählungen finden sich in Bußbüchern und vor allem irischen Heiligenviten. Von Letzteren werden in den folgenden Unterkapiteln drei genannt. In diesen tritt die Katze meist bereits als Haustier in Erscheinung bzw. scheint es in diesen Texten nichts Ungewöhnliches zu sein, dass das Tier mit den Geistlichen zusammenlebt. Grundsätzlich ist der Katze in diesen Erzählungen keine negative Symbolik zugeordnet, sondern sie wird relativ neutral und teils sogar positiv dargestellt. Dass die Katze im frühen Mittelalter gerade auf den Britischen Inseln als Haustier fast schon neu entdeckt wurde, zeigt sich auch in einigen Gesetzestexten. So findet sich ein walisisches Gesetz ca. aus dem 10. Jahrhundert, aus dem hervorgeht, dass sich Katzen als Hüterinnen von Kornkammern und Getreidevorräten verdient machten. Die Tiere wurden anscheinend gezüchtet und verkauft. Ihr Wert stieg, wenn bezeugt war, dass sie auch Mäuse fangen können, und bei Diebstahl oder sogar Tötung eines Tieres folgten Strafen in Form von Abgaben von Weizen oder Schafen. Bewick schließt daraus, dass die offenbare Sorgfalt in der Aufzucht und im Umgang mit Katzen nahelegt, dass sie bis dahin auf den Britischen Inseln noch wenig bekannt war.<sup>95</sup>

Die im Folgenden dargestellten Beziehungen zwischen Heiligen, Mönchen und Eremiten mit der Katze sollen zeigen, wie sich die Stellung und Wahrnehmung des Tieres von der Antike bis ins frühe Mittelalter gewandelt hat. Man schätzt die Katze bereits als Gefährtin und erkennt sie als Haus- und Heimtier an. Diese Haltung wird sich im Verlauf der Jahrhunderte noch einmal stark ins Gegenteil kehren, bevor die Katze sich dann in ihrer Funktion als Gesellschaftstier durchsetzt.

#### 3.1.1 Samson

Von den in den folgenden Kapiteln behandelten Texten über irische Heilige ist sicher Samson, oder auch Sampson, von Dol noch der bei uns bekannteste. Details aus seinem Leben erfahren wir nur aus seiner Vita eines unbekanntem Verfassers, der *Vita sancti Samsonis*, welche, nach Angaben von Bobis, vermutlich um 564, kurz nach dem Tod des

<sup>94</sup> Vgl. Pascua 101.

<sup>95</sup> Vgl. Bewick 154.

Heiligen, entstanden ist.<sup>96</sup> Im ökumenischen Heiligenlexikon ist allerdings die Rede von einer Entstehungszeit zwischen Anfang des 7. und dem 9. Jahrhundert. Zu finden ist diese Vita in den *Acta Sanctorum*, einem großangelegten Projekt der Bollandisten zur Sammlung von diversen Heiligenviten. Hinsichtlich des Lebens des heiligen Samson nimmt man an, dass er einer adeligen Familie entstammte und im Kloster von Sankt Iltud seine geistliche Laufbahn begann. Dort durchlief er verschiedenste kirchliche Ämter bis hin zum Abt und Klosterbischof im Kloster Pirus in Llantwit in Wales. Er bereiste Irland und gründete schließlich ein Kloster in der Bretagne. Um 560 wurde er in Paris zum Bischof von Dol geweiht.<sup>97</sup>

In seiner Vita werden neben seiner Lebensgeschichte auch fast schon wundersam anmutende Erlebnisse des Heiligen mit Mitmenschen und Tieren beschrieben. Unter anderem finden wir eine Begebenheit, in der eine Katze eine nicht unwesentliche Rolle spielt. In dieser recht frühen Station im Leben des heiligen Samson geht es um dessen Eintritt in das Kloster von Sankt Iltud, wo er den Hass und Neid zweier Brüder auf sich zog. Diese durch und durch bösen Brüder sehen in Samson einen Rivalen und fürchten um ihr Erbe, da das Kloster ihrem Onkel gehört. Deshalb suchen sie einen Mönch auf, der in ebendiesem Kloster als Bäcker tätig ist, und bitten ihn, einen giftigen Trank zu brauen, den sie Samson vorsetzen wollen. Um die Wirksamkeit des Tranks zu testen, gibt der Mönch ihm zuerst einer Katze zu trinken, die sogleich daran zu Grunde geht.<sup>98</sup>

Die Katze wird in dieser Geschichte weder mit *felis* noch mit *cattus* oder *catta* bezeichnet, wie es die Lektüre der bisher besprochenen Texte vermuten ließe. Hier begegnet der Leserin/dem Leser ein neuer Begriff, nämlich *pelax*. Bobis erklärt, dass diese Bezeichnung auf den Britischen Inseln eine gängige war, auch in ihrer anderen Schreibweise als *pilax*, was soviel wie „der/die Haarige“ bedeutet.<sup>99</sup>

Aus dieser Episode im Leben des heiligen Samson erfahren wir, dass die Katze offenbar ganz selbstverständlich im Kloster mit den Mönchen lebte, denn sie wird ganz beiläufig erwähnt, als bedürfe ihre Anwesenheit keiner weiteren Erklärungen. Oeser sieht in dieser Beschreibung einen eindeutigen Anhaltspunkt dafür, dass es sich um eine zahme Hauskatze handelt, allerdings gibt er auch zu bedenken, dass sie in der Geschichte eher wie eine Sache und weniger wie eine liebe Gefährtin behandelt wird.<sup>100</sup> Dem kann man sicher zustimmen, denn die eigentliche Vergiftung der Katze wird nur kurz erwähnt: *Pelax autem ut bibit, saltum praecipitem dedit et statim mortuus est*. Würde es sich bei dieser Katze bereits um eine liebe Gefährtin der Mönche handeln, würde ihr Tod wohl mehr Aufsehen erregen. Tatsächlich wird an ihr nur das Gift getestet, welches im Grunde für Samson bestimmt ist. Spinnt man nun aber diesen Gedanken weiter, stünde die Katze in der Geschichte auch für den Heiligen und wäre das Opfer böser Mächenschaften in Form der beiden Brüder. Daran zeigt sich, dass das Tier an dieser Stelle noch nicht im Entferntesten in einem Zusammenhang mit dem Bösen oder sogar dem Teufel stand, was in späterer Zeit der Fall sein wird.

Andererseits, wäre ihr Ruf ein durchwegs positiver, hätte sie wohl nicht der jähe Tod ereilt und Gott wäre ihrer gnädig gewesen, denn am Ende wird ja auch Samson verschont. Dieser Gedanke kollidiert allerdings mit der Grundhaltung des Christentums, wie sie sich schon in

<sup>96</sup> Vgl. Bobis 41.

<sup>97</sup> Vgl. Schäfer, Samson von Dol.

<sup>98</sup> Vgl. Vita Sancti Samsonis Episcopi 577f.

<sup>99</sup> Vgl. Bobis 41; Blaschitz 4.

<sup>100</sup> Vgl. Oeser 86.



der Bibel findet: Der Mensch mache sich alle Tiere auf Erden untertan. Genau diese Haltung wird sich im Verlauf der Jahrhunderte auf die Beziehung zwischen Katze und Mensch auswirken. Einerseits wird das Tier durch eine zu enge Bindung zum Menschen praktisch zur Rivalin Gottes, auf der anderen Seite soll sich ein frommer Mensch im Grunde auf Gott allein besinnen und nicht einem Tier den Vorzug geben. Im frühen Mittelalter spielen diese Argumente aber vorerst noch keine Rolle, denn die Katze ist offenbar noch mehr Freund als Feind, wie sich in den folgenden Texten zeigen wird.

Für den Lateinunterricht ist die Episode aus dem Leben des heiligen Samson sicher gut brauchbar, einerseits, da die Sprache für die SchülerInnen relativ leicht verständlich ist, und andererseits auch, weil sie durch ihre sprachlichen Eigenheiten als mittellateinischer Text interessant ist. Dazu ist es im Unterricht sicher nötig, diese Besonderheiten im Mittellatein einmal grundsätzlich mit den SchülerInnen zu besprechen. Da diese Textstelle aber vermutlich aus dem frühen Mittelalter stammt, sind die sprachlichen Eigenheiten noch nicht zu stark ausgeprägt und könnten auch im Nachhinein gemeinsam mit den SchülerInnen erarbeitet werden.

### 3.1.2 Abbann

Auch im Leben des heiligen Abbann findet sich eine Stelle, an der es zu einer Begegnung zwischen Katze und Mensch kommt, die sich von den anderen Beschreibungen in diesem Kapitel ein wenig unterscheidet. So wird die Katze relativ detailliert in ihren Eigenheiten beschrieben, wie es in den bisher besprochenen Textstellen kaum getan wurde. Über den Heiligen selbst wissen wir wieder vergleichsweise wenig. Bekannt ist, dass er, wie der heilige Samson, im 6. Jahrhundert lebte. Er war der Sohn König Cormacs von Leinster und gründete dort, im Südosten Irlands in der Grafschaft Wexford, im Lauf seines Lebens mehrere Kirchen sowie das Kloster New Ross, wobei sich sein Hauptkloster bei Magheranoidhe befand, dem späteren Abbanstown und heutigen Adamstown.<sup>101</sup>

Der Text über sein Leben findet sich, wie auch die Viten vieler anderer irischer Heiliger, in den *Vitae sanctorum Hiberniae* als *Vita sancti Abbani*. Im Leben des heiligen Abbann ereignen sich, wie so oft in solchen Erzählungen, viele wundersame Dinge. So auch in der Episode, in welcher der Heilige auf eine Katze trifft. Anders als beim heiligen Samson begegnet ihm das Tier außerhalb der Klostermauern. Es trägt sich zu, dass sich in einer Region in Leinster eine grauenhafte Kreatur in Form einer riesigen Katze aufhält. Diese versetzt die Menschen in Angst und Schrecken und keinem ist es bisher gelungen, sie zu besiegen, denn sie vernichtete ganze Heere. Ein Schweinehirt bittet nun Abbann, er möge die Menschen von dieser Bestie befreien. Der Heilige sagt zu, und weil seine Gefährten zu große Angst haben, muss er sich alleine gegen das wilde Tier behaupten. Natürlich gelingt es ihm, die Riesenkatz zu zähmen, und jede/n in der Region erfüllt dies mit Freude.<sup>102</sup>

Es ist offensichtlich, dass die Geschichte rein inhaltlich wohl eher in den Bereich der Mythen und Sagen fällt. Allein die grausige Beschreibung der Monsterkatze hört sich mehr als fabelhaft an, so besteht sie doch praktisch nur aus Feuer und Flammen (*ignitum capud habens, caudam flammeam, bestia ignifera*) und ist in jeder Hinsicht riesig (*vitulus anniculus, ingentes dentes, ungulas longissimas*). Besonders der Kopf und der Schwanz aus Flammen sowie die Klauen und die langen Zähne erinnern stark an einen Drachen oder Ähnliches. Bis

<sup>101</sup> Vgl. Grattan-Flood, St. Abban of Magheranoidhe.  
<sup>102</sup> Vgl. *Vitae sanctorum Hiberniae* I, 18f.

zu dem Punkt in der Geschichte, an dem der Schweinehirt das Tier *cattus dyabolicus* nennt, könnte man annehmen, es handle sich um einen eher katzenfeindlichen Text, in dem die Katze bereits als Personifikation des Teufels auftritt. Allerdings wendet sich die Geschichte ungefähr in der Mitte plötzlich zu Gunsten der Katze. Sobald sie den Heiligen erblickt, scheint sie ihr böses Gemüt abzulegen und wird zahm wie eine Hauskatze, die sich freut, wenn ihr Besitzer nach Hause kommt. Sie neigt sich sogar zu seinen Füßen. An dieser Stelle drängt sich dem/r modernen Leser/in fast schon das Bild einer Katze auf, die schnurrend um die Füße ihres Menschen herumschmeichelt. Der heilige Abbann muss der großen Katze zwar trotz allem eine Kette umlegen, dies geschieht allerdings ohne Zwang, sie kommt aus freien Stücken mit ihm mit und er führt sie zu einem nahen See, an dem sie fortan friedlich ihr Leben fristet.

Bobis erwähnt die oben angeführte Erzählung aus dem Leben des heiligen Abbann, um die im frühen Christentum unvoreingenommene Haltung gegenüber der Katze aufzuzeigen.<sup>103</sup> Dennoch drängt sich im ersten Teil der Geschichte ein doch sehr negativer Beigeschmack auf, wenn die Katze als so monströses, böses und sogar teuflisches Tier ausgewählt wird. Warum wählt der Autor hier gerade die Katze als Tier aus, um dieses Bild zu erzeugen? Es würden sich doch fabelhaftere Wesen dafür eignen. Einerseits könnte dieses negative Bild, das erzeugt wird, deshalb so ausführlich beschrieben werden, um dann den Kontrast im zweiten Teil, nach der Begegnung mit dem Heiligen, zu verstärken. Dass die Wahl auf die Katze als *bestia* fiel, zeigt auch, dass sie zur Zeit, in der die Geschichte spielt, auf den Britischen Inseln schon zumindest gut bekannt gewesen sein muss. Durch die Beschreibung ihres eigentümlichen Verhaltens gegenüber ihr vertrauten Menschen kann man schließen, dass dieses den LeserInnen der Vita geläufig war. Sie war also bereits ein vertrautes Tier, das man sich nicht nur als Mäusefängerin, sondern auch als Haustier hielt.

Da die Katze in dieser Geschichte des heiligen Abbann auf eine Weise beschrieben wird, die heutigen LeserInnen durchaus bekannt vorkommen dürfte, eignet sich die Textstelle besonders gut für den Einsatz im Unterricht. Zudem ist der Text sprachlich nicht allzu schwierig, weshalb die SchülerInnen gut in Einzel- oder Partnerarbeit damit arbeiten könnten. Es gäbe außerdem sicher noch eine Reihe Vergleichstexte von anderen Heiligen, die Bestien gezähmt oder getötet haben, die man im Unterricht einsetzen könnte.

### 3.1.3 Moling

Beim heiligen Moling von Ferns handelt es sich um einen weiteren irischen Heiligen, dessen Verehrung im 19. Jahrhundert durch das neuerliche Interesse an der altirischen Sprache neuen Antrieb erhielt. Grund dafür ist, dass er neben seiner klerikalen Tätigkeit einige altirische Gedichte verfasst haben soll. Aus seiner Biographie kennen wir sein Todesjahr, 697, und wir erfahren außerdem, dass er Bischof von Ferns und später auch von Glendalough war, beides Orte im südöstlichen Teil von Irland in der Grafschaft Wexford.<sup>104</sup>

Bis hierhin unterscheidet sich seine Biographie nicht wesentlich von denen des Samson oder des Abbann, außer dass Moling zeitlich wahrscheinlich ein wenig später einzuordnen ist. Seine Vita ist ebenfalls in den *Vitae sanctorum Hiberniae* erhalten. Sein Wirkungsbereich war, genau wie bei Abbann, der Südosten von Irland und auch in seiner Vita findet sich eine Stelle, in welcher der Heilige mit einer Katze in Berührung kommt. Diese Begegnung hat

<sup>103</sup> Vgl. Bobis 42.

<sup>104</sup> Vgl. Schäfer, Molingus von Ferns.



etwas Wundersames und fast schon Fabelhaftes an sich, denn in dieser Episode aus dem Leben des heiligen Moling erweckt der Heilige einen kleinen Vogel wieder zum Leben. Dieses Vögelchen fliegt zum heiligen Moling und ist offenbar einen Moment lang unachtsam, da es durch den Anblick des Heiligen wie geblendet ist und so im Flug eine Fliege verschluckt (*in conspectu viri devorans avicula muscam*), die es aber vorher schon im Schnabel hatte (*habebat illa muscam vivam et ululantem in rostro suo*). Diesen kurzen Schockmoment nutzt wiederum eine Katze für sich, tötet das Vögelchen und verschlingt es sogleich. Als der heilige Moling dieses Unglück bemerkt, befiehlt er der Katze, den Vogel sofort wieder auszuspuken, was diese ohne Zögern macht, denn auch sie scheint von der Stimme und vom Anblick des Heiligen wie verzaubert und zugleich eingeschüchtert zu sein (*muriceps audiens vocem sancti, cum timore et tremore*). Das ausgespuckte Vögelchen ist zwar schon tot, kann aber von Moling wiederbelebt werden. Das gleiche Wunder gelingt ihm sogar mit der bereits toten, vom Vogel verschluckten Fliege. Ein Mitbruder des Heiligen, der diese Szene beobachtet, erklärt das Ganze als eine wundersame Wiederauferstehung von den Toten.<sup>105</sup>

Diese Beschreibung aus dem Leben des heiligen Moling ist, wie bei den Heiligen Samson und Abbann, recht unwahrscheinlich, es handelt sich wohl eher um eine Legende als um eine wahre Begebenheit. Nichtsdestotrotz ist es ein weiterer Beleg, der uns Auskunft über die Beziehung zwischen Katze und Mensch gibt. Was als Erstes ins Auge sticht, ist, dass hier wieder ein anderer Begriff für die Katze gewählt wird: *muriceps*. Der Ausdruck gibt rein sprachlich Hinweis auf den Haupttätigkeitsbereich der Katze im frühen Mittelalter, das Mäusefangen, und war, laut Blaschitz, neben dem bereits genannten *musio*, *murio*, *philax* oder *pilax* eine durchaus gängige Bezeichnung für das Tier.<sup>106</sup>



Darstellung einer Katze auf der Jagd nach einer Maus im Book of Kells, um 800, Dublin, Trinity College (Foto: Wikimedia)

Inhaltlich ist die Katze in der Erzählung neben dem Heiligen eigentlich nicht die Hauptakteurin, wie bei Abbann, sondern eher Nebenfigur. Sie rückt ganz plötzlich in den Vordergrund und unterbricht regelrecht die Beschreibung des kleinen Vögelchens und der Fliege, was auch sprachlich zum Ausdruck kommt, denn der Satz wird durch das Wort *muriceps* direkt unterbrochen: *Dei devorans avicula muscam, muriceps apprehendit ipsam aviculam* [...]. Dieses plötzliche Anbahnen erinnert ein wenig an Plinius, der ja schon beschrieb, wie leise und geschickt sich Katzen an ihre Beute anschleichen (siehe Kapitel 2.3.4). Auch das Verschlingen der Beute geht schnell vonstatten. Interessant ist, dass das Vögelchen, das Beute der Katze ist, selbst ebenfalls die Fliege verspeist, dies aber im Text relativ verharmlost wird, da sie die Fliege fast unabsichtlich verschluckt. Andererseits hört

<sup>105</sup> Vgl. Vitae sanctorum Hiberniae II, 200.

<sup>106</sup> Vgl. Blaschitz 4.

man die Fliege im Schnabel des Vogels heulen (*ululantem in rostro suo*). Doch an dieser Stelle schreitet der Heilige noch nicht ein, erst als dann die Katze in Aktion tritt. Das Verhalten der Katze erscheint ein wenig böser und berechnender als das des Vogels, was sich am Verb *apprehendit* ausdrückt. Wenn man diese Feinheiten berücksichtigt, wird klar, dass die Katze in dieser Geschichte nicht gerade positiv dargestellt wird. Sie lässt sich zwar von der Stimme des Heiligen beeindrucken und spuckt ihre Beute unverzüglich wieder aus, dennoch bleibt sie der Täter.

Immerhin zeigt uns die Geschichte einmal mehr, dass die Katze im Bereich der britischen und irischen Mönche und Heiligen ein recht gängiges Haustier gewesen sein muss, denn sie bewegt sich immer im Umfeld von Klöstern und von Menschen, die diese bewohnten. Generell kann man sagen, dass die Darstellung der Katze auf den ersten Blick nichts Negatives oder zumindest immer auch einen kleinen positiven Anteil hat. So ist sie bei Samson einfach ein Opfer, das zufällig zugegen war und den bösen Brüdern als Testobjekt dient, bei Abbann wird die zuerst gefährliche Riesenkatz durch das Einwirken des Heiligen ein zahmes Kätzchen und bei Moling kann ebenfalls sein guter Einfluss das aggressive Gemüt der Katze zumindest in der gegebenen Situation umstimmen.

Die im Ansatz gute Beziehung zwischen Katze und Mensch, die in den obigen drei Heiligenviten exemplarisch dargestellt wurde, hat ironischerweise für das Tier negative Folgen, welche sich schon in der folgenden Textstelle, die ca. 150 Jahre später entstanden ist, ausdrücken werden.

### 3.1.4 Ermoldus Nigellus

Über das Leben des Ermoldus Nigellus ist wenig bekannt. So weiß man, dass er seit 823 zum Gefolge König Pippins I. von Aquitanien gehörte, jedoch zwei, drei Jahre später von dessen Vater, Ludwig dem Frommen, verbannt wurde.<sup>107</sup> Dies geschah vermutlich, weil er verdächtigt wurde, einen schlechten Einfluss auf Pippin zu haben. An seinem Verbannungsort Straßburg verfasste er seine Dichtungen, unter anderem Lobgedichte auf Ludwig sowie zwei Briefgedichte an Pippin, in denen er erklärt, wie sich ein christlicher Fürst zu verhalten habe.<sup>108</sup> Anscheinend durfte Nigellus um 830 wieder an den Hof zurückkehren, wobei die genauen Umstände nicht geklärt sind.<sup>109</sup>

Seinen Briefen an Pippin entstammt eine Episode, in der von einem Einsiedler und seiner Liebe zu einer Katze erzählt wird.<sup>110</sup> Dieses Motiv findet sich allerdings nicht nur bei Nigellus, sondern auch bei anderen Autoren in christlichem Kontext nach ihm.<sup>111</sup> Bobis geht davon aus, dass sich alle diese Versionen einer Heiligenvita als Quelle bedienen, die schon vor dem Beginn des 9. Jahrhunderts entstanden ist.<sup>112</sup> Nigellus' Version der Geschichte unterscheidet sich allerdings insofern, als er sie in einen Ratschlag an Pippin einbindet, wie er sich als christlicher Herrscher verhalten solle. Zur Illustration, wie man es als gläubiger Mann eben nicht machen soll, verwendet Nigellus die Erzählung über die Katze und den Einsiedler.

<sup>107</sup> Vgl. Ermoldus Nigellus, Repertorium „Geschichtsquellen des Deutschen Mittelalters“.

<sup>108</sup> Vgl. Kompatscher, Classen, Dinzlacher 63; Bobis 53.

<sup>109</sup> Vgl. Ermoldus Nigellus, Repertorium „Geschichtsquellen des Deutschen Mittelalters“.

<sup>110</sup> Vgl. Ermoldus Nigellus, Carmina 69-106.

<sup>111</sup> Vgl. Johannes Diaconus, Vita Gregorii Magni. Weitere Versionen der Geschichte finden sich, laut Bobis 54 bei Abt Odo von Cluny (10. Jh.), Giraldus Cambrensis (um 1217), Odo von Cheriton (um 1220) sowie in der *Legenda aurea* des Jacopo da Voragine (13. Jh.).

<sup>112</sup> Vgl. Bobis 54.



Was die Beschreibung den jungen Herrscher lehren soll, erklärt der Dichter bereits vor der Schilderung der eigentlichen Geschichte: *Nullus amor domini debet postponere amorem, adsimilata Deo est quod creatura nihil*. Dieser Gedanke ist auch bei den anderen Versionen der Geschichte essentiell und steht klar im Vordergrund: Jede Liebe zu anderen Geschöpfen soll der Mensch zugunsten der Liebe zu Gott unterlassen. (Modernen) TierfreundInnen drängt sich hier vielleicht der Gedanke der christlichen Nächstenliebe auf, diese bezieht sich genau genommen aber nur auf Menschen. Wie bereits eingangs erwähnt, sollte sich der Mensch, laut Bibel, alle anderen Geschöpfe untertan machen. Bobis erwähnt noch einen weiteren Aspekt, der dieser Sichtweise zugrunde liegt. Da Tiere dem Menschen untertan sein sollten, erfüllen sie immer einen gewissen Nutzen. Der Hund zum Beispiel dadurch, dass er den Menschen bei der Jagd unterstützt, die Katze eben in ihrer Tätigkeit als Mäusebekämpferin. Hat ein Mensch nun eine engere Bindung zu einem Tier, entfernt er sich dadurch nicht nur von Gott, sondern zusätzlich hält er auch das Tier von seiner ihm von Gott vorgegebenen Funktion ab.<sup>113</sup> Freundschaft zwischen Tier und Mensch war demzufolge für beide Seiten unsinnig und überflüssig.

Trotz dieser, aus Sicht der Katze-Mensch-Beziehung, negativen Intention des Autors liefert die Erzählung dennoch einen weiteren Beleg dafür, dass es sehr wohl ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem Tier und dem Menschen gab. Der Einsiedler, der bereits einmal das Antlitz Gottes als Lohn für seine tugendhafte Einsamkeit erblicken durfte, findet zu seiner Freude eine Katze als Gesellschafterin, er nährt sie und im Gegenzug spendet das Tier ihm Trost und Zuversicht (*musio nutritur usibus aptus ei, qui solamen erat monacho convivaque soli*). An dieser Stelle wird bereits angedeutet, dass das Beisammensein mit der Katze für den Eremiten unheilvoll ist, wenn er im vorigen Vers als *infelix* bezeichnet wird. Die liebevolle Beziehung zwischen dem Mann und der Katze kommt trotzdem gut zum Ausdruck, denn wie ein Vater streichelt er der Katze den Rücken (*palpabatque feri terga pater manibus*). Das Unheil nimmt seinen Lauf, als der Einsiedler wieder Christus erblicken möchte, denn dieser ermahnt ihn, dass die Katze der Grund ist, warum dies nicht mehr geschehen kann (*Tanti est musio causa mali*). Der Eremit habe seine Liebe mehr der Katze zugewendet als Gott. Als der fromme Mann dies erkennt, schlägt und schimpft er seine ehemalige Gefährtin (*verbis flagrisque fugacem*) und er jagt sie hinaus mit der Aufforderung, sie solle sich von nun an wieder selbst von Mäusen ernähren. Im letzten Distichon fasst der Autor noch einmal zusammen, dass es nicht sein dürfe, dass man Tiere zu sich ins Haus nimmt, denn daraus entstehe stets Unheil.

In dieser Geschichte wird die Katze wieder *musio* genannt, jedoch zum Schluss des Gedichts nur noch *bestia*. So wird auch sprachlich klar ausgedrückt, dass man, wenn überhaupt, Tiere nur zu einem bestimmten Zweck als Haustier halten sollte, nicht aber zum bloßen Vergnügen. Dennoch zeigt die Episode, dass es durchaus freundschaftliche Beziehungen zu Katzen gegeben haben muss, sonst bestünde keine Notwendigkeit, überhaupt erst auf deren unheilvolle Auswirkungen aufmerksam machen zu müssen. Pippin, der Adressat dieser Geschichte, soll selbst eine sehr freundschaftliche Beziehung zu seinen Hunden unterhalten haben, weshalb Nigellus wohl diese Erzählung in sein Gedicht einbindet. In dieser Textstelle geht es dem Autor darum, vor etwaigen Folgen aus zu liebevollen Mensch-Tier-Beziehungen zu warnen. Im Verlauf der nächsten Jahrhunderte werden solchen Warnungen, in Bezug auf die Katze, auch Taten folgen, die für viele der Tiere tödlich enden.

<sup>113</sup> Vgl. Bobis 54.

Für den Lateinunterricht taugt dieser Text sehr gut, da es sich zur Abwechslung einmal nicht um einen Prosatext, sondern um einen lyrischen handelt. Das elegische Distichon ist sicher eines der Versmaße, die sich durchaus zur Besprechung im Unterricht eignen. Zudem ist die Stelle inhaltlich ansprechend, da der Umschwung ins Negative in der Beziehung zwischen Katze und Mensch gut erkennbar ist. Diese negative Grundhaltung gegenüber der Katze wird auch in den folgenden Texten Thema sein.

### 3.2 Die Katze und der Teufel – Begleiterin von Ketzern und Hexen?

Während von der Spätantike bis zum frühen Mittelalter nur einige wenige Erwähnungen der Katze als Gefährtin des Menschen bekannt sind, häufen sich die Berichte ab dem Ende des 12. Jahrhunderts. Die Frage ist, warum ausgerechnet zu dieser Zeit die Katze als Haustier zunehmend bekannt wurde. Eine Erklärung ist sicher, dass das zunehmende Interesse an der Katze, das sich in der Literatur abzeichnet, mit Rattenplagen infolge der Kreuzzüge im Zusammenhang steht.<sup>114</sup> Dies würde auch zeitlich passen, denn die ersten Kreuzzüge fanden bereits Ende des 11. Jahrhunderts statt. Als Schädlingsbekämpferin hatte die Katze zu dieser Zeit bereits Einzug in Europa gehalten und wurde nun zunehmend in dieser Funktion eingesetzt.

Davon ausgehend könnte man meinen, dass die Beziehung zur Katze eine durchwegs positive war. Allerdings ist in literarischen Zeugnissen verschiedenster Art ein deutlicher Umschwung zu erkennen: Die Katze wurde bezichtigt, eine Verbündete des Teufels zu sein und wurde zum Symbol von Hexen, Häretikern und sogar dem Tod. Dieser Symbolik liegt die Tatsache zugrunde, dass generell die religiöse Verehrung von Tieren vom Christentum als heidnisch angesehen wurde. Diese Haltung war durchaus zwiespältig, man denke an das Lamm Gottes, welches in christlichem Kontext häufig dargestellt und verehrt wurde. Zudem ergab sich eine weitere Ambivalenz in der Haltung der Kirche gegenüber Tieren, nämlich die Frage nach dem Unterschied zwischen dem realen Tier und der dämonischen Illusion eines Tieres. So glaubte man, dass Dämonen und Geister die äußerliche Form von bestimmten Tieren annahmen, um mit den Menschen in böser Absicht zu interagieren.<sup>115</sup> Dabei ist wichtig zu beachten, dass Gott sowohl als Herr über reale Tiere als auch Dämonen galt, denn letztere betrachtete man als gefallene Engel, die in Satan lediglich ihren Anführer hatten.<sup>116</sup> Besonders schwarze Katzen fielen solchen Vorstellungen oft zum Opfer und mussten so ihr Leben lassen, da sie in ihrer „dämonischen“ Gestalt häufig als Begleit- oder sogar Reittier von Hexen betrachtet wurden. Zusätzlich stellte man sich die Katze bei der Beschwörung von Dämonen vor oder man glaubte, dass einzelne Körperteile des Tieres zumindest dafür verwendet wurden.<sup>117</sup> Diese Verbindung zu sogenannten Hexen drückt sich bereits bei Jacob Grimm aus, der in seiner Deutschen Mythologie festhält: „Das Volk sagt: eine zwanzigjährige Katze werde zur Hexe, eine hundertjährige Hexe wieder zur Katze“.<sup>118</sup> So wurde von Papst Innozenz VIII. am Ende des 15. Jahrhunderts angeordnet, dass Katzen zusammen mit der Hexerei bezichtigten Menschen verbrannt werden sollten.<sup>119</sup>

Zu diesen religiös motivierten Gründen, die die Katze in sehr negatives Licht rückten, kamen außerdem noch biologische hinzu. Gewisse körperliche Merkmale der Katze, die zwar

<sup>114</sup> Vgl. Blaschitz 6.

<sup>115</sup> Vgl. Page 47-50.

<sup>116</sup> Vgl. Dinzelsbacher 152f.

<sup>117</sup> Vgl. Bobis 177.

<sup>118</sup> Grimm 918.

<sup>119</sup> Vgl. Oeser 101.



mindestens schon seit Plinius bekannt waren, wurden als unheimlich und diabolisch beschrieben, zum Beispiel die im Dunkeln leuchtenden Augen, nächtliche Streifzüge, um zu jagen, oder die Schreie einzelner Tiere in der Nacht.<sup>120</sup>

Bedenkt man typische Verhaltensweisen und Charaktereigenschaften von Katzen, wird ebenfalls klar, dass man diese leicht negativ auslegen kann. Da wären unter anderem ihre raschen Stimmungswechsel, von spielerischem Schmeicheln bis zum Kratzen und Fauchen, ihre Unerziehbarkeit, ihr scheinbarer Blutdurst bei der Mäusejagd, was oft als Quälen ihrer Beute ausgelegt wurde und wird, ihre ausgiebige Reinlichkeit, welche den Eindruck von Eitelkeit erzeugen könnte, oder ihre Faulheit und Schläfrigkeit untertags. Dass all diese Verhaltensmuster biologische Gründe haben, ist uns heute klar, dennoch wurden diese in religiösem Kontext oftmals im Zuge der Tugend- und Lasterlehre angeführt.<sup>121</sup>

Im Großen und Ganzen ist ersichtlich, dass zwar das frühe Christentum zum Aufstieg der Katze als Haustier seinen Beitrag leistete, aber auch zu deren negativer Symbolik einiges beitrug, nicht zuletzt mit deren Erwähnung in Verbindung mit Ketzern oder Hexen. In den folgenden Kapiteln werden Texte vorgestellt, die zeigen sollen, wie man sich die Beziehung zwischen Katze und Mensch ab dem Ende des 12. Jahrhunderts in christlichem Kontext vielfach vorstellte. Dabei ist wichtig zu beachten, dass die Texte lediglich eine Auswahl bilden und vor allem in Hinblick auf ihre Verwendung im Unterricht zur Diskussion stehen. Es soll keineswegs ein negatives Bild der katholischen Kirche in ihrem Umgang mit Tieren im Allgemeinen entstehen. Es gab sehr wohl, wie auch schon in Kapitel 3.1 dieser Arbeit erwähnt, gute Mensch-Tier-Beziehungen in diesem Zusammenhang, die allerdings ab dem 12. Jahrhundert vor allem in Bezug auf die Katze eher die Ausnahme bilden.

### 3.2.1 Bartholomaeus und Agnes

Im folgenden Kapitel sollen gleich zwei Textstellen aus verschiedenen Heiligenviten Thema sein. Beide Stellen finden sich, wie zuvor die Vita des Samson, in den *Acta Sanctorum*. Dabei handelt es sich um die Lebensbeschreibungen des heiligen Bartholomaeus von Farne und der seligen Agnes von Böhmen.

Ersterer lebte als Einsiedler auf den Farne-Inseln an der Küste Northumberlands. Dieses Gebiet schien geradezu gemacht für die Einsiedelei, denn dort haben sich, den Erzählungen nach, einige Heilige zurückgezogen, so zum Beispiel der heilige Aidan, Cuthbert, Æthewald, Ælric, Ælwin und schließlich um 1150 ein heiliger Bartholomaeus aus Durham, von dem hier vermutlich die Rede ist.

Vom Leben der heiligen Agnes von Böhmen ist im Vergleich mehr bekannt. Sie war selbst adeliger Abstammung als Tochter des böhmischen Königs Ottokar I. 1234 legte sie die Krone ab und trat in ein Klarissenkloster ein, welches sie zuvor gegründet hatte. Dort wurde sie kurze Zeit später Äbtissin und strebte ein Leben im Sinne des heiligen Franziskus und der heiligen Klara an, das sie ganz in Zurückgezogenheit und in Aufopferung für Arme und Kranke führte.<sup>122</sup>

Beide Passagen aus den *Acta Sanctorum* beschreiben die Gestalt des Teufels in Form von Tieren oder Menschen. Beim heiligen Bartholomaeus heißt es:

<sup>120</sup> Vgl. Zeuner 332f.

<sup>121</sup> Vgl. Blaschitz 10f.

<sup>122</sup> Vgl. Schäfer, Agnes von Böhmen.

*Multa quoque tentationum genera a concertatore suo diabolo expertus est. Modo enim se in murem, modo in leonem, modo in taurum transformavit: simiae vero et murilegi saepius effigies ostendit: et merito in his maxime apparuit, ut qui captor fieri voluit Deitatis, captor fieret murium; et qui humanae dignitatis violator extitit, humanae similitudinis vitium indueret.*<sup>123</sup>

Aus dem Abschnitt aus der Vita des Heiligen geht hervor, dass man sich vorstellte, dass der Teufel als Dämon nicht nur in die Gestalt von Katzen schlüpfte, sondern auch in die von Mäusen, Löwen oder Stieren. Meistens zeige sich der Teufel allerdings als Katze. Wie bereits angesprochen (siehe Kapitel 2.3), leitete Isidor von Sevilla den Begriff vom lateinischen Wort *captare* her. An dieser Stelle spielt der Autor offensichtlich mit der Bedeutung des Wortes *cattus* oder *catta*. Er erklärt, dass der Teufel deshalb am häufigsten als Katze auftritt, da er eigentlich die Göttlichkeit fangen bzw. annehmen wollte, schließlich aber zum Fänger der Mäuse, also zur Katze, wurde. Dadurch bringt er Unheil und Verfehlungen für die Menschen. Bobis merkt weiters an, dass die Katze wie der Teufel als falsch und arglistig galt.<sup>124</sup>

Bei der heiligen Agnes begegnet uns der Teufel ebenfalls in Gestalt einer Katze. Die Heilige selbst schien Visionen gehabt zu haben, und wie gleich an zwei Stellen zu erkennen ist, erscheinen in diesen wieder Tiere als Verkörperungen des Teufels: *Daemoniorum autem imbellia terriculamenta, quasi felium aut canum molimina despexit.*<sup>125</sup> Während hier neben Katzen noch von Hunden die Rede ist, finden wir weiters noch die Gestalt eines schwarzen Mannes, genauer eines Äthiopiens. Auch letzteres Motiv war im Mittelalter anscheinend ein gängiges<sup>126</sup>:

*At Agnes nihil hac infernali larva exterrita, neque Aethiopium atrore horribile diabolium formidare, neque canum feliumque habitus ementitum quidquam curare, sed cuiusvis beluae foeditatem repraesentantem.*<sup>127</sup>

Beide dieser Stellen aus christlichen Heiligenviten aus dem 12. Jahrhundert stellen inhaltlich Ausnahmen dar, denn wie schon gezeigt, war das Bild der Katze bis dahin kein negatives. Dennoch sind diese Passagen gute Belegstellen dafür, wie sich die Beziehung zu dem Tier langsam änderte. Im Unterricht könnten diese Ausschnitte daher wegen ihrer Kürze vor allem als Vergleichstexte zu den Heiligenviten des heiligen Samson, Abbann oder Moling zum Einsatz kommen. Zudem bilden diese Stellen eine gute Überleitung zum nun folgenden Text bzw. Autor, bei dem ebenfalls Visionen des Teufels in Katzengestalt vorkommen.

### 3.2.2 Caesarius von Heisterbach

Ein weiterer Autor, der Katzen als Symbol des Teufels und der Dämonen nennt, ist Caesarius von Heisterbach. Zu seinen Lebensdaten ist recht viel bekannt, so weiß man, dass er in der Nähe von Köln um das Jahr 1180 geboren wurde und dort auch seine Jugend verbrachte. Schon zu dieser Zeit war er nach eigenen Aussagen Zeuge mehrerer Wunder. Da er vermutlich aus einer wohlhabenden Familie stammte, erhielt er eine gute Ausbildung in der Stiftsschule St. Andreas nördlich von Köln. Im Jahre 1199 trat er in das Zisterzienserkloster Heisterbach ein, wo er das Amt eines Novizenmeisters innehatte, was soviel bedeutete, als

<sup>123</sup> Vita sancti Bartholomaei Eremitae Farnensis 836.

<sup>124</sup> Vgl. Bobis 180.

<sup>125</sup> Vita B. Agnetis de Bohemia 822.

<sup>126</sup> Vgl. Bobis 267.

<sup>127</sup> Vita B. Agnetis de Bohemia 823.



dass er Novizen zu unterrichten und auszubilden hatte.<sup>128</sup> In dieser Funktion bereiste er mit verschiedenen Äbten das Land und verfasste zudem zahlreiche Schriften, nach eigenen Angaben 36 an der Zahl.<sup>129</sup>

Das bekannteste dieser Werke ist wohl der *Dialogus miraculorum*. Caesarius selbst betont immer wieder, dass es ihm in diesem Werk vor allem darum geht, Erzählungen von Menschen über erlebte Begebenheiten weiterzugeben. Diese werden als *exempla* in religiösen Kontext gesetzt und haben das Ziel, den einfachen Menschen die Lehren der Kirche nahe zu bringen und diese anschaulich darzustellen. Der *Dialogus* ist in Dialogform gehalten, nach dem Vorbild Gregors des Großen, es wird also in Form eines fiktiven Gesprächs zwischen dem Lehrer und dem Novizen erzählt. Hauptanliegen ist schlussendlich das Erreichen einer *conversio*, einer Abwendung von der Welt und eines Eintritts ins Kloster.<sup>130</sup> Inhaltlich interessant ist das Werk nicht nur wegen der Berichte über wundersame Ereignisse und Visionen, sondern auch, weil es uns einen umfangreichen Einblick in das Alltagsleben und in die Alltagsangelegenheiten der Menschen des Mittelalters gibt. Dabei beschreibt der Autor nicht nur religiöse Begebenheiten, er nimmt außerdem Stellung zu tatsächlichen historischen Ereignissen der Zeit. Die Entstehungszeit des *Dialogus miraculorum* wird zwischen 1219 und 1223 angenommen.<sup>131</sup>

Für das Thema dieser Arbeit finden sich mehrere Stellen im *Dialogus*, an welchen von der Katze bzw. vom schwarzen Kater in negativem Zusammenhang die Rede ist. Hergemöller spricht sogar von „zahlreiche[n] Hinweisen auf die dämonische Qualität der Felidae“.<sup>132</sup> In diesem Kapitel sollen drei derartige Stellen vorgestellt und diskutiert werden, welche ferner im Lateinunterricht verwendet werden könnten. Alle diese Abschnitte beschreiben Visionen von Geistlichen, die darin die Katze als Verkörperung des Teufels erkennen. Somit ist die allgemeine Darstellung des Tieres bei Caesarius eine rein symbolische, denn sie steht immer für das personifizierte Übel, meistens auch für eine bestimmte Sünde oder ein bestimmtes Laster der Menschen.<sup>133</sup>

Die erste der zu behandelnden Passagen handelt von einem Mönch, der öfter beim Chorgebet einschlief. Allerdings geschah dies nicht aus Müdigkeit oder Faulheit desselben, sondern ein Dämon in Katzengestalt hatte hier die Hände, oder besser die Pfoten im Spiel: Ein Mitbruder sah auf dem Kopf des Schlafenden oft einen Kater sitzen (*frequenter cattum sedere vidit*). Dieser hielt in weiterer Folge dem Geistlichen die Pfoten auf die Augen (*pedes suos oculis [...] superposuit*) und er fiel so in einen tiefen Schlaf. Der Dämon konnte nur auf diese Weise überlistet werde, indem man den Stuhl, der wie eine Art Klappstuhl funktioniert haben muss, präparierte, sodass der Mönch beim Einschlafen vornüberkippte. So konnte der Teufel in Form des Dämons davon abgehalten werden, einen schlechten Einfluss auf das Gebet des Bruders zu haben, der nach diesem Erlebnis angesport wurde, Gott noch eifriger zu dienen.<sup>134</sup> In dieser Episode verkörpert die Katze das Laster der Faulheit. Durch die Tatsache, dass sie selbst wegen ihrer Angewohnheit, tagsüber zu schlafen, dieses Lasters bezichtigt wurde, eignet sich die Katze besonders gut zur Verkörperung der Sünde. Neben dieser Symbolik will der Autor mit dieser Geschichte eine Alltagssituation darstellen, die

<sup>128</sup> Vgl. Nösges, Schneider 45ff.

<sup>129</sup> Vgl. Hergemöller 208.

<sup>130</sup> Vgl. Nösges, Schneider 55ff.

<sup>131</sup> Vgl. Nösges, Schneider 57ff.

<sup>132</sup> Hergemöller 214.

<sup>133</sup> Vgl. Blaschitz 18; Bobis 166ff, 181f.

<sup>134</sup> Vgl. Caesarius Heisterbacensis, *Dialogus* IV, 33.

ausdrückt, dass der Teufel selbst bei Unachtsamkeit stets anwesend sein kann. Nicht selten werden den Personen in den Erzählungen nach diesen einschneidenden Erlebnissen die Augen geöffnet, wodurch gezeigt wird, wie man die Pläne der Dämonen durchkreuzen kann.<sup>135</sup>

Eine weitere Textstelle behandelt ebenfalls die Veranschaulichung verschiedener menschlicher Laster und wieder kommen hier Tiere zum Einsatz. Der Mönch Christian sah offenbar des Öfteren verschiedene Dämonen in seiner Umgebung, immer dann, wenn ein anderer im Begriff war, ein lasterhaftes Verhalten an den Tag zu legen. Einmal beobachtete er einen Priester, der vorgab, krank zu sein, und diese Zeit nutzte, um sich der Völlerei hinzugeben. Er nährte mehr seinen Körper als seinen Geist. Die zweite Situation, in die Christian gerät, soll zeigen, auf welche Weise der Teufel versucht, Geistliche von ihren Pflichten fernzuhalten. Katzen mit hässlichen Brandmalen tauchen auf (*cattos foeda quadam adustione maculatos*) und schmiegen ihre Köpfe an die Mönche (*corporum suorum compressionibus, in signum familiaritatis*) und versuchen, diese durch ihre Schwanzbewegungen abzulenken (*caudarum suarum motibus eisdem blandiri*). Diejenigen, die ernst bleiben, blicken sie nicht einmal an. Und schließlich wird Christian selbst einmal Opfer der List des Teufels, denn als er sich einmal am Altar zum Gebet niederlassen will, sitzt dort plötzlich eine riesige Kröte und er läuft vor Schreck davon.<sup>136</sup> Wie der Novize selbst in der Antwort auf diese Erzählung gleich erkennt, sollen diese Visionen gegen drei Laster nützlich sein: *gulositas, vanitas* und *taedium orandi*. Der Mönch erwidert, dass er diese Geschichte so von Abt Hermann und vom Mönch Walter von Birbech, einem Freund Christians, gehört habe, wodurch der Autor klar Authentizität anstreben will. Inhaltlich und sprachlich ist auffallend, dass Caesarius an dieser Stelle darauf hinweist, dass es sich bei den erwähnten Tieren nicht um reale Katzen, sondern um dämonische handelt, was er extra anführt: *sub eorum specie daemones*. Die Schilderung der Katzen, die sich an den Körpern der Geistlichen reiben, erinnert sehr an die Beschreibung der gezähmten Riesenkatz bei Abbann. Davon ausgehend, könnte man auch bei Caesarius annehmen, dass sich diese Situation durchaus so im Kloster abgespielt haben könnte. Natürlich haben die Katzen hier Brandmale am Fell, wodurch ihr deutlicher Bezug zum Teufel gegeben ist. Folglich will der Autor davor warnen, dass sich Böses in Gestalt von harmlosen Wesen manifestieren und so schlechten Einfluss auf die Menschen haben kann.<sup>137</sup>

Eine dritte Erzählung im *Dialogus miraculorum* berichtet von einem einfältigen Mönch namens Ludwig, der über seinem Sterbebett eine weiße Taube erblickte. Plötzlich erschien auch ein schwarzer Kater, der die Taube fangen wollte (*cattus niger insidiabatur*). Diese konnte sich aber auf ein nahes Kreuz flüchten, wo sie vor dem Kater in Sicherheit war. Zugleich hat ein anderer Mitbruder die Vision eines Löwen, der versucht, eine Gruppe von Geistlichen zu durchbrechen, die diesen Angriff aber ebenfalls abwehren können. Schlussendlich stirbt Ludwig und der Mönch betont, dass er hoffe, dass Ludwig dem Kater und dem Löwen entkommen konnte (*catti leonisque evaserit insidias*). Warum nun ausgerechnet der Mönch Ludwig vom Teufel heimgesucht wurde, wird im Anschluss erklärt: Er habe vor seinem Eintritt in den Orden sehr fleischlich gelebt und war zudem ein einfältiger Mensch.<sup>138</sup> Auch in dieser Geschichte ist die Katze wieder offensichtlich Symbol für den Teufel. Durch die Betonung ihrer schwarzen Farbe und den Kontrast zur weißen

<sup>135</sup> Vgl. Bobis 181.

<sup>136</sup> Vgl. Caesarius Heisterbacensis, *Dialogus* V, 6.

<sup>137</sup> Vgl. Bobis 182.

<sup>138</sup> Vgl. Caesarius Heisterbacensis, *Dialogus* VI, 36.



Taube, in christlicher Konnotation ebenfalls ein eindeutiges Symbol, wird die negative Haltung gegenüber dem Tier deutlich. Dass die Katze hier statt ihres üblichen Beutetiers, der Maus, die weiße Taube angreift, ergibt in christlichem Kontext ebenfalls Sinn: Im Tod ringt der Teufel mit Gott um die Seelen der Menschen.<sup>139</sup>

Diese Passagen aus dem *Dialogus miraculorum* des Caesarius von Heisterbach zeigen, wie sich die Beziehung zwischen Katze und Mensch Anfang des 13. Jahrhunderts gewandelt hat. Die Katze wird weder als Gefährtin noch als sogenanntes Nutztier angesehen, sondern wird zur Verkörperung des Teufels in Form eines Dämons. Zwar gab es offenbar einen Unterschied zwischen realen und dämonischen Katzen. In den oben genannten Textstellen des Caesarius scheinen aber alle Katzen diabolische Züge zu haben. Es liegt auf der Hand, dass die Katze unter diesen Voraussetzungen in den folgenden Jahrhunderten für alle möglichen Verbrechen und Untaten im christlichen Sinn als Sündenbock herangezogen wird, zum Beispiel, wenn häretische Gruppen der Ketzerei oder Frauen als Hexen bezichtigt werden, was in den folgenden Texten gezeigt wird.

Für den Unterricht eignen sich die Auszüge aus dem *Dialogus* von Caesarius sehr gut, da sie sprachlich und inhaltlich für die SchülerInnen sicher interessant sind. Zudem bringen die Stellen zum Ausdruck, wie sich die Kirche dämonische Wesen in tierischer Gestalt vorgestellt hat.

### 3.2.3 Gregorius IX. – *Vox in Rama*

Die sogenannte *Vox in Rama* bezeichnet eine Bulle, die von Papst Gregor IX. im Jahre 1233 in fünf Ausfertigungen verfasst wurde und dem Erzbischof Siegfried von Mainz, dem Bischof Konrad von Hildesheim sowie dem Inquisitor des Papstes selbst, Konrad von Marburg, alle Freiheiten einräumte, um mit einer neu aufgetauchten Gruppe von sogenannten Ketzern zu verfahren. Ebenso erhielten dieses Schreiben alle Bischöfe der Mainzer Erzdiözese, alle Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte und Prälaten in „Teutonia“ und schließlich Kaiser Friedrich II. und dessen Sohn Heinrich VII.<sup>140</sup> Die Bezeichnung *Vox in Rama* geht auf ein Zitat aus einem Evangelium des Matthäus zurück, mit welchem der Papst die Bulle eröffnete.<sup>141</sup>

Inhaltlich soll in dem Schreiben dazu aufgerufen werden, gegen eine neue Gruppe von „Irrgläubigen“ vorzugehen, die anscheinend die Kirche in ihren Grundfesten erschüttern, wenn es heißt: [...] *in suis visceribus hereticorum scindentium eius uterum venenatis sagittis novi erroris et confusionis appetimur inaudite*.<sup>142</sup> Welche Sekte in der Bulle gemeint ist, geht daraus nicht genau hervor. Vergleicht man deren Inhalt aber mit anderen Dokumenten der Zeit, die von denselben Vorgängen berichten, findet man die Bezeichnung „Sekte der Luziferaner“, „die Anbeter Luzifers“ und schließlich beim selben Autor „die ruchlose Tochter der Häresie der Manichäer“. Daraus kann man folgern, dass die Katharer gemeint gewesen sein könnten.<sup>143</sup>

<sup>139</sup> Vgl. Bobis 166.

<sup>140</sup> Vgl. Hergemöller 22.

<sup>141</sup> Vgl. Haider 58. Diese Stelle im Matthäus-Evangelium lautet wie folgt: *Vox in Rama audita est, ploratus multus et ululatus, Rachel plorat, videlicet pia mater ecclesia, filios, quos diabolus mactat et perdit, et quasi consolationem non recipit, quia filii, more vipero matris viscera lacerantes, ipsam interimere moluntur*.

<sup>142</sup> Gregorius IX., *Vox in Rama* 432.

<sup>143</sup> Vgl. Bobis 189. Die Autorin führt als Quelle für die Bezeichnung „Sekte der Luziferaner“ die Chronik von Albericus de Tribus Fontibus an. Guillaume d'Auvergne nannte sie „Anbeter Luzifers“ und „ruchlose Tochter der Häresie der Manichäer“.

Was nun die Erwähnung der Katze betrifft, so haben wir mit diesem Dokument wohl die oberste Stufe hinsichtlich der Verbindung des Tieres mit allem erdenklich Grausamen erreicht. Es handelt sich dabei um eine recht lange Stelle im Schreiben, an der eine Art Initiationsritus erklärt wird, durch welchen ein Novize dieser ominösen Sekte beitreten kann. Das Aufnahmeamt begann der Bulle nach damit, dass eine riesenhafte Kröte (*rane, quam bufonem [...] nominare*) erschien, die der Neuling zuerst entweder auf das Hinterteil oder auf den Mund küssen (*posterioribus et quidam in ore damnabiliter osculantes*) und dabei sämtliche Körpersäfte aufnehmen musste. Als nächstes schreitet der Novize voran und muss einen extrem blassen, ausgemagerten Mann mit tiefschwarzen Augen (*palloris homo, nigerrimos habens oculos*) küssen, wobei ihm dabei die Kälte dieses Mannes in Mark und Bein fährt (*sensit frigidum sicut glaciem*). Nach diesem Kuss ist der katholische Glaube bereits vollkommen aus dem Herzen des Novizen gewichen (*totaliter evanescit*). An diesem Punkt folgt der dritte Teil des Rituals: Von einer Säule steigt ein ebenfalls riesiger schwarzer Kater rückwärts herab, und zwar mit erhobenem Schwanz (*retorta cauda*), sodass die „Gläubigen“ auch dessen Hinterteil küssen können. Dies passiert nach einer gewissen Reihenfolge, denn nicht jedes Mitglied der Sekte ist würdig genug. Endlich setzen sie sich und sprechen Gebete, während sie in Richtung des Katers blicken (*versus gattum capitibus inclinatis*). Was folgt, ist die Beschreibung einer wilden Sexorgie, in welcher jede/r mit jedem/r verkehrt ohne Rücksicht auf Verwandtschaftsverhältnisse oder Geschlecht. Dann werden die Kerzen wieder angezündet und alle nehmen ihre Plätze wieder ein. Jetzt findet offenbar der Höhepunkt statt, denn ein gewisser Mann (*quidam homo*) erscheint plötzlich aus einem düsteren Winkel. Oberhalb der Hüfte leuchtet der Mann hell (*fulgens at sole clarior*), unterhalb aber ist er struppig wie der Kater (*hispidus sicut gattus*) und in seinem Glanz erstrahlt der ganze Raum. Er erhält vom Meister der Sekte ein Stück vom Gewand des Novizen, welches er ihm zuvor vom Leib reißt, und nimmt es mit den Worten: *Bene mihi servisti pluries et melius servies, tue committo custodie, quod dedisti*. Dann verschwindet er.<sup>144</sup>

Die Katze erscheint in dieser Beschreibung zweimal: zum einen als Teil des anfänglichen Aufnahmeamt nach der Kröte und dem blassen Mann. Obwohl oder gerade weil sie hier erst an dritter Stelle genannt wird, ist ihr Auftritt der erste Höhepunkt des Rituals, denn bereits vor ihr hat der Neuling durch den Kuss des Mannes seinen Glauben von sich geworfen und darf somit den Kater küssen. Andererseits wird indirekt im Vergleich mit Luzifer ein Kater angesprochen. Dabei werden beide Male besonders die sexuellen Aspekte des Tieres hervorgehoben, sein aufgerichteter Schweif und das Unterteil des Teufels, das dem eines Katers gleicht.<sup>145</sup>

Wie schon bei Caesarius von Heisterbach werden die lasterhaften Züge der Katze dargestellt, diesmal die Wollust und die ausschweifenden Anbetungen von Tieren dämonischen Wesens als Gottheiten. Es ist anzunehmen, dass auch Papst Gregor nicht das reale Tier im Sinn hatte, sondern lediglich von dessen Gestalt Gebrauch machte und darin einen Dämon sah, dennoch sind die Auswirkungen für die Beziehung zwischen Katze und Mensch fatal. An diesem Punkt in der Geschichte scheint es beinahe rätselhaft, wie es möglich war, dass sich die Katze bis heute als eines der liebsten Gesellschaftstiere hat etablieren können. Im Folgenden werfen wir den Blick auf ein weiteres Dokument aus dem späteren Mittelalter, das noch einmal die

<sup>144</sup> Vgl. Gregorius IX., *Vox in Rama* 433.

<sup>145</sup> Vgl. Bobis 188.



negative Symbolik der Katze hervorhebt, diesmal in Zusammenhang mit sogenannter Hexerei.

Was die Verwendung dieser Textstelle aus der *Vox in Rama* im Unterricht anbelangt, sollte man sie, wenn überhaupt, mit den SchülerInnen zusammen übersetzen und gründlich besprechen, da doch einige ziemlich derbe Details beschrieben werden. Bei der Behandlung solcher eher delikaten Texte sollte man als Lehrperson die SchülerInnen gut kennen bzw. deren Reaktionen abschätzen können. Dennoch eignet sich der Auszug aus der *Vox in Rama* rein sprachlich sehr gut für den Lateinunterricht und kann, je nach Ermessen der Lehrperson, durchaus herangezogen werden.

### 3.2.4 Henricus Institoris – *Malleus maleficarum*

Als Verfasser des *Malleus maleficarum* gelten im Allgemeinen die beiden Dominikaner und zugleich Inquisitoren Heinrich Kramer und Jakob Sprenger. Die Mitautorenschaft des Letztgenannten ist allerdings in der neueren Forschung eher umstritten, da Kramer grundsätzlich, mit einigen Ausnahmen im Pluralis Maiestatis, in der Ich-Form schreibt. Außerdem waren die beiden Geistlichen zur angenommenen Entstehungszeit verfeindet und Sprenger hat zudem nie ein anderes Werk mit ähnlichem Inhalt verfasst.<sup>146</sup> Zum Hauptverfasser Heinrich Kramer ist anzumerken, dass er offenbar selbst die latinisierte Form seines Namens, Henricus Institoris, bevorzugte, da wir diesen Namen als Autorennamen des *Malleus* finden.<sup>147</sup> Kramer wurde 1430 in Schlettstadt im Elsass geboren und trat nach seiner schulischen Ausbildung in den Dominikanerorden ein. Dort war er als Priester tätig und vermutlich übernahm er zu dieser Zeit schon inquisitorische Aufgaben. Er beteiligte sich zwischen 1467 und 1470 aktiv an der Bekämpfung der Hussiten. Bis 1475 war Kramer zumindest zeitweise immer wieder in Rom. Dort wurde er wegen Beleidigung Kaiser Friedrichs III. zu einer Kerkerstrafe verurteilt, diese wurde aber aufgehoben, da er zu diesem Zeitpunkt innerhalb des Ordens großen Rückhalt hatte. 1478 wurde er offiziell durch den Papst zum Inquisitor von Oberdeutschland ernannt, aber schon davor hatte sich Kramer bei einigen Anklagen und Ritualmordprozessen gegen Juden beteiligt.<sup>148</sup> Für die Verfassung des *Malleus maleficarum* gab es für Kramer einen konkreten Anlass: In seiner Rolle als Inquisitor hatte er sich nach Ravensburg begeben, um dort die Behörden mit dem korrekten Vorgehen gegen Hexen vertraut zu machen. Allerdings endeten seine Bemühungen darin, dass viele der dort Angeklagten wieder freigelassen werden mussten. Daraufhin wandte er sich nach Rom, um Unterstützung in seinen Anliegen zu erhalten, was auch 1484 in Form einer päpstlichen Bulle geschah. Mit dieser bewaffnet, begab Kramer sich nach Brixen und Innsbruck, um dort flüchtige, der Hexerei bezichtigte Angeklagte zu inquiren. Wieder endeten diese Prozesse für ihn in einem Fiasko, wohl auf Grund der iuridischen Überlegenheit seiner Gegner.<sup>149</sup>

Nach diesen Erfahrungen sah sich Kramer 1486 veranlasst, den *Malleus maleficarum* zu verfassen. Die Abhandlung gliedert sich in drei Teile, wobei der Autor der Schrift noch drei weitere Dokumente beilegte, eine Bulle von Papst Innozenz VIII. mit dem Namen *Summis desiderantes affectibus* gegen die Ketzerei der Hexen, eine Art Approbation von mehreren Theologen der Kölner theologischen Fakultät sowie eine Verteidigung des Werks durch

<sup>146</sup> Vgl. Tschacher, *Malleus*.

<sup>147</sup> Vgl. Jerouschek XII.

<sup>148</sup> Vgl. Tschacher, Kramer.

<sup>149</sup> Vgl. Jerouschek XIIIff.

Kramer selbst. Der erste Teil des eigentlichen Schreibens behandelt die Ursprünge der Hexerei, der zweite die Werke der Hexen und etwaige Gegenmittel und am Schluss gibt Kramer noch Ratschläge zur Bekämpfung der Hexen. Ziel des Autors ist es offenbar, Hexen unausweichlich mit dem Tode zu bestrafen, denn die spanische Inquisition betrachtete Hexerei und Zauberei lediglich als Häresie, was theoretisch als rekonzilierbar galt. Zudem möchte Kramer, dass die bischöfliche und weltliche Gerichtbarkeit stärker in die Bestrafung von Hexerei eingreift, da er selbst als Inquisitor ja mehrmals erfolglos aus derartigen Prozessen hervorgehen musste.<sup>150</sup>

Im Mittelpunkt des *Malleus* stehen Frauen und deren negativer Einfluss auf die Dinge und vor allem auf Männer. Dabei steht klar der sexuelle Aspekt im Vordergrund. Frauen werden nicht nur von Dämonen ergriffen, sondern vereinigen sich auch in geschlechtlicher Form mit diesen. Den Grund dafür sieht Kramer darin, dass Frauen besonders anfällig für solche Verbindungen mit Dämonen und dem Teufel sind, da sie im Glauben weniger stark seien als Männer. Dies sei schon an der Etymologie des Wortes *femina* ersichtlich: *Dicitur enim femina fe, et minus, quia semper minorem habet et servat fidem et hoc ex natura quo ad fidelitate [...]*.<sup>151</sup> Das heißt *fe* stünde für *fides* und *minus* für weniger, also würde *femina* bedeuten: Die, die weniger Glauben hat.<sup>152</sup> Natürlich ist diese Ableitung mehr als fragwürdig.

Im Zusammenhang mit diesen von Dämonen besessenen Frauen, also den Hexen, erzählt Kramer von einem Vorfall in einer Stadt in der Diözese Straßburg, bei welchem Katzen eine Rolle spielen. Den Namen der Stadt will er aus Gründen des Anstandes nicht nennen (*cuius nomen occultare ordo caritatis et honestatis postulat*). Ein Arbeiter in besagter Stadt ist dabei, Brennholz zu zersägen, als plötzlich eine große Katze (*cattus quidam non parve quantitatis*) auftaucht und versucht, ihn davon abzuhalten, bzw. die ihn in irgendeiner Form belästigt (*molestare*). Er kann sie zwar abwehren, doch bald erscheinen noch zwei weitere Katzen und alle drei beginnen, den Arbeiter zu beißen und zu attackieren (*versus vultum saliendo [...] lacerando ipsum aggrediuntur*). Der Mann weiß sich nicht mehr zu helfen, er macht ein Kreuzzeichen (*signo crucis*) und bewirft die Tiere mit Holzstücken. Schließlich kann er sie in die Flucht schlagen. Unglücklicherweise wird derselbe Mann kurze Zeit später von zwei Dienern des Stadtrates abgeholt und als Hexer angeklagt. Es folgt eine ausführliche Beschreibung, wie der Arbeiter den Richter anfleht und bittet, es möge ihm nichts geschehen, er habe kein Verbrechen begangen.<sup>153</sup> Es wird ihm nämlich vorgeworfen, an dem Tag drei angesehene Frauen verprügelt zu haben, was der Mann allerdings vehement bestreitet, obwohl die besagten Frauen eindeutige Wunden von Schlägen vorweisen können (*verbera deplangunt, demonstrant et quod eas percusserit publice testant*). Er erinnert sich: *Illa [...] hora creaturas me percussisse recolor non autem mulieres*. Die Ankläger wollen nun Genaueres wissen, nämlich *cuiusmodi creaturas percusserit*. Der Arbeiter erzählt ihnen den Ablauf der Geschichte und er wird schließlich freigelassen, denn es wird anerkannt, dass bei dem Vorfall Dämonen am Werk waren (*intelligentes opus demonis fuisse*). Er soll Stillschweigen über die Sache bewahren, aber offenbar kann die Sache nicht vollkommen verheimlicht werden. Die essentielle Frage, die sich für Kramer aus dem Vorfall ergibt, lautet: *An ne demones in assumptis sic et signis absque presentia maleficarum apparuerint aut earum corporalis presentia prestigioso artificio in bestialis illas formas transmutata fuerit*. Für den Autor scheint ganz klar Letzteres der Fall zu sein, also dass auf jeden Fall Hexen in

<sup>150</sup> Vgl. Tschacher, *Malleus*.

<sup>151</sup> Jerouschek 21.

<sup>152</sup> Vgl. Schmidt I, 69f.

<sup>153</sup> Vgl. Jerouschek 62.



das Geschehen verstrickt waren, denn wären es „nur“ Dämonen in Katzengestalt gewesen, hätten die Frauen ja keine Schläge und Wunden an ihren Körpern aufzuweisen. Das rühre von einem *pactus mutuo*, den die Frauen bereits vorher mit dem Teufel eingegangen seien, was darauf hindeute, dass es sich um Hexen handeln müsse.

Kramer erklärt daraufhin ausführlich, dass es einen großen Unterschied mache, ob bloß einem Dämon in Tiergestalt Schaden bzw. Schläge zugefügt werden oder eben einem Dämon in Verbindung mit einer Hexe. Wie mit den beschuldigten Frauen in dieser Geschichte weiter vorgegangen wurde, bleibt unerklärt. In Bezug auf die Katze hat Kramer allerdings noch eine Anmerkung parat:

[Cattus] *quod animal perfidorum est appropriatum signum: sicut canis predicatorum in scripturis. Unde semper mutuo sibi insidiantur; et ordo predicatorum sub figura catuli latrantis in primo fundatore adversus hereses premonstratus fuit.*<sup>154</sup>

An dieser Stelle wird klar und deutlich ausgedrückt, was in den bisher besprochenen Texten oft nur zwischen den Zeilen oder indirekt zu lesen war: Die Katze ist das Sinnbild der Ungläubigen. Dies wird noch einmal nachdrücklich verstärkt durch die Gegenüberstellung des Tieres mit dem treuen Hund, der offenbar das Tier des Dominikanerordens darstellt. Laut Bobis sei diese Symbolik in Bezug auf den Hund schon im 13. Jahrhundert aufgekommen.<sup>155</sup> Mit dieser Stelle aus dem *Malleus maleficarum* „hält die säkulare Hexenkatze zum ersten Mal Einzug in die deutsche Theologie“.<sup>156</sup>

Zur Rezeption des *Malleus* lässt sich sagen, dass dieser zwar seit seiner ersten Publikation 1486 in 29 Auflagen erschienen ist, bei den Lesern aber durchaus gemischte Reaktionen hervorrief. Einerseits schien das Werk Kramers einen gewissen Eindruck zu hinterlassen, denn Kaiser Karl V. erwähnt in seinem 1532 festgelegten Strafgesetzbuch, der *Constitutio criminalis Carolina*, den *Malleus* zwar nicht namentlich, im Abschnitt gegen Schadenszauberei wird aber ausdrücklich, wie auch schon von Kramer gefordert, die Todesstrafe angeordnet. In den Jahren der Gegenreformation und der Konfessionskriege erlangte das Werk zudem mehr Beachtung, jedoch wird nach neueren Erkenntnissen dessen Einfluss auf rechtliche Maßnahmen gegen sogenannte Hexen als eher gering eingeschätzt. Kritiker gab es bereits zur Entstehungszeit des *Malleus*, aber vor allem später unter den Humanisten und Aufklärern, wie zum Beispiel Agrippa von Nettesheim oder Christian Thomasius.<sup>157</sup>

Für den Einsatz im Lateinunterricht in Verbindung mit dem Thema Katze-Mensch-Beziehung eignet sich der oben diskutierte Ausschnitt aus dem *Malleus maleficarum* sehr gut. Er zeigt deutlich die im Mittelalter angenommene Verbindung zwischen Hexen und Katzen und wie sich das Bild des Tieres im Lauf der Zeit gewandelt hat. Interessant ist darüber hinaus der örtliche Bezug zum Autor des Werkes, denn obwohl Kramer selbst aus dem Elsass stammte, so verfasste er seine Schrift doch auf Grund von Ereignissen in Brixen und Innsbruck. In diesem Zusammenhang wäre also sicher eine ausführlichere Bearbeitung des Themas, gegebenenfalls auch in Kollaboration mit einem anderen Fach (idealerweise Geschichte oder Deutsch), denkbar.

<sup>154</sup> Vgl. Jerouschek 63.

<sup>155</sup> Vgl. Bobis 216.

<sup>156</sup> Haider 70.

<sup>157</sup> Vgl. Tschacher, *Malleus*.



Foto: G. Kompatscher Gufler

### 3.3 Die Katze und die Frau

„Die Katze ist vollkommen. Die Frau ist es leider nicht. Ein bisschen Katze steckt allerdings in jeder Frau. Und wehe, wenn die Katze in der Frau die Oberhand gewinnt (was hin und wieder passiert): Dann haben die Männer nichts mehr zu lachen.“<sup>158</sup>

Obwohl dieses Zitat aus dem Jahr 2010 stammt, veranschaulicht es gut, wie die Katze bis heute mit der Frau in Zusammenhang gebracht wird. In diesem Kapitel soll summarisch auf diese Verbindung eingegangen werden und auf deren Entwicklung von der Antike bis zum Ende des Mittelalters.

Wie bereits in den Anfangskapiteln dieser Arbeit erwähnt, war die Katze bei den Römern nicht sehr populär. Wenn, dann in ihrer Funktion als Mäusejägerin oder als Bösewicht in einigen Fabeln. Zudem schien sie den meisten Römern eher suspekt, da sie den Katzenkult der Ägypter äußerst kritisch betrachteten. Trotz dieser ablehnenden Haltung gibt es Zeugnisse, die über einzelne innige Beziehungen zwischen Katze und Frau Auskunft geben. So kann man auf einem Relief aus der römischen Kaiserzeit sehen, wie eine Katze, laut Keller, von einem Mädchen mit einem Musikinstrument zum Tanzen dressiert wird.<sup>159</sup> Allerdings ist auf dieser Darstellung auch ersichtlich, dass zwei offenbar tote Vögel, wahrscheinlich Hühner oder Ähnliches, auf einer Art Ast über der Katze hängen, was deren Haltung ebenfalls erklären würde. Fest steht aber, dass es sich eindeutig um eine Frau handelt, die sich neben der Katze befindet. Auf einem Vasenbild, das eine Katze mit zwei jungen Mädchen beim Spielen zeigt, ist deutlich zu erkennen, dass es sich um eine Hauskatze im engeren Sinn handeln muss. Es ist zwar wieder ein Vogel über der Katze zu sehen, die Mädchen spielen jedoch mit einem Wollknäuel und einem Ball, was wohl mehr der Katze als dem Vogel gelten dürfte.<sup>160</sup>

Bereits in Ägypten wurde die Katze zusammen mit einer weiblichen Göttin, Bastet, dargestellt. Die Griechen übernahmen diese Verbindung und legten sie auf Artemis und die Katze um.<sup>161</sup> Daher beschreibt Ovid in seinen Metamorphosen, wie sich die Schwester des Apollo auf der Flucht vor Typhon in eine Katze verwandelt: *fele soror Phoebi*.<sup>162</sup> Zwar sagt

<sup>158</sup> Brost 140.

<sup>159</sup> Vgl. Keller 1909, 80.

<sup>160</sup> Vgl. Keller 1909, 78.

<sup>161</sup> Vgl. Haider 42.

<sup>162</sup> Ov. met. V, 330.



diese Beschreibung nichts über die Katze als Haus- oder Gesellschaftstier aus, dennoch ist die Assoziation zum Weiblichen erkennbar.

In antiken Fabeln ist ebenso des Öfteren die Rede von einer besonderen Beziehung zwischen Katze und Frau: So findet sich zum Beispiel ein und dieselbe Fabel über die Katze als Braut bei Aesop, Babrios und Ignatios Diaconos.<sup>163</sup> Allerdings ist uns keine dieser Fabeln aus der Antike in lateinischer Sprache erhalten. Eine Version kommt im 15. Jahrhundert durch Sebastian Brant wieder auf, doch scheint er ganz in der Tradition der antiken Fabel zu stehen, denn entgegen dem Frauenbild seiner Zeit ist in seiner Variante der aesopischen Fabel keinerlei Kritik an der Frau und deren Moral zu erkennen.<sup>164</sup>

Im Mittelalter wird die Katze immer mehr zum Symbol für Dämonen, den Tod, den Teufel und für diverse menschliche Laster, wie in Kapitel 3.2 bereits dargestellt. In Verbindung mit der Frau rückt in erster Linie die sexuelle Komponente in den Vordergrund, auch im Kontrast zum Mann, der dabei oft in der Rolle des Opfers erscheint. Geistliche bedienten sich ausgiebig dieser Katzensymbolik, wenn sie fleischliche Sünden anprangerten, wie sexuelle Unersättlichkeit und Lüsterheit. Die Eitelkeit war eine weitere Sünde, die man gleichermaßen der Katze und der Frau zusprach.<sup>165</sup>

Die Frage, die sich stellt, ist, ob all diese lasterhaften Züge zuerst der Katze oder der Frau angelastet wurden. Klar ist, dass die Katze durchaus einige biologisch bedingte Verhaltensmuster aufweist, die, wenn man die Hintergründe nicht kennt, negativ interpretiert werden können (siehe Kapitel 3.2). Da also eine besondere Beziehung zwischen Frau und Katze bereits vor dem Mittelalter bestanden hat, ist es im Grunde nicht weiter verwunderlich, dass das Tier ebenso mit den sogenannten Hexen in Verbindung gebracht wurde, nicht zuletzt deshalb, weil man beiden einen Hang zur Lasterhaftigkeit vorwarf. Vor allem im *Malleus maleficarum* kommt diese katzen- und frauenfeindliche Haltung sehr deutlich zum Ausdruck.

Eine interessante Wende in der Frau-Katze-Beziehung markiert die Verbindung des Tieres mit der Jungfrau Maria, welche vor allem in der Kunst häufig dargestellt wurde, insbesondere im Zusammenhang mit der Verkündigungsszene. Die früheste Malerei, die dieses Motiv zeigt, stammt aus dem 14./15. Jahrhundert von dem aus Mittelitalien stammenden Carlo da Camerino. Zu sehen ist die Jungfrau Maria, die mit einem Buch auf einer Bank sitzt. Darunter liegt, nur halb sichtbar, friedlich eine Katze. Andere Künstler greifen dieses Motiv in den folgenden beiden Jahrhunderten ebenso auf, so dass es ungefähr 20 solcher Szenen gibt.<sup>166</sup> Es erscheint besonders paradox, ausgerechnet die Katze, ein Tier mit extrem negativer, sexueller Konnotation, mit der heiligen Jungfrau Maria abzubilden. Zu dieser Zeit kam es offenbar zu einem „systematischen Austausch zwischen profaner und

<sup>163</sup> Vgl. Irmscher 35; 259; 446. In der Übersetzung lautet die aesopische Fabel wie folgt:

Eine Katze, die sich in einen wohlgestalteten jungen Mann verliebt hatte, bat Aphrodite, sie in eine Frau zu verwandeln. Die Göttin erbat sich auch ihrer Leidenschaft und gab ihr die Gestalt eines hübschen jungen Mädchens. In dieser Gestalt wurde der junge Mann der Katze ansichtig, gewann sie lieb und führte sie fort in sein Haus. Und während sie beide im Brautgemach weilten, kam Aphrodite der Wunsch, erfahren zu wollen, ob die Katze mit der Verwandlung ihres Körpers auch ihren Charakter geändert habe, und sie ließ deshalb eine Maus durch den Raum laufen. Alles andere vergessend, sprang da die Katze von ihrem Bett auf und sauste der Maus nach, um sie zu verspeisen. Verärgert über ihr Verhalten, versetzte sie die Göttin in ihren alten Zustand zurück.

So ist es auch bei den Menschen: Die, welche von Natur böse sind, vermögen ihren Charakter nicht zu ändern, auch wenn sie ihre äußere Erscheinung wandeln.

<sup>164</sup> Vgl. Haider 40.

<sup>165</sup> Vgl. Bobis 147ff.

<sup>166</sup> Vgl. Bobis 152ff.

religiöser Symbolik<sup>167</sup>, der auch vor der Katze nicht halt machte. So legt Bobis die Bedeutung neben Maria folgendermaßen aus: Je nach Haltung und genauer Pose der Katze kann diese entweder für die von Maria verweigerter Sexualität oder eben gerade für die unbefleckte Empfängnis stehen, also für eine Überwindung der (weiblichen) Sexualität.<sup>168</sup> Dadurch ist erkennbar, dass die Katze ein vollkommen neues Image erhält, welches sich, nach dem für das Tier eher dunklen Mittelalter, überraschenderweise in christlich-religiösem Kontext findet.

Das Thema Katze-Frau-Beziehung ist für den Unterricht prinzipiell sehr geeignet, allerdings meiner Meinung nach nicht ausschließlich im Lateinunterricht. An dieser Stelle würde sich ein fächerübergreifendes Projekt, zum Beispiel mit Kunst, Geschichte, Religion, Deutsch und Latein anbieten, da es zum Thema eine Fülle an Materialien gibt, weit über das Mittelalter hinaus, die es wert sind, bearbeitet zu werden. Zudem erscheint es mir gerade in diesem Kontext wichtig, das Thema nicht auf eine bestimmte Epoche oder eben auf eine bestimmte Literatur zu beschränken, da sonst schnell ein falscher Eindruck bei den SchülerInnen entstehen könnte. Es wäre für das Gesamtbild dieser besonderen Beziehung sowie für die Darstellung der Frau in der Geschichte eher kontraproduktiv, sich auf lateinische Texte aus dem Mittelalter zu beschränken, da in schulischem Kontext der Anschein entstehen könnte, als gäbe es die Frau und die Katze nur in Verbindung mit Ketzern und Hexen. Diese negative und abwertende Konnotation sollte auf jeden Fall so gut wie möglich vermieden werden.

### 3.4 Die Katze, der Kochtopf und die Medizin

In diesem Kapitel soll auf den vielfältigen Gebrauch der Katze im Mittelalter eingegangen werden, der sich auf zwei weitläufige Bereiche eingrenzen lässt: die Katze als Nahrungs- und als Heilmittel. Für jedes dieser beiden Themen soll in diesem Abschnitt der Arbeit exemplarisch auf eine Textstelle genauer eingegangen werden.

In der Antike wurde die Katze, wenn überhaupt, vorwiegend zur Bekämpfung von sogenannten Schädlingen eingesetzt. Zudem galt sie als gefährlich für Vögel und Geflügel (siehe Kapitel 2.3.2), welche eine ihrer Hauptnahrungsquellen zu sein schienen. Darüber, dass die Katze selbst als Nahrung betrachtet wurde, ist wenig bekannt, was darauf hindeutet, dass das Fleisch des Tieres üblicherweise von den Römern nicht verzehrt wurde. Dies hängt wohl schlicht damit zusammen, dass die Katze als Tier in Rom eher wenig bekannt war, und wenn, dann wurde sie recht kritisch betrachtet. Dennoch gibt es Hinweise, die zeigen, dass auch die Katze hie und da verspeist wurde. In Abwasserkanälen und Unterbauten von Amphitheatern in Rom wurden neben den Knochen typischer Arena-Tiere, wie Löwen, Bären oder Panther, verschiedenste Überreste anderer Tiere gefunden, zum Beispiel von Pferden, Rindern, Schweinen, Hunden oder Katzen, zusammen mit Samen von Obst und Gemüse. Davon ausgehend ist anzunehmen, dass es sich dabei um die Essensreste der Besucher handelt, denen offenbar die eine oder andere streunende Katze zum Opfer gefallen ist.<sup>169</sup>

Im Mittelalter nahm der Verzehr von Katzenfleisch zu. Dies lässt sich nicht nur durch literarische Quellen belegen, sondern zudem durch archäologische Funde. Knochenfunde von verschiedenen Grabungen in mittelalterlichen Siedlungsgebieten ergaben eindeutige

<sup>167</sup> Vgl. Bobis 155.

<sup>168</sup> Vgl. Bobis 155.

<sup>169</sup> Vgl. Lorenz 368.



Schnittspuren, die von Messern stammen, welche bei der Entfleischung von Katzenkörpern verwendet wurden.<sup>170</sup> Bedenkt man die negative Symbolik der Katze im Mittelalter, ist die Tatsache, dass sie des Öfteren verspeist wurde, doch verwunderlich. Literarische Zeugnisse aus der Zeit zeigen, dass man sich dieses Widerspruchs durchaus bewusst war. So warnt zum Beispiel Hildegard von Bingen davor, Katzenfleisch zu essen.

Im medizinischen Bereich wurde die Katze ebenfalls verzehrt, oder zumindest Teile des Tieres. Selbst diese Verwendung war in ihren Ansätzen bereits in der Antike bekannt. Plinius beschreibt in seiner *Naturalis historia* gleich mehrere Einsatzmöglichkeiten für die Katze. Er empfiehlt vor allem Katzenkot sozusagen als Universalheilmittel gegen Geschwülste, Geschwüre an der Gebärmutter, und um Fremdkörper, wie zum Beispiel Stacheln oder Ähnliches, aus der Haut oder sogar aus der Kehle zu bekommen.<sup>171</sup> Ein früherer Autor des augusteischen Zeitalters, der Katzenfett als wärmespendende Substanz empfahl, war Celsus.<sup>172</sup> Die Ansätze dieser beiden antiken Autoren sind auch in der mittelalterlichen Literatur zu finden, wobei zu dieser Zeit mehr oder weniger alle Körperteile oder Ausscheidungen der Katze als Heilmittel in irgendeiner Form eingesetzt wurden, wie wir in einem Traktat eines unbekanntenen Autors aus Salerno sehen werden.

An dieser Stelle sei noch eine weitere Verwendung der Katze im Mittelalter erwähnt, nämlich das Tragen ihres Felles zum Schutz gegen die Kälte. Da die Katze vorwiegend niedrige Arbeiten, wie das Mäuse- oder Rattenfangen, erledigte und deshalb geringes Ansehen genoss, galt auch das Fell des Tieres als Zeichen von Armut und Bescheidenheit und stand ganz im Kontrast zu luxuriösen Pelzen, die von Adeligen getragen wurden.<sup>173</sup> Dennoch gab es Ausnahmen, wie wir in der Biographie des heiligen Wulfstan von Worcester lesen. Der Heilige soll auf die Frage, warum er sich im Winter statt von bescheidenen Katzenfellen lieber von Lammleder wärmen ließe, folgende Antwort gegeben haben: [...] *Nunquam audivi cantari cattus Dei, sed agnus Dei, ideoque non catto, sed agno volo calefieri.*<sup>174</sup> Katzenfelle, vor allem die von gewöhnlichen Hauskatzen, waren also eine kostengünstige und bescheidene Alternative.<sup>175</sup> Für die Katze-Mensch-Beziehung ist diese Unterscheidung zwischen dem Pelz einer Haus- und einer Wildkatze wichtig, zeigt sie doch, dass die Katze als Haustier als gewöhnlich und alltäglich galt.

Generell beweist der vielfältige Gebrauch der Katze als „Nutztier“ im weitesten Sinn einmal mehr, dass sie im Mittelalter weit verbreitet zu sein schien und bereits in ihrer Funktion als Haustier manifestiert war. Zwar zeugen die folgenden Textstellen nicht von einer liebevollen, freundschaftlichen Beziehung zum Tier, dennoch beschreiben sie einen weiteren Zugang zur Katze, der über ihre symbolische Bedeutung hinausgeht.

<sup>170</sup> Vgl. Heusinger 34; Bobis 75.

<sup>171</sup> Vgl. Plin. nat. XXVIII, 165f.

<sup>172</sup> Vgl. Cels. de medicina II, 33.

<sup>173</sup> Vgl. Resl 8.

<sup>174</sup> Willelmus Malmesburiensis 1591.

<sup>175</sup> Vgl. Bobis 66.



Foto: G. Kompatscher Gufler

### 3.4.1 Hildegard von Bingen

Hinsichtlich Hildegards von Bingen als historischer und literarisch tätiger Persönlichkeit gibt es viele Aspekte, die beachtenswert sind. Geboren wurde die spätere Benediktinerin 1098 in Bermersheim vor der Höhe in Rheinland-Pfalz. Bereits ihre Eltern hatten die kirchliche Laufbahn ihrer Tochter festgelegt und so wird Hildegard als Kind eine religiöse Erziehung gegeben. Zwischen 1147 und 1150 gründet sie das Kloster Rupertsberg, wo die Zahl ihrer Anhängerinnen im Lauf der Jahre stark wächst. Hildegard stirbt im Jahr 1179. Hildegard von Bingen hinterließ zahlreiche Schriften verschiedensten Inhalts, unter anderem die *Carmina*, *Epistulae*, den *Liber compositae medicinae* und schließlich auch den *Liber simplicis medicinae* oder kurz *Physica*.<sup>176</sup>

Der für dieses Kapitel der vorliegenden Arbeit relevante Abschnitt stammt aus letztgenanntem Werk der Autorin und liefert uns Informationen zur Katze und deren Verwendung als Nahrungsmittel. Hildegard warnt davor, Katzenfleisch zu sich zu nehmen, denn das Tier sei kalt (*plus frigidus est quam calidus*) und bringe schlechte Flüssigkeiten (*malos humores sibi attrahit*), gemeint sind wohl auch Körpersäfte, mit sich. Zudem sei es ein schlechtes Zeichen, dass sie die Luftgeister nicht fürchtet (*aereos spiritus non abhorret*) und diese sich nicht vor ihr. Zusätzlich erkennt Hildegard eine Verbindung der Katze mit anderen unheimlichen und Unheil bringenden Tieren, wie der Kröte und der Schlange. Weiters erklärt die Autorin, dass Katzen im Sommer die Angewohnheit haben, Kröten und Schlangen abzulecken, wodurch sie zusätzlich zu ihren ohnehin schädlichen Säften noch deren giftige Substanzen aufnehmen, weshalb sie für den Mensch besonders gefährlich (*nocivus est et venosus*) seien. Daher solle man in dieser Zeit kein Katzenfleisch essen, wobei Hildegard sowohl den Ausdruck *caro* als auch *cerebrum* verwendet, was auf eine zusätzliche Verwendung der Innereien der Katze hindeutet. Ist die Katze zudem noch schwanger (*catulos in se portat*), habe sie eine sexuell anregende Wirkung auf den Menschen, wobei durch die Formulierung *hominem ad libidinem excitat* im Grunde nicht erschlossen werden kann, ob dies im negativen oder vielleicht sogar positiven Sinn gemeint ist.<sup>177</sup>

Die Passage veranschaulicht sehr gut die eigentlich recht zwiespältige Haltung der Menschen im Mittelalter, vor allem zu Hildegards Zeit, gegenüber der Katze. Einerseits habe sie eine unheimliche Verbindung mit Dämonen, die man sich wohl als in der Luft herumschwebend vorstellte, andererseits eine grundsätzliche üble und schädigende Wirkung auf den Menschen. Das Faktum, dass die Autorin dezidiert auf die ungünstige Wirkung des Verzehrs

<sup>176</sup> Vgl. Hildegardis abbatissa Montis S. Ruperti.

<sup>177</sup> Vgl. Hildegardis Bingensis 1330.



von Katzenfleisch im Sommer hinweist, zeigt aber auch, dass die Tiere generell als Nahrungsmittel verwendet wurden. Der Nachsatz *alio autem tempore calor ejus sano homini non oberit* bringt ebenfalls die ambivalente Einstellung zur Katze zum Ausdruck. Ein weiterer Aspekt, der auffällt, ist, dass Hildegard erstmals in den in dieser Arbeit vorgestellten Texten die gegenseitige Nutznießerschaft der Katze-Mensch-Beziehung anspricht, wenn sie schreibt: *Nec cum homine libenter est, nisi cum illo qui eum nutrit*. Natürlich zog nicht nur der Mensch im Mittelalter Nutzen aus der Katze, genauso war dies umgekehrt der Fall. Durch das Hinzuziehen der Katze bei der Schädlingsbekämpfung profitierte selbstverständlich das Tier genauso, denn es erleichterte die Nahrungsbeschaffung erheblich und somit dessen Fortbestand.

Für den Unterricht ist diese Stelle aus der *Physica* bestens geeignet, sowohl sprachlich als auch inhaltlich, denn sie stellt die praktische Verwendung der Katze im Mittelalter dar. Dennoch schwingt die symbolische Bedeutung des Tieres in Verbindung mit Dämonen und Geistern mit, was auch ideal an die vorigen Kapitel anknüpft, wodurch der rote Faden in der Katze-Mensch-Beziehung für die SchülerInnen erkennbar bleibt.

### 3.4.2 Collectio Salernitana

Ein weiteres interessantes Textstück zur medizinischen Verwendung der Katze im Mittelalter findet man in einer von einem anonymen Autor verfassten Abhandlung in der *Collectio Salernitana*. Dieses Dokument in der Sammlung trägt den Titel *Tractatus de aegritudinum curatione* und stammt ungefähr aus dem 12. Jahrhundert. Zu dieser Zeit befand sich in Salerno eine bedeutende Medizinschule.<sup>178</sup>

Obwohl die Textstelle aus dem *tractatus* medizinische Absichten verfolgt, indem eine Anleitung zur Herstellung einer Salbe gegen eine Krankheit namens *ignis infernalis* gegeben wird, klingen diese Beschreibungen für den/die moderne/n Leser/in eher wie ein makaberer Kochrezept. Die Hauptzutat für das Zubereiten der Salbe ist auf jeden Fall eine Katze, je nachdem, welcher Natur das Leiden ist, kalt oder warm, eine weiße oder eine schwarze. Diese wird gehäutet (*excoriatum*) und ausgenommen (*ejectis intestinis*) und dann zerkleinert. Anschließend vermischt man die tote Katze mit verschiedenen Kräutern und gibt sie zu einer gebratenen Gans (*ansere torrendo*). Der daraus auslaufende Saft ergibt dann die Salbe, die auf die betroffenen Bereiche aufgetragen wurde.

Gleich im Anschluss an diese grausige Beschreibung der Gewinnung dieser Salbe gegen *ignis infernalis*, wobei es sich laut Bobis um Herpes handeln dürfte, findet sich ein weiteres Rezept. Darin wird erklärt, dass ein ähnliches Verfahren angewendet werden kann, um ein Heilmittel gegen Gicht herzustellen: Man nehme diesmal ausdrücklich einen Kater (*catum masculum*) und zerstampfe diesen mitsamt seinen Eingeweiden (*cum intestinis contritum*), füge dem Ganzen wieder diverse Wurzeln hinzu sowie Salz, mit Öl oder Fett vermischt (*axungie salse*).<sup>179</sup> Solche und ähnliche Anleitungen kommen im Mittelalter in medizinischem Zusammenhang bei mehreren Autoren<sup>180</sup> vor, wobei bei diesen Rezepten außer der Katze auch noch viele andere Tiere herangezogen wurden. Wieder wird deutlich, dass die Katze trotz ihrer negativen symbolischen Bedeutung für die Menschen im

<sup>178</sup> Vgl. Bobis 79.

<sup>179</sup> Vgl. De Renzo 383.

<sup>180</sup> Vgl. Bobis 80ff. Ein weiteres berühmtes Arzneibuch lieferte zum Beispiel auch Gilbertus Anglicus, das *compendium medicinae*, welches um 1230 oder 1240 entstanden ist, oder auch Albertus Magnus in seinem Werk *De animalibus libri XXVI*, welches in Kapitel 3.5.2 dieser Arbeit noch Thema sein wird.

Mittelalter zudem praktischen Nutzen hatte. Wie gängig eine derartige Verwendung der Tiere in der Realität war, kann wohl nur gemutmaßt werden. In ihrer Funktion als „Gebrauchstier“ steht die Katze jedenfalls trotz allen Grauens dem Menschen in gewisser Weise nahe, ansonsten würde sie nicht mit solcher Selbstverständlichkeit in derart praktisch orientierten Texten auftauchen.

Gleichermaßen wie der Text der Hildegard von Bingen eignet sich dieser anonyme Text aus der *Collectio Salernitana* für den Lateinunterricht. Hier würde sich ein Vergleich der beiden Stellen anbieten bzw. könnten die SchülerInnen ihr eigenes Arzneimittel zusammenstellen, hier sind der Phantasie keine Grenzen gesetzt.

## 3.5 Die Katze und die Wissenschaft – Beschreibung durch Enzyklopädisten

Das Wissen, welches man im Frühmittelalter von der Katze hatte, beruhte im Grunde auf den bereits erwähnten Erkenntnissen zweier antiker Autoren: Aristoteles und Plinius des Älteren (siehe Kapitel 2.1.1 und 2.3.4). Dieses Wissen war vor allem biologischer Natur und bezog eher weniger typische Verhaltensweisen des Tieres mit ein. Ab dem 12. Jahrhundert nahm das Interesse an der Katze in wissenschaftlicher Hinsicht zu. Wie im vorigen Kapitel beschrieben wurde, war diese Wissbegier einerseits medizinisch bedingt, andererseits widmete man sich auch theologischen und linguistischen Betrachtungen zum Thema Katze. Daher ist es nicht weiter verwunderlich, dass vorwiegend Geistliche enzyklopädisch tätig waren, wie in den folgenden Kapiteln dieser Arbeit gezeigt wird. So werden beispielhaft zwei Autoren sowie Textpassagen aus deren Werken vorgestellt, die sich entweder mit dem Namen der Katze, ihren körperlichen Merkmalen oder ihrem Charakter auseinandersetzen. Daneben gab es freilich noch eine Vielzahl anderer Enzyklopädien oder Enzyklopädie-ähnlicher Schriften, beispielsweise das *Summarium Heinrici* (11. Jahrhundert), die Schrift *De bestiis et aliis rebus* (12. Jahrhundert), das Werk von Thomas von Cantimpré *De natura rerum* (13. Jahrhundert) und jenes des Bartholomaeus Anglicus namens *De proprietatibus rerum*.<sup>181</sup> Vor allem die beiden letztgenannten setzen sich genauer mit verschiedenen Verhaltensmustern der Katze auseinander.

Interessant ist, dass die Katze allgemein in diesen enzyklopädischen Schriften wesentlich neutraler dargestellt wird oder zumindest nicht so negativ, wie man es sich wegen ihrer zugesprochenen Verbindung zu Dämonen erwarten würde. Ein Grund für diese wertfreiere Auslegung der kätzischen Eigenschaften liegt sicher in der Gattung, denn obgleich man als Geistlicher dementsprechende Wertvorstellungen mit in sein Werk einfließen ließ, bemühte man sich wohl gleichermaßen um naturwissenschaftliche Korrektheit und ging so weit über die symbolische Bedeutung der Katze hinaus.

### 3.5.1 Isidor von Sevilla

Der erste Autor, der sich mit der Katze in naturwissenschaftlicher Hinsicht auseinandersetzte, war Isidor von Sevilla, der im 7. Jahrhundert seine Enzyklopädie *Ethymologiarum sive originum libri XX* verfasste. Daneben sind uns noch 17 weitere Werke des Autors zu verschiedensten Themen erhalten, wie zum Beispiel Kosmologie und Zahlensymbolik sowie Schriften, die sich mit theologischen Fragen beschäftigen. Isidor

<sup>181</sup> Vgl. Bobis 90; 94.



stammte aus einer wohlhabenden Familie im südspanischen Cartagena, wo er um 560 geboren wurde.<sup>182</sup>

Sein Interesse an der Katze lag primär auf der etymologischen Herleitung des Namens des Tieres. So findet sich im 12. Buch der *Ethymologiarum sive originum libri XX* ein Eintrag zur Herleitung der Begriffe *musio* und *catta*:

*Musio appellatus, quod muribus infestus sit. Hunc vulgus cattum a captura vocant. Alii dicunt, quod cattat [captat], id es videt. Nam tanto acute cernit, ut fulgore luminis noctis tenebras superet. Unde a Graeco venit catus, id est ingeniosus, ἀπό τοῦ καίεσθαι.*<sup>183</sup>

Einerseits erklärt Isidor den Namen der Katze durch ihre Eigenschaft, Mäuse zu jagen, die im Volksmund übliche Bezeichnung *catta* leitet er ebenfalls von *captare* ab, was wieder auf das Jagdverhalten des Tieres anspielt. Eine andere Möglichkeit sieht der Autor darin, dass die Katze wegen ihrer in der Dunkelheit leuchtenden Augen und ihres hervorragenden Sehvermögens *catta* genannt wird. Hier zieht er das lateinische Wort *cattat* heran, was er mit *videt* gleichsetzt, was laut Möller allerdings ein ansonsten unbekannter Ausdruck ist.<sup>184</sup> Das prinzipielle Wissen um die besonderen Augen der Katze, hatte ja bereits Plinius<sup>185</sup>, den Isidor unter anderem als Quelle nennt. Außerdem leitet Isidor noch den griechischen Begriff für das Tier, *catus*, von *καίεσθαι*, also „angezündet werden“ ab, ebenfalls in Bezug auf ihre leuchtenden Augen.

Über die Beziehung zur Katze kann man aus dieser kurzen Passage aus *Ethymologiarum sive originum libri XX* nur recht wenig entnehmen, weshalb sie für die Arbeit im Lateinunterricht eher ungeeignet ist oder bestenfalls als Vergleichstext hinzugezogen werden kann. Auffallend ist jedoch, trotz aller scheinbaren Unvoreingenommenheit des Autors gegenüber dem Tier, dass er die Katze in seinem Werk im Kapitel *De bestiis*<sup>186</sup> einordnet. Diese wilden Tiere mache ein rasender und wütender Charakter aus (*saevire*) und sie seien von Gewalt (*vis*) bestimmt. Zudem würden sie von Begehren getragen, weshalb sie *ferae* genannt werden. Obwohl diese Einordnung bei den wilden Tieren auf den ersten Blick negativ anmutet, findet sich dort ein für die Katze sehr passender Satz: *Sunt enim liberae eorum voluntates, et huc atque illuc vagantur et quo animus duxerit, eo feruntur*. Mit dieser Beschreibung in Bezug auf die Katze würden bestimmt viele KatzenliebhaberInnen auch heute übereinstimmen, was zeigt, dass Isidor das Tier auf gewisse Art, wenn auch knapp und etymologisch zweifelhaft, sehr treffend beschrieben hat.

### 3.5.2 Albertus Magnus

Das Werk des Albertus, der um 1200 an der Donau geboren wurde, ist dermaßen allumfassend, dass er den Beinamen Magnus erhielt. Er war nicht nur Theologe, sondern wandte sich in seinem literarischen Schaffen gleichermaßen philosophischen, iuristischen und naturwissenschaftlichen Themen zu. Besonderes Interesse hatte Albertus an zoologischen Fragen, wobei er sich in dieser Hinsicht einerseits stark auf die Erkenntnisse

<sup>182</sup> Vgl. Möller 9f.

<sup>183</sup> Isid. orig. XII, II, 38-39.

<sup>184</sup> Vgl. Möller 461.

<sup>185</sup> Vgl. Plin. nat. XI, 55.

<sup>186</sup> Isid. orig. XII, II, 1-3.

des Aristoteles und Thomas von Cantimpré stützte, andererseits, laut Anzulewicz, auch selbst Beobachtungen und Experimente in diesem Bereich durchführte.<sup>187</sup>

Das Hauptwerk des Albertus Magnus bilden *De animalibus libri XXVI*. In den ersten 19 Büchern dieses umfassenden Werkes kommentiert der Autor die Tierkunde des Aristoteles, welche ihm in lateinischer Übersetzung durch Michael Scottus (13. Jahrhundert) aus dem Arabischen vorlag.<sup>188</sup> In den Büchern 20 und 21 beschäftigt sich Albertus mit allgemeinen philosophischen Fragen zur Zoologie.<sup>189</sup>

Für die vorliegende Arbeit ist vor allem Buch 22 von Relevanz, in welchem die einzelnen Tierarten in alphabetischer Reihenfolge aufgelistet und kommentiert werden. Der Autor widmet sich an mehreren Stellen der Beschreibung der Katze, denn diese findet sich gleich unter drei Einträgen, nämlich unter *cathus*,<sup>190</sup> *feles*<sup>191</sup> und *musio*<sup>192</sup>, womit alle ihre gängigen Bezeichnungen im Mittelalter genannt wären. Wichtig ist, dass die Begriffe *cathus* und *musio* sich auf die domestizierte Katze beziehen dürften und im Gegensatz dazu *feles* wohl die Wildkatze meint. In seiner Beschreibung von Letztgenannter hat Albertus wenig Gutes zu berichten, so beruft er sich auf Plinius und meint, die Katze sei ein wildes Tier, welches in kleinen Höhlen wohnt (*in antris habitantem quantitate parvam*) und überaus listig und böse (*malicia et dolis maximam*) ist. Diese dem Tier zugesprochenen Attribute erinnern stark an die Darstellung in den Fabeln des Phaedrus (siehe Kapitel 2.2.1). Weiters erwähnt Albertus, wie schon Plinius, das Verhalten der Katze, ihre Hinterlassenschaften, die sie aus ihrer Höhle wirft, zu vergraben (*stercus ex antro proicit et humo operit*) und sich hinterlistig an ihre Beute anzuschleichen, um diese zu töten (*insilit et interficit et devorat*). Durch die Beschreibung des Wohnraums der Katze als eine Höhle und durch die Verwendung des Wortes *bestia* ist dieser Eintrag in der Enzyklopädie des Albertus Magnus wahrscheinlich der Wildkatze gewidmet.

In dem Kapitel *cathus* beschäftigt sich der Autor vorwiegend mit körperlichen Merkmalen des Tieres, wobei auch die Tätigkeit als Mäusefängerin (*animal a capiando [...] muribus infestum*) genannt wird. Auffallend ist an dieser Stelle, dass Albertus hier sogar sehr positive Worte für das Tier findet: *verecundum et pulcritudinis amativum* [est]. Außerdem macht er klar einen Unterschied zwischen der wilden Katze und der domestizierten, denn während erstere dunkelgraues Fell hat, das fast wie erstarrt oder vereist zu wirken scheint (*colorem griseum glaciei fortiter congelatae similem*), weisen besonders Hauskatzen oft verschiedene Farben auf, je nachdem, wie sie sich ernähren (*accidentali cibo*). Zudem erkennt Albertus Parallelen zu Großkatzen, wie zum Beispiel dem Löwen, mit dem die Katze die Gestalt, das Gebiss und die Krallen (*figuram, unguibus et dentibus*) gemeinsam hat, die beide Tiere ein- und ausfahren können (*intrahit et emittit*). Diese genauen Schilderungen von körperlichen Besonderheiten der Katze legen nahe, dass Albertus nicht bloß Wissen von antiken Autoren übernahm, sondern selbst Beobachtungen dazu anstellte.

Den ausführlichsten Eintrag zur Beschreibung der Katze finden wir unter dem Stichwort *musio*. Darin ist besonders interessant, dass auch mehr auf die Beziehung der Katze zum Menschen eingegangen wird, die in diesem Textabschnitt äußert positiv geschildert wird. Im

<sup>187</sup> Vgl. Anzulewicz 30f.

<sup>188</sup> Vgl. Anzulewicz 31.

<sup>189</sup> Vgl. Stadler V.

<sup>190</sup> Stadler 1371.

<sup>191</sup> Stadler 1404.

<sup>192</sup> Stadler 1414.



ersten Satz erwähnt Albertus, in Anlehnung an Isidor von Sevilla, die Herkunft der Begriffe *musio*, *murilegus* und *cattus*, die er alle auf das geschickte Jagdverhalten der Katze zurückführt. Des Weiteren nennt er einmal mehr die im Dunkeln leuchtenden Augen des Tieres, welche ihr beim Aufspüren ihrer Beute von Nutzen sind, da sie damit besser in Mäuselöcher hineinsehen kann (*in antris tenebrosis conspicit*). Alle diese Eigenschaften waren ja auch schon anderen Autoren vor Albertus bekannt. Als nächstes beschreibt der Autor den scheuen Charakter der Katze (*quaerit solitudinem [...] quasi verecundetur*) sowie deren Eigenheiten bei der Körperpflege. Dabei stellt er eine besonders anschauliche These auf: Da die Katze das kultivierte Waschverhalten der Menschen sehr schätze, imitiere sie dieses, weshalb sie sich beim Putzen mit den Vorderpfoten über das Gesicht wischt (*munditiam diligit [...] loturam imitatur*). Interessant ist, dass die Katze zwar wieder in einem Zusammenhang mit der Kröte und der Schlange gebracht, allerdings mit den beiden Tieren nicht auf eine Stufe gestellt wird. Im Gegenteil: Sie töte diese und könne dadurch sogar selbst Schaden davontragen. Sie fungiert daher eher als Bekämpferin dieser Tiere, zumindest nicht als deren Gefährtin. Im nächsten Abschnitt geht der Autor auf das Spielverhalten der Katze ein und auf ihre Anschmiegsamkeit, denn es freue die Katze, wenn sie von Menschenhand gestreichelt wird (*gaudet hoc animal leniter tractari manibus hominum*). Schließlich erwähnt Albertus noch ihre Wasserscheu, die Vorliebe für warme Plätze und geht noch einmal auf verschiedene Fellfarben der Tiere ein.

In *De animalibus libri XXVI* finden sich außer diesen konkreten enzyklopädischen Einträgen noch andere Erwähnungen, die sich auf die Katze beziehen. An zwei Stellen geht es um die Verwendung des Tieres zur Herstellung von Arzneien<sup>193</sup>, einmal ist von Katzenjungen die Rede, welche bei der Geburt blind sind<sup>194</sup>, zudem wird die Katze als Vergleichstier herangezogen, um die Größe des Marders zu veranschaulichen<sup>195</sup>, und an anderer Stelle geht es um das Sexualverhalten von Katzen.<sup>196</sup>

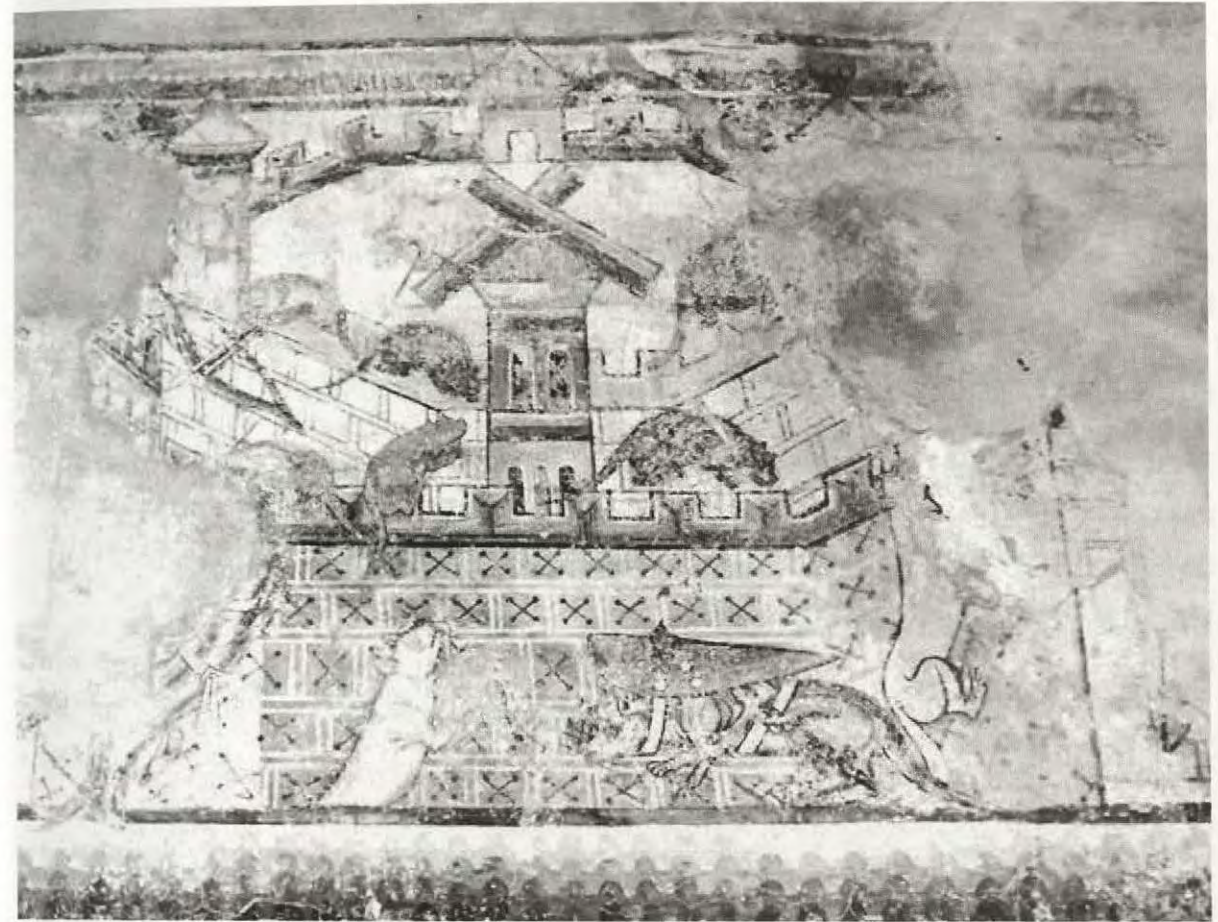
Albertus Magnus lässt die Katze gerade im Zusammenhang mit ihrer Beziehung zum Menschen sehr oft in recht positivem Licht erscheinen, was einen Kontrast zu vielen bisher diskutierten Textstellen bildet. Obwohl einige negative Eindrücke und Assoziationen erkennbar sind, die aufgrund der Symbolik der Katze im Christentum nicht weiter verwundern, ist der Enzyklopädist dennoch bemüht, das Tier realistisch darzustellen, was ihm auch aus heutiger Sichtweise recht gut gelungen ist, denn sehr viele Verhaltensmuster klingen durchaus authentisch. Aus diesem Grund eignet sich der Text bestens für den Lateinunterricht, denn er ist zum einen sprachlich für SchülerInnen anspruchsvoll und zum anderen spiegeln sich darin sowohl theologische und symbolische als auch praktische und naturwissenschaftliche Anschauungen zur Katze-Mensch-Beziehung.

<sup>193</sup> Vgl. Stadler 1411; 1487.

<sup>194</sup> Vgl. Stadler 1249.

<sup>195</sup> Vgl. Stadler 1416.

<sup>196</sup> Vgl. Stadler 1043.



Romanisches Fresko aus dem 12. Jh. in der Johannes-Kapelle in Pürgg/Steiermark mit einer Darstellung des Katzen-Mäuse-Krieges (Foto: Martin Geisler)



## LITERATUR

## Primärliteratur

- ALBRECHT VON, M. (Übers. und Hg.), C. Valerius Catullus. Sämtliche Gedichte, Stuttgart 2008.
- ALBRECHT VON, M. (Übers. und Hg.), P. Ovidius Naso. Metamorphosen, Stuttgart 2004.
- BERNERT, E. (Hg.), Cicero. Philosophische Schriften, Band 1, Tusculanae disputationes, Münster 1972.
- BUNDESMINISTERIUM FÜR UNTERRICHT, KUNST UND KULTUR (BMUKK), Lehrpläne der AHS-Oberstufe, Wien 2013, eingesehen am 11. August 2013.  
< [http://www.bmukk.gv.at/schulen/unterricht/lp/lp\\_ahs\\_oberstufe.xml](http://www.bmukk.gv.at/schulen/unterricht/lp/lp_ahs_oberstufe.xml)>.
- CAESARIUS HEISTERBACENSIS, Dialogus miraculorum, Bd. 1, Strange J. (ed.), Coloniae 1851.
- CAESARIUS HEISTERBACENSIS, Dialogus miraculorum, Bd. 2, Strange J. (ed.), Coloniae 1851.
- CHAMPFLEURY, J., Les Chats, Paris 1869.
- DE RENZO, S. (Hg.), Collectio Salernitana. Ossia documenti inediti, e trattadi di medicina appartenenti alla scuola medica Salernitana, Bd. II, Neapel 1853, *Google Books*, eingesehen am 18. August 2013.  
< [http://books.google.at/books?id=NP8TAAAAQAAJ&oe=UTF-8&redir\\_esc=y](http://books.google.at/books?id=NP8TAAAAQAAJ&oe=UTF-8&redir_esc=y)>.
- DIODORUS SICULUS, The Library of History, *LacusCurtius*, eingesehen am 20. Mai 2013.  
<[http://penelope.uchicago.edu/Thayer/E/Roman/Texts/Diodorus\\_Siculus/1D\\*.html](http://penelope.uchicago.edu/Thayer/E/Roman/Texts/Diodorus_Siculus/1D*.html)>
- DUJMOVITS, W., FREINBICHLER, W., GLAS, R. et al. (2011). Rechtsgrundlagen und Leitlinien zur kompetenzorientierten Leistungsfeststellung und Leistungsbeurteilung in den klassischen Sprachen Latein und Griechisch, Innsbruck und Klagenfurt 2011, eingesehen am 29. Juli 2013.
- ERMOLDUS NIGELLUS, Carmina, in: Dümmler E., Traube L., Winterfeld P. (ed.), Monumenta Germaniae Historica, Poeta latini Caroli aevi, Bd. II, Berolini u. a. 1884, *Münchner Digitalisierungszentrum, Digitale Bibliothek*, eingesehen am 9. August 2013.  
<[http://www.dmgh.de/de/fs1/object/display/bsb00000832\\_00094.html?contextType=s can&contextSort=sortKey&contextOrder=>](http://www.dmgh.de/de/fs1/object/display/bsb00000832_00094.html?contextType=s can&contextSort=sortKey&contextOrder=>)
- FEIX, J. (Hg.), Herodot, Historien, Bücher I-V, Band 2, Düsseldorf 1988.
- FLACH, D., (Hg.), Marcus Terentius Varro. Gespräche über die Landwirtschaft, Buch 1 und 3, Darmstadt 2002.
- GIEBEL, M. (Übers. und Hg.), Plinius der Ältere. Naturalis historia. Naturgeschichte, Stuttgart 2009.
- GOHLKE, P. (Hg.), Aristoteles, Tierkunde, Paderborn 1957.
- GREGORIUS IX., Vox in Rama. Text in vier Ausfertigungen, in: Pertz G.-H. (ed.), Monumenta Germaniae Historica, Epistolae saeculi XIII e regestis pontificum Romanorum selectae, Bd. I, Berolini 1883, *Münchner Digitalisierungszentrum, Digitale Bibliothek*, eingesehen am 9. August 2013.  
<[http://www.dmgh.de/de/fs1/object/display/bsb00000517\\_00279.html?zoom=0.75&sortIndex=040:030:0001:010:00:00](http://www.dmgh.de/de/fs1/object/display/bsb00000517_00279.html?zoom=0.75&sortIndex=040:030:0001:010:00:00)>.
- HILDEGARDIS BINGENSIS, Physica, in: Patrologia Latina, 197, 1117-1352, Migne J. P. (ed.), Parisiis 1802, *Internet Archive*, eingesehen am 18. August 2013.  
< <http://archive.org/stream/patrologiaecurs125unkngoog#page/n0/mode/1up>>.

- IRMSCHER, J. (Hg.), Antike Fabeln in einem Band, Berlin und Weimar 1978.
- ISIDORI HISPALENSIS EPISCOPI, Etymologiarum sive originum libri XX. Tomus II, libros XI-XX, Lindsay W. M. (ed.), Oxonii 1911.
- IUVENALIS D. IUNII, Saturae sedecim, Willis I. (ed.), Stutgardiae et Lipsiae 1997.
- JEROME, K. J., Novel Notes, *The Project Gutenberg eBook*, 2005, eingesehen am 30. Juli 2013.  
<<http://www.gutenberg.org/files/2037/2037-h/2037-h.htm>>.
- JEROUSCHEK, G. (Hg.), Malleus Maleficarum 1487 von Heinrich Kramer (Institoris). Nachdruck des Erstdruckes von 1487 mit Bulle und Approbatio, Hildesheim, Zürich und New York 1992.
- JOHANNES DIACONUS, Vita sancti Gregorii, in: Patrologia Latina, 75, 59-242, Migne J. P. (ed.), Parisiis 1802, *Google Books*, eingesehen am 9. August 2013.  
[http://books.google.at/books?id=3orYAAAAAMAAJ&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs\\_ge\\_summary\\_r&cad=0#v=onepage&q&f=false](http://books.google.at/books?id=3orYAAAAAMAAJ&printsec=frontcover&hl=de&source=gbs_ge_summary_r&cad=0#v=onepage&q&f=false)>.
- KOMPATSCHER, G., CLASSEN, A., DINZELBACHER, P., Tiere als Freunde im Mittelalter. Eine Anthologie, Freiburg 2010.
- MÖLLER, L. (Übers.), Die Enzyklopädie des Isidor von Sevilla, Wiesbaden 2008.
- NÖSGES, N., SCHNEIDER, H. (Übers. und Hg.), Caesarius von Heisterbach, Dialogus miraculorum. Dialog über die Wunder, Band 1, Turnhout 2009.
- NÖSGES, N., SCHNEIDER, H. (Übers. und Hg.), Caesarius von Heisterbach, Dialogus miraculorum. Dialog über die Wunder, Band 2, Turnhout 2009.
- NÖSGES, N., SCHNEIDER, H. (Übers. und Hg.), Caesarius von Heisterbach, Dialogus miraculorum. Dialog über die Wunder, Band 3, Turnhout 2009.
- PALLADII RUTILII TAURI AEMILIANI VIRI INLUSTRIS, Opus agriculturae de veterinaria medicina de insitione, Rodgers R. H. (ed.), Lipsiae 1975.
- PHAEDRI AUGUSTI LIBERTI, Liber fabularum, Guaglianone A. (ed.), Augusta Taurinorum 1969.
- C. PLINII CAECILI SECUNDI, Epistularum libri decem, Mynors R. A. B. (ed.), Oxonii 1963.
- C. PLINI SECUNDI, Naturalis Historiae libri XXXVII, libri I-VI, Mayhoff K. (ed.), Lipsiae 1906.
- C. PLINI SECUNDI, Naturalis Historiae libri XXXVII, libri VII-XV, Mayhoff K. (ed.), Stutgardiae 1967.
- C. PLINI SECUNDI, Naturalis Historiae libri XXXVII, libri XXIII-XXX, Mayhoff K. (ed.), Stutgardiae 1967.
- PLUMMER, C. (ed.), Vitae sanctorum Hiberniae, tomus primus, Oxonii 1910, *Internet Archive*, eingesehen am 22. Juli 2013.  
<http://ia700304.us.archive.org/9/items/vitae-sanctorum-hi01-plumuoft/vitae-sanctorum-hi01-plumuoft.pdf>.
- PLUMMER, C. (ed.), Vitae sanctorum Hiberniae, tomus secundus Oxonii 1910, *Internet Archive*, eingesehen am 4. August 2013.  
<<http://ia700502.us.archive.org/13/items/vitae-sanctorum-hi02-plum/vitae-sanctorum-hi02-plum.pdf>>.
- PLUTARCH, Isis and Osiris, *LacusCurtius*, eingesehen am 20. Mai 2013.  
<[http://penelope.uchicago.edu/Thayer/E/Roman/Texts/Plutarch/Moralia/Isis\\_and\\_Osiris\\*/D.html](http://penelope.uchicago.edu/Thayer/E/Roman/Texts/Plutarch/Moralia/Isis_and_Osiris*/D.html)>.
- POLYNAIOS, Stratagemms, *Attalus*, eingesehen am 20. Mai 2013.  
< <http://www.attalus.org/translate/polyaenus7.html#9.1>>.



- RAHN, H. (Hg. Und Übers.), Marcus Fabius Quintilianus. Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Zweiter Teil, Buch VII-XII, Darmstadt 1988.
- REHM, B., STRECKER, G. (Hg.), Die Pseudoklementinen II. Recognitionen in Rufins Übersetzung, Berlin 1994.
- RICHTER, W., Lucius Iunius Moderatus Columella. Zwölf Bücher über Landwirtschaft. Buch eines unbekanntes über Baumzucht, 2 Bde, München und Zürich 1981/2.
- RÜCKERT, F., SCHÖNBERGER, O. (Übers. und Hg.), Phaedrus. Liber Fabularum, Fabelbuch, Stuttgart 2006.
- SCHMIDT, J. W. R. (Übers.), Malleus Maleficarum. Der Hexenhammer. Verfaßt von den beiden Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris, Teil I, Berlin 1923.
- SCHMIDT, J. W. R. (Übers.), Malleus Maleficarum. Der Hexenhammer. Verfaßt von den beiden Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris, Teil II, Berlin 1923.
- SCHNUR, H. C. (Übers.), Juvenal, Satiren, Stuttgart 1969.
- L. ANNAEI SENECA, Ad Lucilium epistulae morales, libri XIV-XX, Reynolds L. D. (ed.), Oxonii 1965.
- SPENCER, W. G. (Hg. Und Übers.), Celsus, De medicina, Bd. I, London 1971.
- STADLER, H. (Hg.), Albertus Magnus. De animalibus libri XXVI. Nach der Cölner Urschrift, Bd. II, Buch XIII-XXVI, Münster 1920.
- THIELE, G., (Hg.), Der Lateinische Äsop des Romulus und die Prosa-Fassungen des Phädrus. Kritischer Text mit Kommentar und einleitenden Untersuchungen, Heidelberg 1910, *Internet Archive*, eingesehen am 27. Juli 2013.  
<<http://ia700303.us.archive.org/16/items/derlateinische00aeso/derlateinische00aeso.pdf>>.
- VITA B. AGNETIS DE BOHEMIA, in: Société des Bollandistes (Hg.), Acta sanctorum, tomus primus, VI Martii, 502-532, eingesehen am 12. August 2013,  
<<http://www.patristique.org/Acta-sanctorum.html>>.
- VITA SANCTI BARTHOLOMAEI EREMITAE FARNENSIS, in: Société des Bollandistes (Hg.), Acta sanctorum, tomus quartus, die vigesima quarta Iunii, 833-841, eingesehen am 12. August 2013.  
<<http://www.patristique.org/Acta-sanctorum.html>>.
- VITA SANCTI SAMSONIS EPISCOPI, in: Société des Bollandistes (Hg.), Acta sanctorum, tomus sextus, die vigesima octavia Iulii, 573-593, eingesehen am 4. August 2013.  
<<http://www.patristique.org/Acta-sanctorum.html>>.
- WILHELMUS MALMESBURIENSIS, De gestis pontificum Anglorum, in: Patrologia Latina, 179, 1441-1680, Migne J. P. (ed.), Parisii 1802, *Internet Archive*, eingesehen am 18. August 2013.  
<<http://archive.org/stream/patrologiaecurs25unkngoog#page/n102/mode/thumb>>.

#### Sekundärliteratur

- ANDERSON, A., A General History of Quadrupeds. Embellished with Three Hundred and Forty Four Engravings. Chiefly Copied from the Original of T. Bewick, New York 1834, eingesehen am 5. August 2013.  
<<http://babel.hathitrust.org/cgi/pt?id=nyp.33433011491127;view=1up;seq=5>>.

- ANZULEWICZ, H., Albertus Magnus und die Tiere, in: Obermaier S. (Hg.), Tiere und Fabelwesen im Mittelalter, Berlin 2009, 29-54.
- AWECKER, G., AWECKER, P., Das Rollenspiel in der pädagogischen Ausbildung, Innsbruck o.J.
- BENECKE, N., Der Mensch und seine Haustiere. Die Geschichte einer jahrtausendealten Beziehung, Stuttgart 1994.
- BLASCHITZ, G., Die Katze, in: Blaschitz G., Hundsbichler H., Jaritz G. et al. (Hg.), Symbole des Alltags. Alltag der Symbole. Festschrift für Harry Kühnel zum 65. Geburtstag, Graz 1992, 589-616.
- BOBIS, L., Die Katze. Geschichte und Legenden, Leipzig 2001.
- BROST, H., 111 Gründe, Katzen zu lieben. Eine Liebeserklärung an des Menschen eigenwilligsten Freund, Hamburg 2010.
- DAMJAN, M., SCHILLING, R., Mau, Mao, Miau. Die Katze durch die Jahrtausende, Zürich 1969.
- DINZELBACHER, P., Die Realität des Teufels im Mittelalter, in: Segl P. (Hg.), Der Hexenhammer. Entstehung und Umfeld des Malleus maleficarum von 1487, Köln und Wien 1988, 151-175.
- ERMOLDUS NIGELLUS, Repertorium „Geschichtsquellen des Deutschen Mittelalters“, *Bayerische Akademie der Wissenschaften*, 2012, eingesehen am 9. August 2013.  
<[http://www.geschichtsquellen.de/repPers\\_10094065X.html](http://www.geschichtsquellen.de/repPers_10094065X.html)>.
- FINK, G., MAIER, F., Konkrete Fachdidaktik Latein – L2, München 1996.
- FUHRMANN, M., Geschichte der römischen Literatur, Stuttgart 2005.
- GRATTAN-FLOOD, W., St. Abban of Magheranoidhe, *The Catholic Encyclopedia*, New York 1907, eingesehen am 7. August 2013.  
<<http://www.newadvent.org/cathen/01006f.htm>>.
- GRIMM, J., Deutsche Mythologie. Nach der Ausgabe von Elard Hugo Meyer neu herausgegeben von Helmut Birkhan, Zweiter Band, Hildesheim, Zürich und New York 2001.
- HAIDER, T., Die Natur der „Katzen“ in säkularer und religiöser Phantasie bis 1600, Dipl. Arbeit, München 2001.
- HASUBEK, P., Fabel, in: Ueding G. (Hg.), Historisches Wörterbuch der Rhetorik, Band 3, Euphōr, Berlin und Tübingen 1996, 185-198.
- HERGEMÖLLER, B.-U., Krötenkuß und schwarzer Kater. Ketzerei, Götzendienst und Unzucht in der inquisitorischen Phantasie des 13. Jahrhunderts, Warendorf 1996.
- HEUSINGER VON, S., Die Katze im Kochtopf. Zu Ernährung und Kultur des Mittelalters, in: Wischermann C. (Hg.), Von Katzen und Menschen. Sozialgeschichte auf leisen Sohlen, Konstanz 2007, 33-52.
- HILDEGARDIS ABBATISSA MONTIS S. RUPERTI, Repertorium „Geschichtsquellen des Deutschen Mittelalters“, *Bayerische Akademie der Wissenschaften*, 2012, eingesehen am 18. August 2013.  
<[http://www.geschichtsquellen.de/repPers\\_118550993.html](http://www.geschichtsquellen.de/repPers_118550993.html)>.
- HOLZBERG, N., Die antike Fabel. Eine Einführung, Darmstadt 1993.
- JENNISON, G., Animals for Show and Pleasure in Ancient Rome, Manchester 1937.
- KELLER, O., Die antike Tierwelt, Band 1, Säugetiere, Leipzig 1909.

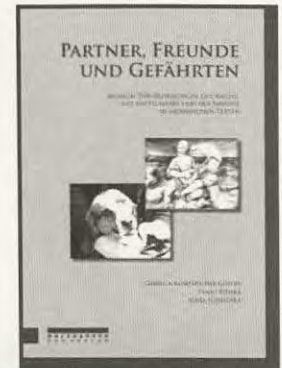


- KELLER, O., Tiere des klassischen Altertums in kulturgeschichtlicher Beziehung, Hildesheim, Zürich und New York 2001.
- LINDNER, K. (Hg.), Von Falken, Hunden und Pferden. Deutsche Albertus-Magnus-Übersetzungen aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, Bd. I, Berlin 1962.
- LORENZ, G., Tiere im Leben der alten Kulturen. Schriftlose Kulturen, Alter Orient, Ägypten, Griechenland und Rom, Wien 2000.
- MEYER, H., Was ist guter Unterricht? Berlin 2004.
- OBERG, E., Phaedrus Kommentar, Stuttgart 2000.
- OESER, E., Katze und Mensch. Die Geschichte einer Beziehung, Darmstadt 2005.
- PAGE, S., Good Creation and Demonic Illusions. The Medieval Universe of Creatures, in: Resl B. (Hg.), A Cultural History of Animals in the Medieval Age, New York 2007, 27-57.
- PASCUA, E., From Forest to Farm and Town. Domestic Animals from ca. 1000 to ca. 1450, in: Resl B. (Hg.), A Cultural History of Animals in the Medieval Age, New York 2007, 82-102.
- PETCOM MEDIEN- UND DIENSTLEISTUNGS GMBH, Heimtierpopulation in Österreich, Wien, 2013, eingesehen am 11. August 2013.  
<<http://www.petcom.at/index/marktdaten/heimtier-population.html>>.
- RESL, B., Introduction: Animals in Culture, ca. 1000 - ca. 1400, in: Resl B. (Hg.), A Cultural History of Animals in the Medieval Age, New York 2007, 1-26.
- REX, H., Die lateinische Agrarliteratur von den Anfängen bis zur frühen Neuzeit, Diss. Wuppertal 2001, eingesehen am 3. August 2013.  
<<http://elpub.bib.uni-wuppertal.de/servlets/DerivateServlet/Derivate-281/d040104.pdf>>.
- SCHÄFER, J., Ökumenisches Heiligenlexikon, Stuttgart 2013, eingesehen am 5. August 2013.  
<<http://www.heiligenlexikon.de>>.
- SCHNUR, H. C., Vorwort, in: Schnur H. C. (Hg.), Fabeln der Antike, Düsseldorf und Zürich 1997, 7-29.
- SCHÖNBERGER, O., Nachwort, in: Rückert F. und Schönberger O. (Übers. und Hg.), Phaedrus. Liber Fabularum, Fabelbuch, Stuttgart 2006, 206-232.
- SCHWARTZ, J., Katzen in der antiken jüdischen Gesellschaft, in: Kamplin R. (Hg.), Eine seltsame Gefährtin. Katze, Religion, Theologie und Theologen, Frankfurt am Main 2007, 41-74.
- SKUPIN, M., Welt der Katzen, 2013, eingesehen am 3. August 2013.  
<<http://www.welt-der-katzen.de/katzenhaltung/biologie/alter/alter.html>>.
- TSCHACHER, W., Malleus Maleficarum (Hexenhammer), in: Gersmann G., Möller K., Schmidt J. M. (Hg.), Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung, *historicum.net*, 2008, eingesehen am 14. August 2013.  
<[http://www.historicum.net/no\\_cache/persistent/artikel/5937/](http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/5937/)>.
- TSCHACHER, W., Kramer Heinrich (Henricus Institoris), in: Gersmann G., Möller K., Schmidt J. M. (Hg.), Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung, *historicum.net*, 2008, eingesehen am 14. August 2013.  
<[http://www.historicum.net/themen/hexenforschung/lexikon/alphabetisch/h-o/art/Kramer\\_Heinric/html/artikel/5935/ca/066ddb3712/](http://www.historicum.net/themen/hexenforschung/lexikon/alphabetisch/h-o/art/Kramer_Heinric/html/artikel/5935/ca/066ddb3712/)>.
- ZEUNER, F. E., Geschichte der Haustiere, München 1967.

### Anmerkung der LF-Redaktion

Wir möchten auf die folgende, zum Thema des Beitrags von Romina Lebitsch passende Publikation hinweisen:

**Gabriela Kompatscher Gufler/ Franz Römer/ Sonja Schreiner:**  
**Partner, Freunde und Gefährten.**  
**Mensch-Tier-Beziehungen der Antike, des Mittelalters und der**  
**Neuzeit in lateinischen Texten**  
Wien: Verlag Holzhausen 2014  
(154 S.; ISBN: 978-3-902976-26-0; € 19,80)



### Verlagsinformation

Auf vielfältige und eindrückliche Weise belegen literarische und wissenschaftliche Texte sowie bildliche Darstellungen aus der Antike, dem Mittelalter und der Neuzeit menschliche Zuneigung gegenüber Tieren. In größerem Umfang begegnet man dem literarischen Ausdruck einer verinnerlichten Mensch-Tier-Beziehung erstmals in der Dichtkunst des Hellenismus (3./2. Jh. v.Chr.), doch schon die homerische Odyssee hat einen treuen Hund unsterblich gemacht: Argos stirbt erst, nachdem er die Rückkehr seines Herrn Odysseus (nach zwanzig Jahren!) erlebt hat.

„Partner, Freunde und Gefährten“ bietet erstmals eine Fülle von (lateinischen und volkssprachlichen) Texten zu zahlreichen domestizierten und wildlebenden Spezies und kommentiert und interpretiert sie unter Heranziehung moderner wissenschaftlicher Literatur aus verschiedenen Sparten (Literaturwissenschaft, Geschichte, Verhaltensforschung, Zoologie und Tierethik). Das Nebeneinander von Originaltexten und Übersetzungen ermöglicht Zugänge von verschiedenen sprachlichen Niveaus aus. Die Konzeption ist insofern neuartig, als es bisher nur eine Handvoll ansatzweise vergleichbarer Publikationen gibt, die einem Paradigmenwechsel Rechnung tragen, der nicht mehr nach dem ökonomischen, sondern nach dem emotionalen Wert und den Rechten von Tieren fragt. Das vorliegende Lesebuch eignet sich somit – neben seiner Funktion als Florilegium für TierliebhaberInnen und TierschützerInnen, die sich auch mit Texten befassen wollen, die bisher noch nicht in ihrem Fokus waren – auch zur Verwendung im Latein- und Geschichteunterricht. Viele Texte regen zum Nachdenken an und sensibilisieren, ohne mit dem erhobenen Zeigefinger zu belehren.

Das vorliegende Lesebuch eignet sich somit auch zur Verwendung im Latein- und Geschichteunterricht. Die Erfahrung hat gezeigt, dass SchülerInnen verschiedener Stufen vor allem bei lateinischen Texten, in deren Zentrum Tiere als respektierte Koexistierende stehen, leicht einen lebensweltlichen Bezug herstellen und somit sehr bald große Motivation zur Bearbeitung derartiger Texte entwickeln können.

Arbeitsunterlagen für den Schulunterricht stehen unter folgender Adresse kostenlos zur Verfügung:

[https://shop.verlagholzhausen.at/hhshop/media/files\\_public/jriogsexqg/Arbeitsaufgaben.pdf](https://shop.verlagholzhausen.at/hhshop/media/files_public/jriogsexqg/Arbeitsaufgaben.pdf)

Anregungen für den Einsatz der im genannten Buch versammelten und interpretierten Texte im Schulunterricht können die hier präsentierten Arbeitsaufgaben geben. Einige derselben sind so konzipiert, dass die SchülerInnen zur Diskussion ermuntert werden und Parallelen zur heutigen Sichtweise auf das Verhältnis zwischen Mensch und Tier ziehen können (Kuscheltiere vs. sog. „Nutz“-Tiere, industrielle Tierausschöpfung vs. Tierbefreiungsbewegungen etc.). Die Anbindung der ausgewählten Texte an die Module *Gestalten und Persönlichkeiten aus Mythologie und Geschichte – Der Mensch in seinem Alltag – Suche nach Sinn und Glück – Witz, Spott, Ironie – Fachsprachen und Fachtexte – Rezeption in Sprache und Literatur* ist auf unterschiedlichen Ebenen möglich.

Die Texte selbst bieten sich als Basis für einen interdisziplinären Unterricht an (Ethik, Sozialkunde, Biologie etc.), der u.a. die neue Disziplin der Human-Animal Studies miteinbeziehen kann.



**Alle guten Seiten.**



**100 JAHRE**



Alles Buchbar auf [www.tyrolia.at](http://www.tyrolia.at)